

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

C. Abate, R. Albrecht, Ö. Basargan, H. Bektas, R. Caltofen, V. d'Adamo, M. Douka, S. Dikmen, D. Frank, H. Friedmann, J. Chr. Hauschild, M. Höhn, K. M. Maisel, B. Mannhard, H. S. Özkan, U. Schipper-Rappenstein, R. Schami, P. Schütt, A. Tondern, M. Ünal, B. Yıldız, R. Valenta, José Vera Morales

Reinhard Kühnl: Jetzt Dämme setzen . . .

Gino Chiellino: Ausländerfeindlichkeit braucht keine NS-Vergangenheit

Franco Biondi / Rafik Schami: Ein Gastarbeiter ist ein Türke

Carmine Chiellino: Zwischen Solidarität und Klischee

Raoul Hoffmann: Ein Abend in Paris-Harlem

Wigand Lange: Leben im Schwarzenviertel

Randy Perry: Gesundheitswesen in Gottes eigenem Land

Wolf-Rüdiger Wilms: Unternehmen „Mahagonny“

Acht Thesen zum Heimatverbot des Gastarbeiters

Münchner Manifest

AUSLÄNDER Sündenbock oder Mitbürger

1183

JANUAR

LEONID ILJITSCH BRESHNEW

19. Dezember 1906 – 10. November 1982

„Würde ich heute gefragt, welche wichtigste Schlußfolgerung ich, der ich den Krieg vom ersten bis zum letzten Tag mitgemacht habe, gezogen habe, so würde ich antworten: Es darf niemals mehr Krieg geben.

Glücklich ist ein Politiker und Staatsmann, der behaupten darf, er sei immer in der Lage, das zu sagen, was er wirklich denkt, das zu tun, was er wirklich für notwendig hält, sich dafür einzusetzen, woran er wirklich glaubt. Als wir das Friedensprogramm vorschlugen und auf zahlreichen internationalen Konferenzen mit Initiativen zur Beseitigung der Kriegsgefahr auftraten, habe ich das getan, mich für das eingesetzt, über das gesprochen, woran ich als Kommunist stets geglaubt habe und immer glauben werde.

Das ist wohl die wichtigste Schlußfolgerung, die ich aus den Erfahrungen des großen Krieges gezogen habe.“

(L. I. Breshnew, Kleines Land, Damnitz Verlag München 1978)

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

ZU DIESEM HEFT	3
<i>Maró Douka</i> : Wie ein Fotoroman	7
<i>Reinhard Valenta</i> : Kleider schaffen Leute	17
<i>Özdemir Basargan</i> : Deutsche Hunde liebe ich	20
<i>Jan-Christoph Hauschild</i> : Lehrprobe in J.	22
<i>Sinasi Dikmen</i> : Wohnungssuche	26
<i>Uta Schipper-Rappenstein</i> : Sonntag / Diesen Weg ging er entlang / Der Muckerl ist ein schöner Hund	30
<i>Carmin Abate</i> : Wenn eines Abends die Beklemmungen	33
<i>Peter Schütt</i> : Germacken raus	38
<i>Vito d'Adamo</i> : Die Deutschen kommen	39
<i>Rodolfo Caltofen</i> : Die weiße Stadt	43
<i>Habib Bektaş</i> : Zwischen gestern und morgen	46
<i>Mehmet Ünal</i> : Der Brief, der nach der Türkei riecht	47
<i>Rafik Schami</i> : Der Kummer des Beamten Müller	49
<i>Richard Albrecht</i> : Lärmschutzgutachten	51
<i>Bektaş Yıldız</i> : Tage, die wir lebten	61
<i>Alf Tondern</i> : nachrede	63
<i>Hülya Serap Özkan</i> : Wünsche	65
<i>Herbert Friedmann</i> : Anregungen zu Tagesausflügen / Empörung	66
<i>Bernd Mannhard</i> : „DAMALS“	67
<i>Kirti Michael Maisel</i> : Amerika und anderswo	68
<i>Dieter Frank</i> : Schlaflos	71
<i>Reinhard Kühnl</i> : Jetzt Dämme setzen gegen Ausländerhetze und Neofaschismus	73
<i>Michael Höhn</i> : Anmerkungen zur Ausländerfeindlichkeit	79
<i>Gino Chiellino</i> : Die Ausländerfeindlichkeit braucht keine Nazivergangenheit	81
<i>Gino Chiellino / José Vera Morales</i> : Acht Thesen zum Heimatverbot des Gastarbeiters	89
MÜNCHNER MANIFEST	92
<i>Franco Biondi / Rafik Schami</i> : Ein Gastarbeiter ist ein Türke	94
<i>Carmin Chiellino</i> : Zwischen Solidarität und Klischee	107
<i>Raoul Hoffmann</i> : Ein Abend in Paris-Harlem	113
<i>Wigand Lange</i> : Leben im Schwarzenviertel	120
<i>Randy Perry</i> : Gesundheitsbeter in Gottes eigenem Land	128
<i>Wolf Rüdiger Wilms</i> : Unternehmen „Mahagonny“	141
ANMERKUNGEN	160

Am Vorabend des FDP-Parteitags in Westberlin bezeichnete Exkanzler Helmut Schmidt seinen langjährigen Vize Hans-Dietrich Genscher als „einen der größten politischen Opportunisten, die es gibt“. Genscher denke in vielen Dingen völlig anders als er handle. Doch welcher der führenden Politiker der Bundesrepublik Deutschland kann schon für sich in Anspruch nehmen, daß er so handelt, wie er denkt? Den Meldungen zufolge, die Schmidts Schelte an Genscher kolportierten, habe er sich dabei auf ein Zitat des CDU-Generalsekretärs Geißler gestützt. Wohl nicht, weil er einen Prozeß befürchtete. Unter Politikern, deren höchste Kunst mehr und mehr dahingeht, wie sie sich gegenseitig den Schwarzen Peter zuschieben, gehört das richtige Zitieren zum Geschäft. Und man möchte hier gleich einen Spruch von Tucholsky über Intellektuelle, die sich wehren Intellektuelle zu sein, abwandeln: Wenn ein Opportunist einen anderen Opportunisten einen Opportunisten nennt, . . . Nein! Das soll nicht heißen, wir wollten den Unterschied leugnen.

Die Umstände des Sturzes, den Schmidt seit langem hat selbst erkennen können – werden wir es je bestätigt bekommen? –, bieten aufregenden Stoff – für Dramen und Lustspiele. Die Tragödie wird sich nur verhindern lassen, wenn das Volk sich weigert, die Rechnung zu bezahlen, die ihm die vereinigte Mafia der Rechten nun zubereiten will. Es geht hier um Folgen, die schon jetzt erkennbar auf die Mehrheit des Volkes zukommen. Und es geht letztlich darum, ob man das Volk wieder zur Schlachtbank führen kann und eine getäuschte Mehrheit der Devise folgt: Nur die dümmsten Kälber wählen ihre Schlächter selber.

Zu fragen wäre noch, ob es wirklich einen Wechsel in der Sache gegeben hat. Schließlich kann ein Wechsel der Personen nicht von heute auf morgen die Verhältnisse, wie sie sind, verändern. Etwas radikal Neues bietet ja Kohl seinem *Indula* (Gewerkschafter unter sich, wenn sie abkürzen: In-diesem-unserem-Land) keineswegs. Dennoch: In fast allen Bereichen der Innen- und Außenpolitik werden die Weichen schärfer auf Rechtskurs gestellt: beim NATO-Raketenbeschluß, beim Abbau der Sozialleistungen, bei Berufsverboten usw.

Über die Feinheiten der Strategie und Taktik, warum die sogenannte sozialliberale Koalition gesprengt wurde, haben sich in den letzten Wochen Linke den Kopf zerbrochen, die im Machen mehr sehen als in Sachen. Sie haben sich den Kopf der Herrschenden zerbrochen, über den sie selbst gar nicht verfügen. Warum rätseln, wenn der Klartext so leicht zu haben ist? Friedrich Karl Fromme, Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, die ihren klugen Kopf nie verbirgt, kam drei Tage vor dem Sturz Schmidts zu dem Ergebnis: „Es kommt nicht darauf an, welche Kürzel die Parteien tragen, namens deren die Bundesrepublik regiert wird. Aber es kommt darauf an, daß der offensichtliche Zustand des In-den-Tag-Hineinlebens, während die Fundamente immer schmaler werden, beendet wird. Die SPD kann das nicht. Die Verständigen in ihr wissen, daß man den ‚Reichen‘ nicht mehr viel nehmen kann.“ Die armen Reichen? Ja, das *Handelsblatt* vom selben Tag notierte nach der Hessen-Wahl einen „schwarzen Montag für den Aktienhandel . . .“.

Wir wollen nun nicht den trauernden Reichen der Republik und ihren Fürsprechern nacheifern und behaupten: Sie haben genug Geld, um die Republik wahlweise mit Kürzeln regieren zu lassen, während wir teure Argumente finden müssen, um die Unterschiede der Kürzel deutlich zu machen. Klar ist doch eines: Wovor sich Fromme und alle, deren finstere Sorge er zusammenfaßte, fürchten wie der Teufel vor dem Weihwasser, ist eine Bundesrepublik der „neuen Mehrheiten links von CDU/CSU“ (und Genscher) (so Willy Brandt nach der Hessen-Wahl), die es fertigbrächten, die Abwälzung der Krisen- und Rüstungslasten auf die arbeitende Bevölkerung zu stoppen, im Verständnis der Fromme den „ökonomischen Zusammenbruch“ der BRD herbeizuführen. Fromme dazu: „Sie wäre leichte Beute für die, die mit der Ökologie brutal Schluß machen und bestimmen würden, daß stramm nach Plan produziert und daß das sozialistische Vaterland verteidigt werde.“ Es ist schon erstaunlich, wie wenig herrschende Persönlichkeiten dem Aufwand trauen, mit dem sie den Antikommunismus am Leben halten.

Um den Spott zu beenden: Die Angst vor der Einsicht des Volkes in die Betrügereien der herrschenden Mafia ist offenbar so groß, daß man *jetzt* Vorkehrungen treffen muß, die jeden Gedanken an eine Alternative zum Gesetz des Höchstprofits im innern und der Konfrontation nach außen ersticken – sei es aus Mangel an Phantasie, aus Angst oder aus Feigheit. Und eben das kann man der SPD als Ganzem nicht zutrauen: *Sie kann das nicht*. Die herrschende Klasse stellt sich auf eine Verschärfung der sozialen Gegensätze und damit auch auf eine Verschärfung der Kämpfe ein. Das gilt für die Innen- und Außenpolitik. Da geht die „Sicherheit des Staates vor Datenschutz“ (CSU-Spranger, Bundesinnenministerium); da weiß man schon jetzt, es „gibt keine Friedensbewegung“ – ist das die Ankündigung einer großangelegten Kriminalisierung mit Hilfe der Medien-Mafiosi? Und man hält sich so siegessicher wie Goebbels im Bunker der Berliner Reichskanzlei 1945: Wenn es „in Genf zu keinen Verhandlungsergebnissen kommt“ (ein Ergebnis, das geplant ist), werde man die Raketen stationieren, mit denen man die UdSSR enthaup-ten könne. Und das zu einem Zeitpunkt, da 70 % der US-Wähler für ein Einfrieren der Nuklearwaffen stimmen! Germans to the front!? Man kann hier die jüngsten Warnungen Egon Bahrs verstehen, die SPD sehe in den Äußerungen Kohls und Wörners zur Raketenstationierung („man werde ja auch danach verhandeln“) eine Preisgabe der deutschen Position gegenüber den Verhandlungen der USA und der UdSSR in Genf, was zu einer Überprüfung der SPD-Haltung zum NATO-Raketenbeschluß führen könne.

Die Geschichte der Deutschen, die den „Endsieg“ planen, ist nicht zum Lachen. Die Geschichte der Deutschen, deren Bedarf an Sündenböcken wächst, ist voller Angst, Brutalität und Schrecken. Ohne Änderung der Politik ist doch klar: der Bedarf an Sündenböcken wächst.

Wer sich das aus der Geschichte herausklauben will, kann 1983 an ein fünfzigjähriges Jubiläum denken. Die akademische Debatte – Ist Bonn gleich Weimar? – lenkt ab von den tatsächlichen Parallelen in der Politik: In dem Augenblick, da die Wirtschaftspolitik von Margaret Thatcher und Ronald Reagan in der Öffentlichkeit Großbritanniens und der USA eine Pleite erleidet, sollen deren Richtlinien bei uns eingeführt werden – wo man diese

unter dem Namen der Brüningsschen Notverordnungen und ihrer Folgen vor 1933 schon weidlich kennengelernt hatte.

Wer wiederholt, versucht sich zu tarnen. Welche Tarnung wird bevorzugt? Die „Bedrohung“ durch Ausländer, weil es eben davon viele gibt? Man geht kombiniert vor. Spaltung ist ein Geschäft mit vielen Niederlassungen. Die Vorgänge um den VS kündigen das Spiel nur scheinbar auf Nebenschauplätzen an. Wir werden darauf im nächsten Heft zurückkommen. Doch ist hier schon jetzt das Symptom zu benennen, das unmittelbar mit den neuen Rechtstendenzen zu tun hat. Muß es Gerhard Zwerenz, der sich auf eine antifaschistische Ausgangsposition beruft, nicht stutzig machen, wenn ihm die *Deutsche National-Zeitung* (1. 10. 1982) „Mut und Konsequenz bescheinigt“, weil er aus der IG Druck und Papier und dem VS ausgetreten ist? Hat Franz Xaver Kroetz übersehen, wem er beim *Münchener Merkur* Schützenhilfe gegeben hat, wo er den ihm offenbar recht unbekannten VS als einen „unmusischen Literatenbefehlsempfängerhaufen“ anschwärzte, um dann sogleich vom *Deutschland-Magazin* als „bayerischer Bühnenautor von beachtlichem Talent“ gefeiert zu werden?

Nicht nur der Bedarf an Sündenböcken wächst, auch der an Dissidenten, die sich ins Geschäft des kalten Krieges begeben, steigt – dafür hat die Reagan-Administration immerhin 55 Millionen Dollar in Aussicht gestellt.

In diesem Heft haben wir es mit einem der neuen Sündenböcke zu tun – den Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland, die man zur Täuschung des eigenen Volkes und der Betroffenen zunächst als „Gastarbeiter“ bezeichnet hatte.

Vorerst spielen die Herrschenden – wie das Reinhard Kühnl ausführt – den Trumpf, über den sie auf diesem Gebiet verfügen, noch nicht voll aus. Damit ist auch die Frage gestellt, ob diese Karte eingesetzt wird. Uns erscheint weniger wichtig, darüber zu spekulieren, als danach zu fragen, wie man das verhindern kann. (Warum sollten die Herrschenden davor zurückschrecken, das zu tun, was ihre Verbündeten in der Türkei praktizieren, während man die Türken in der Bundesrepublik verteufelt? Hat nicht unlängst ein bundesdeutsches Gericht die Folter in der Türkei als ein legitimes Mittel zur Verteidigung des Staates gegen den Terrorismus ausgewiesen?) Wichtiger als die Frage, wie weit die Herrschenden heute im Vergleich zu denen des Jahres 1933 zu gehen bereit wären, ist doch das Problem, wie erfolgreich die Kräfte der Demokratie sein werden, wenn sie sich gegen Entsolidarisierung wenden und nach einem vernünftigen gemeinsamen Ausweg aus der Krise suchen.

In diesem Sinn machen die Demonstrationen der Gewerkschaften, die den Kampf um soziale Rechte und Friedenssicherung verbinden (Jakob Deffner, Landesvorsitzender des DGB-Bayern in Nürnberg: „Kürzt nicht die Sozialausgaben sondern die Rüstungsausgaben!“), einige Hoffnung. Mit Erfolg kann man der Ausländerfeindlichkeit als einem Mittel der Ablenkung von den Ursachen der Krise nur dann begegnen, wenn der Einsatz für Solidarität und Friedenssicherung umfassend begriffen wird.

Die Schwierigkeiten mit der Solidarität zwischen deutschen und ausländischen Arbeitnehmern widerspiegeln sich auch in diesem Heft. Kann Pfarrer Michael Höhn mit seinem Beispiel aus dem Unterricht bei Schülern Betroffenheit

bewirken, wenn er Parallelen zwischen der Ausländerfeindlichkeit der Gegenwart und dem faschistischen Überlegenheitswahn der Nazis zieht, so äußert Gino Chiellino Bedenken gegen die Methode solcher Parallelen. Peter Schütts Buch zum Umgang mit Ausländern ist gewiß ein engagierter und wichtiger Beitrag, doch wenn wir die Einwände der Autoren Biondi und Schami lesen, wird uns deutlich, daß Schütts Einlassungen da und dort mit rückständigen Haltungen bei Millionen Bundesbürgern zu tun haben. Ähnliches gilt für die Polemik des Autors Carmine Chiellino gegenüber Kritikern an *Kursbuch*-Texten. Je solidarischer wir miteinander umgehen, desto selbstverständlicher wird gegenseitige Kritik an allem, was an reaktionären Traditionen fortwirkt – in unserer Kultur und nicht minder in der unserer ausländischen Mitbürger. Eine Lösung dieser Probleme wird es nicht geben, wenn man es bei bloßen theoretischen Debatten beläßt.

Wie kompliziert auch die praktische Erfahrung ist, zeigen die Versuche der Initiatoren des „Polinationalen Literatur- und Kunstvereins e. V.“, der erstmals 1980 in Frankfurt am Main gegründet wurde und der auf alle nur denkbaren bürokratischen und organisatorischen Komplikationen stieß, bevor er schließlich dazu kam, regelmäßige Zusammenkünfte zu organisieren. (Ein Antrag auf Gemeinnützigkeit beispielsweise wurde von einem Amtsgericht im Februar 1982 mit der Begründung abgelehnt: „Eine Förderung der Allgemeinheit ist nur dann gegeben, wenn der Kreis der Personen, denen die Förderung zugute kommt, weder fest abgeschlossen ist, noch infolge seiner Abgrenzung, insbesondere nach *nationalen* Merkmalen, dauernd nur klein sein kann.“)

Als die Initiatoren des Vereins *PoLiKunst* zu ihrer Jahrestagung am 26. September 1982 in Frankfurt am Main Einladungen an über 200 deutsche Kolleginnen und Kollegen geschickt hatten, fanden sich, obgleich *PoLiKunst* einen repräsentativen Kreis der Literatur und Kunst der Ausländer in unserem Land darstellt, keine deutschen Gäste ein.

Wir sehen darin ein Beispiel mangelnder gemeinsamer Erfahrung. Wenn die Beiträge dieses Heftes, die uns – nach der Ausgabe des *kürbiskern* 3/79: *GASTLAND UND GETTO* sowie anderen, jenem Heft vorausgegangenen Beiträgen – als eine neue Stufe der Erkenntnis und der Erfahrung erscheinen, so wäre die Anregung zu praktischem gemeinsamen Entdecken das wichtigste Ziel. Denn: Solange wir nicht die eigene Betroffenheit und die Ursachen entdecken, die zum Mitbürger Ausländer geführt haben, werden wir leicht Opfer der Demagogie werden, die seit eh und je nach dem Prinzip *teile und herrsche* verfährt.

München, November 1982

Redaktion *kürbiskern*

Maró Douka Wie ein Fotoroman

Eléni öffnet ihre Augen; sie weiß nicht, ob sie gerade aufgewacht ist oder überhaupt nicht geschlafen hat. An den Wipfeln der Zypressen sieht sie, daß es windig ist. „Bei Tagesanbruch haben wir zwei Tore geschossen“, sagt die blonde Krankenschwester flüsternd zur Dicke. Und hier im KAT bedeutet „Tor“ doch: es ist einer gestorben. Mein Gott, die Dicke lacht; nicht daß Tränen viel nützen – aber schon sechs Monate ist die Dicke bettlägerig, seit sechs Monaten geht ihr Mann bei einer Friseurin hinter dem Vorhang aus und ein, sechs Monate – und sie lacht!

Auf dem Korridor sind schon Schritte zu hören und die Telefone klingeln bereits.

– „Hast du gehört, Eléni, zwei!“

– „Was bedeutet denn Kalk?“

– „Weiß bedeutet was Gutes.“ Die Dicke sieht sie fragend an. Aber andererseits, was kümmert sie das? Es ist ihr lästig, seit drei Monaten Elénis Traumdeuterin zu spielen.

– „Und die Blasen? Du hättest sehen sollen, wie der Kalk schäumte . . .“

Rechts neben Eléni fängt die Alte wieder an:

– „Marika, komm und schmink mich“, den ganzen Tag immer wieder: „Marika, Marika“ – ein Todesröcheln.

Die Dicke gibt keine Antwort wegen der Blasen – sie weiß keine. Aber das Schäumen gefällt ihr nicht und sie schützt schlechte Laune vor, Stiche im Rücken, sagt sie, kein Auge hat sie zugetan vor Schmerzen.

Auch bei Eléni kennt der Schmerz kein Erbarmen.

Sie hätte gern in geordneten Verhältnissen mit Mann und Kindern gelebt. Ihr Mann hätte eine feste Arbeit gehabt und alles hätte sich in einer warmen Wohnung abgespielt. Für Eléni wäre der höchste Genuß gewesen, hin und wieder ihre Knochen an einer Zentralheizung aufwärmen zu können. Und im allgemeinen hätte sie die Dinge gern wohlgeordnet gehabt.

So sang sie jeden Nachmittag nach Feierabend auf dem Heimweg leise vor sich hin, darauf lauernd, daß die große Liebe käme. Sie wußte freilich, daß heutzutage keine Wunder mehr geschehen, ohne daß man selbst den Finger rührt. Damals hatte sich ihre Freundin Stella, mit der sie in der Strickerei zusammen arbeitete, mit einem Spengler davongemacht. Und Eléni welkte langsam dahin – warum fand sich denn nicht auch für sie ein Spengler!

Bis sie ihn bei einem ihrer Spaziergänge doch traf – nur keinen Spengler. Sie traf ihn, einen zwei Meter langen, dunklen Typ, der hieß Christos. Ob es regnete oder schneite, Christos und Eléni wurden zusammen naß. Sobald sie Feierabend hatten, stiegen sie den Hang des Skousé hinauf und breiteten gleich eine Zeitung unter den Kiefern aus. Allmählich planten sie ihre Hochzeit und begannen, für eine Zweizimmerwohnung zu sparen.

In jenen drei Monaten des großen Glücks jedoch begrub Eléni ihre Mutter, einen Vater hatte sie schon lange nicht mehr. In jenen drei Monaten verhaftete man auch ihren Bruder wegen Rauschgift. Viel Lauferei, auf der einen Seite das Begräbnis für ihre Mutter und auf der anderen Seite Polizei und Gefängnis

wegen des Bruders. Und als hätte das alles noch nicht genügt – auch die Pariser erwiesen sich als unnütz! Denn obwohl sie besonders stabile Gummis gekauft hatten, wurde Eléni schwanger. Wie sie nachrechnete, mußte es schon in der ersten Woche passiert sein. Hätte sie das gewußt, jammert sie, hätte sie wenigstens ohne Furcht ihren Spaß daran haben können. Hals über Kopf stand sie als Braut vor dem Altar – sie, die von Blumensträußen geträumt hatte und von einem großen Auto! Von der Kirche, festlich beleuchtet, mit dem Domchor. Na ja – Hals über Kopf heiratete sie also. Und was die Zweizimmerwohnung betraf, so mußte sie feststellen, daß sie nicht über das Zimmer hinausgekommen war, in dem sie mit Mutter und Bruder gehaust hatte – nur der Mitbewohner hatte gewechselt. Und statt zu Hause zu bleiben und von nun an die große Dame zu spielen, arbeitete sie wieder in der Strickerei. Wieder lief sie durch dieselben Gassen und bog um dieselben Ecken, und wieder begegnete sie jeden Morgen unausgeschlafenen Menschen auf ihrem Weg – nur daß Christos nach der Hochzeit mit den Ohrfeigen anfang. Und jeden Sonnabend, wenn es Geld gab, konnte man was erleben im Zimmer, da die Rechnung so oder so nicht aufging. Christos beschuldigte sie der Verschwendung, und sie warf ihm sein 17 + 4-Spiel im Kafonion vor, und die Vorwürfe nahmen kein Ende. Aber die Schwangerschaft schritt fort und keine Ersparnisse, um ein Leibchen zu kaufen für das Kind, das auf die Welt kommen sollte. Und eines Abends lief Christos die Galle über und er drückte seine Zigarette auf ihrem Knie aus. Im Moment glaubte sie, sie würde eine Fehlgeburt haben vor Schmerz, aber hauptsächlich dachte sie daran, wie tief sie gesunken waren. Und was er ihr auch sagen mochte, und wenn er ihr das Meer mit allen seinen Fischen zu Füßen legte – es wäre ihr unmöglich gewesen, ihm zu verzeihen. Und so lief sie nach Feierabend wieder los und lauerte an den Ecken auf die große Liebe. Aber ein anderer Mann fand sich nicht. Sie fügte sich in ihr Schicksal und die Schwangerschaft nahm ihren Lauf. Ihr erster Sohn wurde geboren, sie taufte ihn Themistoklis – Christos Vater hatte so geheiß – und sie würden ihn Themis nennen. Und eines Abends, zwei Jahre später – sie wußte selbst nicht wie – war sie wieder schwanger. Sie beobachtet die orangefarbenen Adern der Marmelade und die Blume auf dem Zuckertütchen. Man kommt und nimmt ihr das Tablett von der Brust – sie hat nur die Milch geschlürft durch einen der gebogenen Trinkhalme, die man allen Kranken gibt, die auf dem Rücken liegen müssen. Dieser Tag, auch er wird ihr noch schwerer werden, wenn sie zusehen muß, wie die Essensträgerinnen sich so bücken können und vom Boden aufsammeln, was runtergefallen ist. Die Essensträgerinnen mit den rosa Hauben, mit den Krampfadern, die lachen und schlüpfrige Witze erzählen, die vom Wetter und vom Leben reden und weise sind – die Essensträgerinnen mit der gesunden Farbe auf den Armen und den rundlichen Ellbogen. Dann fängt Eléni an, das weinrote Hündchen – Marke El Greco – zu streicheln, das auf ihrer Kommode sitzt. Plötzlich verkriecht sie sich unter die Decke, ihr Körper wird von Schluchzen geschüttelt. Die Dicke links ist anfangs ganz erschrocken, dann widmet sie sich ihrem Strickzeug. Sie will sie fragen, warum sie weint, aber im Grunde ist es ihr gleichgültig. Jeder hat sein eigenes Päckchen zu tragen, denkt sie mit zusammengepreßten Lippen. Fräulein Julia

behauptet, die Liebe hätte schwarze Augen, ein wenig bewölkt. An diesem Punkt macht sie eine graziöse Handbewegung: „es riecht nach Fischen von Faliro.“ Julia verliert den Faden. „Dann machte Amor mit dem Oberkörper eine tiefe Verbeugung bis auf die Knöchel und trug ihr vor:

„Eine Frucht schnitt ich nicht

vom Baum des Lebens;

ich sammelte nur auf, was ich fand,

heruntergefallen auf die Erde.“

Gemeinsames Lachen. Denn Lachen ist gesund. Eléni wischt sich die Augen. Und so hatte Eléni wieder eine Niederkunft und ihr 25. Lebensjahr näherte sich dem Ende. Aber eines Montags starb ihr das kleine Mädchen, das sie geboren hatte. Christos sagte: „Was heulst du wegen einem fünf Monate alten Geschöpf? Sollen wir nicht ausgehen, damit wir auf andere Gedanken kommen?“

Und das taten sie dann auch. Aber sie konnte sich beim besten Willen nicht amüsieren. Sie trank nur die Gläser aus, die Christos und seine zwei Freunde ihr füllten. Mit ihnen hatte er in Florina zusammen gedient. Später erinnerte sie sich, daß sie in einem unbekannten Zimmer aufgewacht war. Sie hatte sich aufgesetzt und geschrien, weil sie neben sich einen von Christos Freunden liegen hatte, auf dem Rücken und behaart, beim Schnarchen kamen ihm die Haare aus den Nasenlöchern heraus. „Mein Kleines, mein Liebes“, besänftigte er sie aus Angst, daß man sie womöglich im Hotel hören könnte – bis sie ihn an den Rand der Verzweigung brachte und er sie beinahe erstickt hätte mit seinen Händen auf ihrem Mund.

Bis sie in den Augen dieses Mannes endlich las, daß ihr eigener Mann sie hergegeben hatte. Und sie wußte sehr wohl, daß man so etwas Zuhälterei nennt. Sie hockt sich in eine Ecke des Bettes und weinte, und der Freund rollte sich neben ihr zusammen und leckte ihr die Tränen ab. Warum sollte sie sich Sorgen machen, wenn doch ihr eigener Mann sie anbot? Er würde sie nicht sitzenlassen. Er könnte ihr helfen und sie beschützen, sie möge ihm nur grünes Licht geben. Dann würde Eléni sehen, daß er in der Lage sei, sie zur Königin zu machen. Und er erklärte ihr, daß es sehr einträglich sein würde, wenn sie mit zehnfachem Tagelohn in der Hand aufwachen würde. Sie solle mal an den Fingern abzählen, und dann solle sie in Gottes Namen sagen, was sind sechs Tagelöhne von der Strickerei jede Woche wert, in dem Monent, wo sie jeden Morgen beim Aufwachen zehn solche in der Hand halten könnte. Und – psst – nicht von der Moral reden, er frage sie nur, ob es sich lohne, er frage sie, ob sie es nötig habe, jung und knackig wie sie sei, in der Armut zu ersticken. Er würde sie in Kolonaki unterbringen, mit Industriellen und Reedern als Kunden, er würde sie zur Dame machen. Und was Christos betraf – er enthüllte ihr Christos Charakter – der hatte in Florina mit einer Diva angebändelt und war mit ihr durch Griechenland auf Tournee gegangen, und gestern Abend hatte er (wir wollen jetzt reinen Wein einschenken!) sie, Eléni, ihm für einen Fünfhunderter angeboten – ihr eigener Mann!

Die Stationsschwester kommt herein. Eléni erinnert sie an die Heilsalbe für die Wunden. Die Stationsschwester antwortet, das sei nicht mehr nötig, morgen würde sie sowieso in die Chirurgie gebracht. „Ihre Schmerzen, meine Dame,

werden ein Ende haben.“ Sie macht eine Runde im Saal, die Stationsschwester mit ihrem Umhang. Sie macht halt und legt ihre Hand auf die Stirn von Frau Faní. Die hat einen Sohn, der zur See fährt, und so hat sie die Hundertdrachmenscheine stets griffbereit zur Hand, um sie unter die Schwestern zu verteilen.

Frau Faní seufzt stolz. Die Stationsschwester dreht sich um und verschwindet. Darauf Eléni bitter: „Erst läßt man mich drei Monate mit dem Eisen im Knie liegen, fest auf dem Rücken und zieht mir die Gaze aus der Wunde als würde man Schlachtvieh häuten. Und dann sagen sie dir, die Wunden sollen sich erst schließen, damit du operiert werden kannst. Und wie sollen sich die Wunden schließen, wenn bei jedem Verbandswechsel das Blut in Strömen fließt?“

„Schau, das Wetter hat sich gebessert, bald wird die Sonne scheinen!“ Ein Fräulein ganz in weiß, mit gepflegten Fingernägeln, kommt hereingestürzt, um Eléni ein EKG zu machen. Die Dicke guckt zu und macht Witze, heute wird es viel zu rasieren geben. Dies sei die Gelegenheit, Elénis Beine in Ordnung zu bringen, wo sie doch morgen ganz früh zur Operation gebracht würde. Die Privatschwester des Mädchens mit der Sonderbehandlung neben der Glaswand schleppt die Vase mit den Nelken und Hyazinthen; „wie Leichenblumen“, gibt die Dicke von sich, „man wird sie in Blumen ersticken!“

Eléni trinkt zwei Wattetupfer mit Spiritus. Den einen gibt sie der Dicken. Sie reiben ihre Häse ab, dann nehmen sie die Dreckkrümel und werfen sie weg. Eléni hatte es dennoch geschafft: sie besorgte sich den Paß für Deutschland. Sie verließ den Nichtsnutz und überließ auch Themí ihren Schwiegereltern. Dort in Deutschland gibt es gute Arbeit, hatte sie gehört, und sie ging, um wie ein Pferd zu schuften. Sie dachte daran, eine Strickmaschine zu kaufen und eine eigene Strickerei zu eröffnen. Nach und nach plante sie sogar die Einrichtung einer Weberei. Und sie gab die Hoffnung nicht auf, denn es war ihre Art, den Mut nicht zu verlieren. Aber kaum war sie in München angekommen, da ereilte sie schon ihr Schicksal: der zweite Mann! Den Händen zweier Zuhälter war sie entkommen, auf einen namens Jorgos fiel sie dennoch herein.

Bis sie sich über ihre Lage klar war, war sie schon schwanger und hatte nun auch Jorgos auf der Tasche liegen. Er hatte andere Pläne, er wollte in Nea Lióssia eine Reinigung eröffnen. Eléni mußte ihren Plan mit der Strickmaschine begraben. Aber Jorgos war für ein anderes Leben gemacht – auf der Straße zu promenieren mit Flausen im Kopf – in der Werkstatt war ihm der Kittel zu eng. Endlich schaffte es Eléni, mit 300 DM – Christos hätte sogar seine Seele für 300 DM verkauft – geschieden zu werden. Sie heiratete Jorgos und kaum hatte sie begriffen, daß er ihr Mann war, hörte er mit der Arbeit auf und sie erfuhr, daß er es mal mit Deutschen, mal mit Spanierinnen triebe, egal welche Nationalität. Und notgedrungen übte sie sich in Geduld und spielte die Ahnungslose, denn schließlich und endlich war er ihr Mann. Denn mit dem ersten, der sie verbrannt hatte – wovon ihre Beine noch die Narben zeigten – konnte man ihn nicht vergleichen. Auch wenn sie jeden Morgen bei Eiseskälte mit dem Zug zur Arbeit fahren mußte, die Sachen für das Kind hatte sie doch gekauft und sie wartete ab.

Es war ein Junge und sie wollte ihn auf den Namen ihres Schwiegervaters taufen. Dafür würden sie nach Athen reisen. Und wie freute sich Eléni, bei

dieser Gelegenheit ihren Themí wiederzusehen. Es würde auch möglich sein, ihrem verlorenen Bruder ein Päckchen zu schicken. Aber Jorgos wurde immer wieder krank und ihre Ersparnisse gingen an die Ärzte. Erst später erfuhr sie: eine Frau aus Piräus, mit allen Wassern gewaschen, steckte dahinter und der wahre Gund war, daß die Frau aus Piräus sich mit Elénis Ersparnissen einen Kühlschrank, eine Trockenhaube, ja, die ganze elektrische Ausstattung für ihr Zimmer gekauft hatte und daß Jorgos Schlafanzug und Pantoffeln im Zimmer der Frau aus Piräus hatte. Nun konnte Eléni nicht mehr – ihr Kind ungetauft, aber die Geliebte mit allem Komfort! Sie ging hin, um mit ihr zu reden, stattdessen gerieten sie sich in die Haare. Und als sie Jorgos vor die Wahl stellte „die oder ich“, da entschied sich Jorgos für die, nämlich die Frau aus Piräus. Da sagte sich Eléni: dagegen sind doch die Fotoromane ein Dreck. Ihr abenteuerliches Leben könnte man dort nicht finden – immer vom Regen in die Traufe! Der Saal hat zehn Betten, fünf und fünf, doch auf dem Gang, der die Fünfergruppen teilt, gibt es noch zwei Sessel, die bei Hochbetrieb zu Betten werden. Man brachte eine riesengroße alte Frau mit zwei dünnen Zöpfen, die wie Schlangen zitternd herunterhingen. Mit ihr kam ihre Schwiegertochter, eines von den Frauenzimmern, die beim Schlußverkauf wühlen, und ihr Sohn mit einem gewirbelten Schnurrbart. „Mutter, geht es Ihnen gut? Mutter, was möchten Sie?“ fragte das Paar zuckersüß. Sie betteten die Alte auf den ausgezogenen Sessel, verabschiedeten sich eilends und schlängelten sich hinaus, Arm in Arm.

Eléni hebt das Bettuch und betrachtet ihr Bein. Sie hat sich die Lippen kirschrot geschminkt, wie das Hündchen „El Greco“. Gerne hätte sie sich auch ihre Nägel lackiert. Sie sagt zur Dicken, so im Spaß, sie habe es seit drei Monaten mit keinem mehr getrieben und es komme ihr so in den Sinn, den Krankenpfleger, den mit den behaarten Händen, danach zu fragen, oder auch den Pakistani, der gelb wie ein Goldukat aussieht. Dann beginnt sie wieder – ah ah – vor sich hin zu stöhnen: Gott weiß, in welcher Kneipe sich ihr Mann besäuft. Seit einer Woche ist er nicht erschienen, und morgen, du wirst sehen, geht sie in die Chirurgie, ohne daß einer ihrer Angehörigen im Gang auf sie wartet.

Julia kommentiert in feinstem Hochgriechisch das Mittagessen, das zum Kotzen war. „Da, bitte schön, dort ist die erste Klasse, gnädiges Fräulein, dort können Sie Filet essen, hier ist die dritte . . .“ bemerkte die Essensträgerin, nervös geworden durch diese alte Jungfer. „Alles ist Gewohnheit“, ruft um die Ecke Frau Olga, damit sie sie hören, und Frau Faní stimmt mit Augenzwinkern zu. Fräulein Julia schnippt theatralisch die Asche von ihrer Zigarette. Die Tropfen rinnen die Fensterscheiben hinab: auch heute regnet es.

Bei Sonne und Regen

es heiraten die Armen – *)

erinnerte sich Eléni. Und alles kommt ihr wieder in den Sinn, als sei es erst gestern geschehen. Genau gegenüber liegt das Mädchen mit dem gleichen Knochenbruch. Gleichzeitig mit ihr kamen die Blumensträuße rings ums Bett. Daß keine Blumen Elénis Nachttisch schmücken, das ist es nicht; sie denkt an

*) griechischer Kinderreim

ihre Kinder. Auch an den ungelöschten Kalk im Blecheimer, damals, als ihr Themí sein Auge verlor. Ein ganzer Kerl, aber leider einäugig. Und auf einmal sah sie sich in München, ganz von Gott verlassen. Jorgos hatte sich verpflichtet, für den Unterhalt des Kindes aufzukommen. Eléni hatte aber nie etwas davon gesehen. Sie arbeitete und plante wieder für die Strickmaschine. Sie holte ihr Kind jeden Abend vom Kinderhort ab, fütterte es, brachte es ins Bett und schlief selbst unter Seufzern ein. Allerdings, wenn sie sich dazu entschloß, dann ging sie zweimal die Woche aus, um in einer Bierstube, wo auch Frauen verkehrten, auf andere Gedanken zu kommen. Dort trank sie, manchmal allein, manchmal mit ein paar Kollegen, ein Glas Bier. Ab und zu quatschten sie auch noch, dann schlief sie mit einem Sizilianer, der ihr gefiel, und auch mit einem Türken, was soll's, dachte sie, sie sind doch alle gleich, danach fing alles wieder von vorne an.

Eines Morgens faßte sie den Entschluß, zurückzukehren. Monatelang träumte sie von ihrem Themí, groß wie ein richtiger Mann. Sie sah ihn vor sich, wie er sie ansprach, weil sie ihm keine richtige Mutter gewesen war. Das Bild ihres Sohnes vermischte sich mit der Gestalt ihres Bruders, auch ihr Kind landete im Gefängnis. Und immer wieder spuckte ihr Themí sie an, weil sie sich nicht wie eine Mutter verhalten hatte. Danach wachte sie auf und weinte. Zum Teufel mit der Strickmaschine! Eines Morgens stand sie erleichtert auf, weil sie ihren Entschluß gefaßt hatte. Sie würde nach Kolonós zurückkehren, würde ihre alte Wirtin aufsuchen, sie kannte ganz Kolonós wie ihre Westentasche, etwas würde sie schon finden. Noch nie war Eléni verloren gegangen. In jeder schwierigen Stunde hatte sie einen Halt gefunden. Auch wenn sie zufällig gerade in keinen verliebt war, in sich selbst war sie es bestimmt. Sie versuchte immer, sich zurechtzumachen, niemals vernachlässigte sie ihr Äußeres. Sie scheute keine Laufereien, war anpassungsfähig und verlor nie die Fassung, weder in Büros, noch in Ämtern noch in Wartesälen. Damals hättest du sie sehen sollen! Kaum hatte sie den Entschluß gefaßt, war sie auch schon in Kolonós mit ihrem Kind. Sie ging auf der Stelle nach Levkas und taufte ihr Kind Stélio, auf den Namen seines Großvaters. Sie ließ es sogar bei ihren Schwiegereltern, denn auch wenn sie sich von Jorgos getrennt hatte, offiziell war sie doch noch seine Frau; sie ließ es bei ihnen, bis sie Arbeit gefunden und sich eingerichtet haben würde, und die Alten zeigten großes Entgegenkommen. Themí hatte sie mit fünf Jahren dort gelassen, sie fand einen richtigen jungen Mann, Christos wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie war sogar nahe daran, Abneigung gegen ihn zu empfinden wegen dieser Ähnlichkeit. Aber sein Gesicht hatte einen kläglichen Ausdruck, als ob er jeden Augenblick zu weinen anfangen würde. So bekam sie Mitleid mit ihm und so sehr sie sich wunderte, daß er aus ihrem Bauch gekommen war, so sehr liebte sie ihn. Er wiederum machte solche Sprüche und Pläne, daß er, wenn er einmal groß wäre, ihr ein Auto kaufen würde. Und daß er Maschinenbauingenieur würde und: „wo ist unser Stelákis jetzt?“ Den wird er Medizin studieren lassen – er – den Stelákis! Die Luft ist verpestet. Rechts von Eléni, die alte Frau – ihr Hintern eine rote Fäulnis, und man sagt, daß auch die Schwestern ihre Geduld mit der Todeskandidatin verloren hätten. Auf der anderen Seite Julia, die mit ihrem unherrschenden Charakter ihre Fabriken verschleuderte, indem sie ihren Liebha-

bern durch Europa nachjagte. Jetzt, wo die Schwester vom Dienst versucht, ihr eine Spritze zu geben, jetzt also gibt es kein Fleisch mehr auf den Knochen. Die Dicke kann ihren Witz nicht anbringen: „Hört, hört, als man Julia mit Beckenriß ins KAT brachte, trug sie vier Unterhosen, eine über der anderen.“ Aber der Witz war fehl am Platz, weil sie imstande war, nicht nur vier, sondern sogar vierzehn Unterhosen zu tragen, wenn es um ihre Figur ging.

Eléni nahm sich für die Nachmittagsvisite der Ärzte vor, alles zu sagen. Sie spult in Gedanken ihre Beschwerden und Fragen ab, um sie parat zu haben, denn sonst kommen und gehen die Ärzte, und die Gelegenheit ist wieder mal verpaßt, bevor sie den Mund aufmachen kann, und sie erntet sogar noch eine Beleidigung. Seit drei Monaten immer das Gleiche. Im Saal herrscht wieder dicke Luft. Die Zypriotin sagt: „Wegen eines Meniskusleidens nimmt man dir das Bein ab. Man macht eine Operation, die mißglückt, dann macht man noch eine, die ebenfalls mißglückt. Dann macht man eine dritte – es fault – und weg mit dem Bein!“ Die Schwester kommt mit den Bettpfannen. Sie sagt: „Zwei Männer sind abgegangen. Der eine hielt seinen Unterschenkel in seinen Armen. Dem anderen fehlte der Kopf. Es ist das erste Mal, daß ich einen kopflosen Körper sah, nicht mal im Krieg – heilige Maria – neben dem Menschen der Kopf, wie bei Johannes dem Täufer!“

„Aber was kümmert es mich“, schreit die Zypriotin, „was kümmert mich die Teilung Zyperns, so oder so bekomme ich mein Bein abgeschnitten, und die nationale Unversehrtheit hat nichts Gemeinsames mit der körperlichen Unversehrtheit.“

Eléni verflucht die Säuer und die Dicke hört uninteressiert zu. Die Trinker sind zu nichts nütze, weder in ihrer Arbeit, noch in der Gesellschaft, noch überhaupt.

Die Dämmerung schmiegt sich in die Spitzen der Zypressen und ein Schwarm Vögel fliegt in Richtung Pentéli. Eléni schaut aus dem Fenster über die roten Ziegel der Dächer und möchte weinen. Der Saal hallt wider von den Besuchern, es ist eine andere Welt: die der Gesunden. Es überkommt sie der Drang, das Bettzeug immer wieder hochzuheben. „Seht“, zeigt sie jedem der Vorbeigehenden, „seht euch mal diese Verletzungen an, diese Knochenbrüche“ – und dann wieder die Autos über ihr, sie stopft die Ohren zu, um nichts zu hören. Wenn die Besucher gehen, werden die Neonlampen ausgemacht und das gelbe Lämpchen wird angeknipst. Das Schnaufen wird leiser.

Danach hatte Eléni Laufereien in Athen. Ihr Bruder war wegen guter Führung aus dem Gefängnis entlassen worden; sie erfuhr, daß er verheiratet war und sich wieder gefangen hatte. Sie wollte ihn besuchen, aber ihre Schwägerin machte ihr die Tür vor der Nase zu. Sie war eine Kreterin aus Agiá, dem Ort, wo sich die landwirtschaftliche Abteilung des Gefängnisses befand und wo ihr Bruder sie kennengelernt hatte. Und die Dame schlug ihr die Tür vor der Nase zu, weil sie eine geschiedene Frau war, wie sie sagte. Hätte doch damals Eléni allen Umgang mit Kretern abgeschworen! Aber sie hatte wohl ein Brett vor dem Kopf. Sie fragte und erfuhr, daß ihr Bruder in einem kretischen Kafénion verkehrte, und sie ging hin, um ihn zu suchen. Sie wollte ihn nur sehen, auf ihn angewiesen war sie nicht, es war nur wegen der unbeglichenen Rechnungen; außerdem würde sie es ihm schon stecken, daß es auch noch andere Frauen gab

– wo hatte er sich das eingebrockt und diesen Zerberus geheiratet? Aber im Kafenion lernte sie Manólis kennen und war wie verblendet. Innerhalb eines Monats nahm Manólis sie zu sich. Sie gibt ja zu, daß Manólis ihr geholfen hat, Arbeit zu finden, die sie allerdings auch allein gefunden hätte, aber immerhin, sie gibt es zu. Und wenn sie mal wieder über den Skousé ging, war sie nicht so allein. Denn das Schlimmste, das ihr passieren konnte, war, wenn es Abend wurde und sie nicht ihren Mann am Arm hatte, um einen Spaziergang zu machen. Und natürlich wurde sie schwanger. Sie wägte ab und dann ließ sie es abtreiben. Nach ein paar Monaten war sie schon wieder schwanger. Sie behielt es und wenn sie Manólis damit nicht zur Heirat zwingen könnte, würde sie es wieder abtreiben, auch wenn die Welt untergehen sollte. Aber als sie von da ab drei Monate verstreichen ließ, die ihn vor vollendete Tatsachen stellten, was machte er? Er packte sein Bündel und verschwand. Man sagte ihr, er sei nach Réthimnon gegangen, in die Gegend dort, sagte man ihr, in ein Kuhdorf. Dorthin fuhr sie, um ihn zu suchen. Sie kam früh in dem Dorf an, mit dem Nachmittagsbus schickte man sie wieder zurück . . . Was den Manólis anging, so ließ er sich nicht einmal blicken, so daß sie sich hätten aussprechen können. Da stand ihr ihre alte Freundin Stella bei, mit der sie als Mädchen in der Strickerei gearbeitet hatte, die mit dem Spengler davongelaufen war. Natürlich war Eléni einiges gewöhnt, so wie ein hoher Berg den Schnee – aber ein uneheliches Kind hatte sie nicht erwartet. Aber auch wenn es klar war, daß ihre zwei anderen Kinder ihre Väter hatten – wozu hatten sie die eigentlich? Jedenfalls verbrachte sie schwere Monate. Das Weinen überkam sie wie der Regen im Winter. Sie nahm sich sogar vor, ihr Leben zu beenden. Von München bekam sie auch noch Nachricht, daß Jorgos ein vorbildlicher Ehemann sei. Nicht nur daß er mit keiner anderen Frau ging, er schaute nicht mal hin. Er wurde sogar bei der Arbeit beständig, verrückt und närrisch nach der Frau aus Piräus. Sie bekam auch ein Brieftelegramm, in dem er schnellstens um die Scheidung bat. Eléni willigte ein, auch wenn sie wie am Boden zerstört war. Es könnte sogar sein, daß es an ihrem Schicksal lag, vielleicht war sie selbst daran schuld. Nachdem sie nicht in der Lage gewesen war, Jorgos hinzubiegen, sollte sich die Frau aus Piräus an ihm freuen, die ihn kleingekriegt hatte. Sie überlegte und es überkam sie die pure Verzweiflung. Wie ein kleines Kind weinte sie, weil ihr Mann nicht erschienen ist und sie deshalb morgen in die Chirurgie kommt, ohne dem Chirurgen ein Geldgeschenk machen zu können – und das hält sie für demütigend, da bei den schwierigen Fällen das Geldgeschenk immer eine wichtige Rolle spielt; zumindest hast du dann das Gefühl der Gewißheit, die Wissenschaft verpflichtet zu haben, sich ein bißchen um dich zu kümmern. Und sie erinnerte sich an jenen verdammten Abend, an dem sie sich aufmachte, um zum Metzger zu gehen. Danach machte sie die Augen auf – ein weißer Fleck über ihr, Hauben und Trachten wie Schnee, die sie nähen und von Blut reinigen wollten. Die Alte mit den dünnen Zöpfen murmelt „Wasser, Wasser“ und ihre Stimme wird dabei immer zorniger. Schaum kommt aus ihrem Mund; ihr Blick wird zunehmend leerer und trüber, während Krämpfe ihre Lippen verzerren. Sie macht drohende Handbewegungen und wie an Wände kratzend haucht sie ihr Leben aus.

Die Neonlampen gehen an, ein Gemurmel läuft durch den Saal, die Nachtschwester kommen und gehen wie aufgeladen. Die Dicke bohrt gedankenlos in ihrer Nase, die Alte wird auf einer Tragbahre in die Totenkammer geschafft. Julia steckt sich eine Zigarette an und ihr fällt ein passender Vierzeiler zu dem Geschehnis ein. Eléni beruhigt sich, putzt ihre Nase am Bettlaken ab und fragt sich, wieviel Frauen wohl schon auf dem Bett, auf dem sie liegt, gestorben sein mögen. Das kommt ihr ganz natürlich vor. Dann wird ihr bewußt, daß das getrocknete Blut auf der Matraze sie überhaupt nicht angeekelt hat. „Was ist in die gefahren, Scheißalte!“ Man hört die Absätze der Schwester auf dem Mosaikboden klappern und von der Alten nichts anderes als daß sie sich beschmierte und ihren Nasenschleim an den Vorhängen abwischte und danach „Marika, Marika, komm und schmink mich“ ruft; sie ruft den ganzen Tag „Marika, Marika“. Also kommt die Dicke zu dem Schluß, daß wir bald ein Tor schießen werden, heute oder morgen. Und ihrer Tochter, der Marika, war es gar nicht möglich, sie zu schminken, da von Australien bis Kifisiá doch immerhin eine gewisse Entfernung besteht. Eléni erzählt von ihrem Themí; und Stelakis ist ein Klotz in der Schule und ein Flegel, sagt sie, und er macht deshalb auch keine Fortschritte, während ihre Tochter Annúla, ihr ganzer Stolz, vorankommt. Dann bekommt sie Durst, aber sie hat das ganze Wasser schon getrunken. Die Dicke hat auch noch eine wichtige Entdeckung gemacht, daß nämlich hier, wo sie sich befinden – hm – nicht einmal die Küken so im Nu dahingehen und was ist das überhaupt, der Tod in einem Saal dritter Klasse? Dann wird das Geflüster von dem Schrei der Zypriotion unterbrochen, sie spüre ihre Leibesfrucht und wieso hätten sie den Engel nicht bemerkt, der so lange schon im Zimmer umherfliegt? Sie halten den Atem an, mit all der Geduld, die ihnen verblieben war – denn es gibt auch Schlimmeres und das Schlimmere gibt es immer wieder in dem Saal – um auch den nächsten Tag ertragen zu können. Und alle mit den glatten Knochenbrüchen und den Beinabszessen fühlen sich glücklich. Die Zypriotin wird ruhig, nachdem sie in ein euphorisches Phantasieren gefallen war. „Ruhe jetzt“ sagt die Krankenschwester und gähnt an der Tür, „also morgen ihr beide in den OP, toi, toi, toi, viel Glück“, dies galt Eléni und dem Mädchen neben dem Fenster. Und ihr Schritt hallt wider.

Eléni denkt, daß sie doch so einiges erlitten habe, aber Gott sei Dank wird morgen operiert und in zwei oder höchstens drei Monaten würde sie wieder zu Hause sein.

Dann bekam sie ganz unerwartet eine Geldüberweisung – und von wem? Von Christos, ihrer ersten Liebe, ihrem ersten Mann, der sie eines Abends für fünfhundert Drachmen mit einem Freund verkuppelt hatte. Er war fortgegangen, nach Südafrika, und schickte ihr jetzt, ganz unerwartet, eine Geldüberweisung – zehntausend Drachmen! Samt einem Brief, total besoffen – ach, hätte er sie, sagte er, heute nacht bei sich im Bett und könnte ihr ein ganzes Päckchen Zigaretten auf ihren Knien ausdrücken! Eléni weinte und lachte zugleich. – Sie antwortete ihm, na, wie geht es denn da unten am Ende der Welt? Und Themí, ihr gemeinsamer Sprößling, schicke ihm viele Küsse. Die Antwort kam sechs Monate danach, als sie schon Annúla auf die Welt gebracht hatte, getauft auf den Namen ihrer Mutter. Ein Brief, besoffen wie der erste:

Wie käme ihr das Leben denn jetzt vor, wo sie auch noch einen Bastard hat, und daß er, Christos, sie liebe. Vergessen, daß sie ihn allein gelassen hat wie einen Halm in der Wüste, um nach München zu rennen. Also, du Weibstück – so beendete Christos seinen Brief – warum nimmst du nicht deine drei Gören und kommst hierher nach Südafrika?

Daraufhin brauchte Eléni nicht lange zu überlegen, sie dachte an nichts, wie eine Rakete war sie nach unten geflogen. Christos empfing die Familie wie benommen. Aber auch Eléni kam überhaupt nicht zur Ruhe, überall steckte sie ihre Nase hinein. Fünf bis sechs Monate vergingen, dann kamen sie an einen Punkt, wo die Wohnung bei jeder ihrer Schlägereien demoliert wurde. Nun soff Christos obendrein auch noch wie ein Loch. Er trieb Eléni an, zu schuften wie eine Zwangsarbeiterin. So fing sie an, es zu bereuen, daß sie sich wieder in fernen Ländern befand. Doch sie war nicht mehr fünfundzwanzig Jahre alt wie damals. Also, sie würde hierbleiben, was auch immer geschehen möge. Aber so eine Entwicklung ihres Lebens hatte sie sich nicht vorgestellt, daß nämlich die Wege nach Kolonós auf immer versperrt sein würden. Ihre Freundin Stella, die auch damals vor zwei Jahren sich hingesetzt und Christos geschrieben hatte, wie es um Eléni stand, schickte auch jetzt die erforderlichen Papiere für die Heirat. Eléni war stolz, daß sie Elizabeth Taylor übertroffen hatte, aber sie täuschte sich. Denn Christos hatte keine Lust zu heiraten – nicht nur nicht kirchlich, sondern nicht einmal standesamtlich. Er schnauzte sie an, daß nicht mal der Kreter so dumm gewesen sei, warum solle es denn jetzt ihn treffen? Es reiche, daß er es einmal erlitten und seine Jugend zu Grabe getragen habe. Gerade als Eléni zu der Erkenntnis gelangte, daß sie die Ehe nicht mehr schaffte, lernte sie Pavlos kennen, einen Mann mit Verstand und Vermögen. Er war so etwas wie ein Kunde oder Kompagnon von Christos, ganz genau hatte sie das nicht verstanden, noch lag es in ihrem Interesse, es zu verstehen. Jedenfalls kam ihr der ältere Mann vor wie ein Leuchtturm und ein Hafen des Lebens. Er versprach ihr die Ehe, aber hauptsächlich versprach er ihr Kolonós. Ja, sie würden nach Griechenland zurückkehren, sie würden eine Wohnung in Kolonós kaufen, sie würden eine Strickerei aufmachen, dort würden sie vor Anker gehen. Auch er hätte sich in seinem Leben geplagt und sei sehr müde geworden. Warum sollten sie sich nicht zusammentun und ein friedliches Familienleben führen? Als sie Christos erzählte, was los war, schickte er sie zum Teufel und noch weiter, sie, die Undankbare. Er machte ihr nur eine Auflage; den Themí, sein Kind, wollte er bei sich behalten. Und Eléni befand sich ab dann in Kolonós für immer.

Alles geschah, wie sie es geplant hatte, nur die Strickerei lief nicht. Pavlos begann, mit Aktiven zu jonglieren und machte alles, was ihm an Gelegenheitsarbeiten unter die Finger kam. Und Eléni wurde nicht mehr schwanger. Sie, die sich dadurch ausgezeichnet hatte, Kinder auch dann zu bekommen, wenn sie tausende von Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatte! Jetzt, wo sie mit einem Kind Pavlos vielleicht aus den Tavernen holen könnte, wurde sie nicht mehr schwanger. Und sie hörte, wie er sagte, er sei es niemandem schuldig, fremde Kinder großzuziehen. Einmal macht der Mensch eine Dummheit und dann zahlt er die Zeche bis in alle Ewigkeit. Jetzt hatte Eléni auch noch die Schwiegermutter auf dem Hals. Es war ihr wohl so vom Schicksal bestimmt,

sich zu guter Letzt auch noch eine Schwiegermutter aufzuladen, ein fremdes Regiment in ihrem Haus. Und sie lebte so recht und schlecht vor sich hin. Im Krankenhaus sammeln die Schwestern die Teller vom Mittagessen ein. Fräulein Julia zündet sich ihre Zigarette an. – „Marika, Marika, komm und schmink mich.“ – Die Alte, die heute noch höhere Töne ausstieß . . . Das „Tor“ im Saal ist nur noch eine Frage von Stunden.

Draußen nieselt es, die Spitzen der Zypressen unbewegt, die Sonne knallt auf die Scheiben, und Wolken von hauchfeinem Staub umhüllen die Betten. Zurückgelehnt betrachtet die Dicke ihren Fuß. Das war auch ein Wunder der Wissenschaft, wie man ihr den Fuß angeleimt hatte. Sie sitzt da und staunt. Dann kommt die blonde Schwester näher, einen Schimmer von Feuchtigkeit in den Augen, flüstert ihr etwas über die arme Eléni zu, die im OP durch einen Fehler des Anästhesisten gestorben ist – das unter uns – sie war gestorben, die unglückliche Eléni, und obwohl der Kardiograph, der Apparat, die besten Zeichen gegeben hatte, ihr Herz hätte die Narkose laut ärztlicher Meinung nicht durchgehalten, sie starb ihnen unter den Händen weg, und die ganze Chirurgie sei durcheinander. Und ihr Mann schlug sich gegen den Kopf, und ihr Junge, der Stelakis, wurde ohnmächtig und er schielte – es waren genau Elénis schielende Augen.

Reinhard Valenta Kleider schaffen Leute

Er hatte den Rand gestrichen voll. Immerhin war er von Hamburg ins Musterlände gezogen, weil es dort angeblich noch Arbeit geben sollte. Und dann sowas! Von wegen Mobilität! Als er aufs Arbeitsamt kam, das so herrlich am Ufer des Schwabenmeeres liegt, war wenig von der süddeutschen Gemütlichkeit zu spüren. Hier hört sie auf und wechselt mit der üblichen Fragerei: Alter, Beruf, wo zuletzt gearbeitet und wann vor allem und dann die üblichen Antworten. „Nein, nichts zu machen. Sie wissen doch, die Konjunktur, ein Tief.“ Und so weiter und so fort. Schon seit drei Jahren war er arbeitslos und nun hatte er das Nummerndasein endgültig satt. Nach dem Besuch am Arbeitsamt wollte er in die Kneipe, um sich hemmungslos zu besaufen. Das konnte natürlich nicht klappen. Schon mal 'nem nackten Arbeitslosen in die Tasche gefaßt? Immerhin reichte es noch für zwei Halbe; und zwei Halbe und ein halbvoller Magen können die Phantasie ganz schön in Bewegung versetzen. Und so fing alles an.

„Wieso wird man immer nur wie eine Nummer behandelt“, dachte er sich.

„Wieso sind die am Amt so unfreundlich? Herrscht ja viel Andrang, aber andererseits, die leben doch davon, daß andere arbeitslos sind. Da könnten sie doch etwas freundlicher sein, auch wenn das nicht viel ändert. Haben ja auch keine Schuld an der Arbeitslosigkeit, aber immerhin, ein freundliches Wort könnte manches erleichtern. Kostet auch nichts. Was würden die wohl machen, wenn sie arbeitslos wären, wenn das Amt einfach dicht machen würde?“

Und plötzlich hatte er diese Idee, und allein der Gedanke an sie ließ ein Kitzeln durch das Zwerchfell krabbeln. Er kippte den Rest des Biers und dann machte er sich auf den Weg, denn er hatte noch einiges zu erledigen. Punkt neun Uhr fuhr am anderen Morgen ein schwarzer Mercedes vor dem Arbeitsamt vor. Auf der Kühlerhaube prangte der Bundesadler in vollster Pracht. Ein Beamter der Polizeieskorte riß zackig die Tür auf, ging in Grundstellung und ein stattlicher Herr im modisch-dezenten Nadelstreifenanzug verließ den Wagen. Er trug ein Diplomatenkofferchen in der Hand und seine Miene verhieß nichts Gutes.

„Hohes Vieh“, dachte sich die Frau am Empfang und zupfte aufgeregt ihre Bluse zurecht. „Ich möchte gern Herrn Amman sprechen“, sagte der Herr. „Muß einer von ganz oben sein“, dachte Frau Kleinpeter. „Sofort, ich bringe sie sofort zum Herrn Direktor.“

Amman saß dösend hinter einem Aktenberg. „Herein“, murmelte er mürrisch, ohne aufzublicken. Doch als keine Antwort kam und er nur ein leises Räuspern vernahm und als sein Blick zuerst auf den Maßanzug und dann auf den Mercedes, der draußen vor seinem Zimmer parkte, fiel, und auf den majestätisch dreinschauenden Bundesadler, und als Amman dann auch noch die Eskorte sah, war es um seine Ruhe geschehen. Er sprang auf und murmelte etwas von Entschuldigung, während der Herr im Maßanzug Frau Kleinpeter nur anblickte. Die wußte sofort, was das zu bedeuten hatte.

Im ganzen Gebäude machte sich eine nervöse Unruhe breit. Plötzlich war die Atmosphäre wie elektrisiert und wie auf ein heimliches Kommando steckten die Angestellten ihre Köpfe aus ihren Dienstzimmern und blickten sich bedeutungsvoll an. Da war doch was im Gange, hoher Besuch und keiner wußte etwas davon.

„Sie sind also Amman“, sagte der Herr und setzte sich unaufgefordert in den bequemen Ledersessel, der ansonsten nur dem Chef vorbehalten war. „Na ja.“ Amman spürte, wie seine Magenwände zu flattern begannen. Er wollte etwas sagen, aber der da im Anzug war offensichtlich keine Widerrede gewohnt. „Muß ein hohes Tier sein“, dachte er. Der Herr öffnete lässig das Diplomatenkofferchen. „So“, sagte er nur. Nach einer kurzen Pause, die Amman wie eine Ewigkeit vorkam, begann der Herr zu sprechen. „Um gleich zur Sache zu kommen: harte Zeiten erfordern harte Maßnahmen. Wir in der Bundesstelle sind zu dem Schluß gekommen, daß die Arbeitsämter unrationell arbeiten. Zuviel menschlicher Reibungsverlust. Sie verstehen? Deshalb werden wir, ich will Ihnen keine Illusionen machen, die Arbeitsvermittlung auf ein zentrales und fernmündliches Computersystem umstellen. Neuester Schrei. Anruf genügt und der Computer spuckt Arbeitsstellen nach Maß aus. . . wenn wir welche haben.“

Im ersten Augenblick verstand Amman kein Wort, doch dann wurde er kreidebleich, als er die Dimension von dem erfaßte, was der Herr gesagt hatte.

„Aber das gibt es doch nicht“, flüsterte er atemlos. Der Herr im Maßanzug lachte nur. „In unserer Zeit ist alles möglich, alles, sag ich Ihnen. Hier haben sie den Beschluß der Bundesstelle. Um unnötige Unruhe zu verhindern, überbringe ich ihn persönlich.“

Amman sah nur den Briefkopf und dann führten die Buchstaben einen Hexentanz auf. „So, und nun rufen sie mal Ihre engsten Mitarbeiter.“ Amman schleppte sich ans Telefon. Der Hörer lag schwer wie ein Klumpen Blei in seiner zitternden Hand. Wie gern wäre er Oberdirektor und dann Chef des ganzen Kreises geworden. Seine Karriere stand ihm noch bevor und nun sollte das Arbeitsamt, sein Sprungbrett, wegrationalisiert werden? Wer sollte ihm nun eine entsprechende Arbeit beschaffen? Der Computer etwa? Anruf genügt! Nennen Sie Ihre Nummer! Nein! Er sprang auf, holte tief Luft, um etwas Starkes zu sagen, doch der Blick des anderen zwang ihn in den Sessel zurück. „Nun regen Sie sich mal nicht auf. Sie müssen am besten wissen, wie das ist.“

Nachdem Amman seine engsten Mitarbeiter gerufen und der Herr im Maßanzug die Pläne der Bundesstelle erläutert hatte, herrschte tiefes Schweigen. Herr Klingelpülz wagte als einziger einen zaghaften Vorstoß. „Ich hab doch drei Kinder und die Hypotheken vom Haus sind auch noch nicht abbezahlt.“

„Darauf kommt es hier nicht an“, lautete die kalte Antwort. „Sie müssen den ideellen Gesamtwert für das Gemeinwohl im Auge haben, die Senkung des Kostenfaktors. Und außerdem, für Ihre Angelegenheit ist ab heute der Zentralcomputer zuständig.“

Frau Kleinpeter weinte leise in ihr Taschentuch. „Bei so einem hohen Vieh ist nichts zu machen“, dachte sie verzweifelt. „Der sitzt ja im Trocknen und kann deshalb gut vom ideellen Gesamtwert reden.“ „So, das wär's wohl“, sagte der Herr und klappte das Diplomatenkofferchen zu.

In diesem Augenblick betrat Herr Scholz, der mit einem besonders renitenten Arbeitslosen von der Arbeitsloseninitiative zu tun und der deshalb von dem Besuch nichts erfahren hatte, mit Verspätung das Zimmer seines Chefs. „Was ist denn hier los“, dachte er sich, als er die versammelte Trauergemeinde sah und mitten unter ihnen saß der Müller, an den er sich wegen des norddeutschen Akzentes noch gut vom Vortage her erinnern konnte. „Mensch Müller, wieso hamse sich denn so in Schale geworfen. Hamse etwa den Traumjob gefunden, im Kasino oder so?“

Die anderen wollten ihren Ohren nicht trauen und dann ging der Tanz los. Junge, war das ein Tanz. Man brauchte die Polizei nicht einmal zu holen, denn die stand ja vor der Tür.

„Schon mal was vom Hauptmann von Köpenik gehört“, fragte der Müller nur trocken, als man ihn unauffällig abführte, so, als ob nichts geschehen sei. Und einige verstanden sogar, was er damit meinte.

Özdemir Basargan Deutsche Hunde liebe ich

Mein achtzehnter Winter in Deutschland ist vorüber, und ich bin längst schon kühl wie die Menschen um mich herum . . . Mit der Hundeliebe ist, glaube ich, meine Integration in die deutsche Gesellschaft vollendet.

Oft gehe ich zum Grimnitzsee in Pichelsdorf, um meine Lieben zu beobachten. Dorthin kommen viele Hunde aller Rassen, Farben und Figuren. Ich liebe sie alle, nicht weil sie regelmäßig ihre Haare mit Shampoo waschen und dann im Hundesalon schneiden lassen oder durch ihre Nahrungsfabriken Arbeitsplätze schaffen oder erhalten, sondern weil sie die Augen vieler Blinden, die Führer und Lebenspartner vieler Omas und Opas sind, die von ihren Kindern und Enkeln in Zellen der Einsamkeit gesperrt wurden. Sie sind auch Spielkameraden vieler Kinder.

Von weitem bellen sie sich naturgemäß gegenseitig an. Wenn sie sich aber einander genähert haben, halten sie freundlicherweise die Schnauze und beschnuppern sich zuerst vorne, dann hinten die Popos. Dadurch verständigen sie sich, lernen sich kennen. Dann findet ein herrliches Spiel statt, an dem sie einen Heidenspaß haben. Seit achtzehn Jahren fehlt in meinem Leben hier ein deutscher Spielkamerad, denn gute Kollegialität endet leider an der Schwelle des Büroraumes oder des Werktores. Vielleicht schaue ich deshalb gern auf das freundliche, kameradschaftliche Spiel meiner lieben Spandauer Hunde. Nur ihre Herren unterbrechen es, indem sie einfach weitergehen, diese Spielverderber! . . .

Von meinem Stammplatz aus am Rande des Sees, sehe ich einen reinrassigen Collie. Ihm hopst unbekümmert ein kleiner Mischling entgegen. Freundlich beriechen sie sich gegenseitig und machen sich miteinander bekannt. Der Collie brüstet sich kaum, zeigt keine Spur von Revanchismus oder irgendwelche hegemoniellen Allüren. Beim Mischling kann ich ebenfalls keinerlei böse Absicht entdecken. Auch scheint er keine Minderwertigkeitskomplexe zu fühlen. Ohne Umschweife fangen sie an zu spielen, necken und balgen sie sich, ohne auf Unterschiede der Rasse, Farbe, Größe, Herkunft, des Gewichts und der Stärke zu achten. Es ist possierlich anzusehen. Ich springe von meiner Bank auf und jubele den beiden beifallkutschend zu: „Bravo! Die Hunde sollen leben!“

Auf dem Nachhauseweg ertappe ich mich dabei, daß meine Gedanken immer noch an den Hunden hängen: Obwohl sie alle andersartig bellen und knurren, denken sie gar nicht daran, sich zu beißen oder sich gar gegenseitig einen Maulkorb anzulegen.

Als ich zum Lebensmittelladen unseres Viertels komme, zieht der große schwarze Pudel einer jungen Frau meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie sagt zu ihm: „Bleib hier mein Schatz! Du darfst nicht rein!“ Darauf bindet sie ihn mit der Leine vor dem Geschäft an. Kaum ist sie weg, beginnt auch schon die Sehnsucht nach ihr bei dem Hund. Als er sie im Laden aus den Augen verloren hat, fängt er jämmerlich an zu jaulen. Er verträgt keine Sekunde Einsamkeit. Mal hockt er, dabei unruhig hin- und herrutschend, mal steht er auf, reckt seinen Hals und späht in das Innere des Ladens, seinen Kopf bald nach rechts,

bald nach links drehend, dann ihn senkend, damit er wenigstens ein winziges Stückchen von seiner lieben Herrin sehen kann. Eine unbeschreibliche Unruhe und Ratlosigkeit quält ihn, nur vergleichbar mit dem Gebaren eines Fußball-Bundesligatrainers, der sich nach einem Tor seiner Schützlinge sehnt. Als seine Herrin schließlich eine viertel Stunde später vor der Tür erscheint, springt der Pudel stürmisch an ihr hoch und stößt dabei kurze jaulende Töne aus, als wollte er ihr vorwerfen: „Warum hast du mich solange allein gelassen?“

Für die Fortsetzung meines Weges benutze ich eine Abkürzung durch die Laubenkolonie in der Nähe unseres Wohnblockes. Da sieht mich der Schäferhund des Laubenpiepers und beginnt – wie üblich – wütend zu bellen. Er ist der einzige Hund, der mich enttäuscht. Vor der Eingangstür zur Laube steht ein Schild: „Vorsicht, bissiger Hund!“ Ich mache mir Gedanken darüber, wie dieser Hund bissig, vielleicht sogar bösartig sein kann, obwohl er, ein ca. 1 000 m² großes Grundstück bewachend, selbst nur ein Hüttchen besitzt, jedoch keinerlei Gebietsansprüche erhebt? Hat sein Besitzer ihn etwa gegen mich, den „Nichts-Besitzer“, aufgehetzt?

Während ich dicht am Gartenzaun entlanglaufe, rennt der Schäferhund hinter dem Zaun neben mir her und bellt – die Schnauze voller Wut, wobei er seine scharfen, weißen, aber hübschen Zähne zeigt. Ich beeile mich, der Reichweite seines Zornes zu entkommen. Zu Hause, als ich meinen Knirps in den Schirmständer stelle, fällt mir auf, daß ich beim Laufen den Regenschirm wie einen Polizeiknüppel geschwungen hatte. Und der gute Hund mich wahrscheinlich für eine Gefahr gehalten hatte. Der Hund war also erst dann wütend, bösartig geworden, als er die Bedrohung vor seiner Schnauze gespürt hatte! . . .

Am nächsten Tag nehme ich mir vor, ihm einen Versöhnungsbesuch abzustatten und ihm vorzuschlagen, ein Friedensabkommen mit mir zu schließen. Zuerst erkundige ich mich nach seinem Namen. Er heißt „Bello“. Trotz des nieselnden Wetters verstecke ich meinen Knirps in meiner Handtasche und nehme als Geschenk ein paar Kekse mit. Dann mache ich mich auf den Weg. Als Bello mich von weitem sieht, rennt er knurrend zum Zaun und wartet angriffsbereit, bis ich mich genähert habe. Dann beginnt er wiederum seine Zähne zu fletschen und wütend zu bellen. „Bello!“ rufe ich leise und sanft. „Ich will mit dir Frieden schließen.“ Er hält die Schnauze, knurrt leise, guckt zweifelnd an mir hoch, um sich zu vergewissern, ob mein Friedensangebot glaubwürdig ist und meine Treue hundeartig. Er knurrt auch nicht mehr. Prüfend schaut er mich von Kopf bis Fuß an. „Ob man sich überhaupt auf dieses Menschenkind verlassen kann?“ In diesem Augenblick beuge ich mich vorsichtig und biete ihm den mitgebrachten Leckerbissen an, meine Hand durch den Zaun reichend. Mißtrauisch riecht er daran, dann frißt er ihn mit einem Mal. Um seine Kompromißbereitschaft zu demonstrieren, wedelt er mit seinem Schwanz. Mit weicher Stimme wiederhole ich mein Angebot:

„Bello, ich will mit dir Frieden schließen. Ich bin dein Freund.“

Da hebt Bello seinen rechten Vorderfuß und legt seine Pfote in meine Hand.

Jan-Christoph Hauschild
Lehrprobe in J.

Blömertz hat Valpolicella bestellt. Der Kellner bringt einen Tonkrug, gießt Blömertz' Glas halbvoll und stellt das Gefäß mit dem Wein daneben. Blömertz nimmt einen Schluck. Kein ausgesprochen schlechter Wein, denkt er, und trinkt, bis das Glas leer ist. Dann stellt er es zurück und rückt es solange hin und her, bis es exakt auf eines der geographischen Muster der Tischdecke paßt. Das nimmt einige Zeit in Anspruch.

Ein Blick über die Nachbartische hinweg bestätigte ihm, daß die Italienischen Restaurants in Bochum besser besucht sind. Aber er ist froh, hier in J. überhaupt eines entdeckt zu haben.

Das Essen kommt wenig später, ein Nudelgericht, an dem, wie er weiß, wenig falsch zu machen ist. Natürlich kann das Essen hier nicht annähernd so gut sein wie zu Hause bei Dino, wo sie regelmäßig zusammen essen, vielleicht auch jetzt. Er sieht auf die Uhr: Zwanzig nach Acht. Ja, sie werden wohl dort sein, denkt Blömertz und lächelt ein wenig. Dinos Trattoria an der Hammerstraße ist so eine Art Stammlokal für ihr Seminar. Dort sitzen sie beisammen und tauschen ihre Erfahrungen im Referendardienst aus, und gelegentlich auch Erinnerungen an die Studentenjahre auf der Universität, obwohl das noch gar nicht lange zurückliegt. Es ist eine Art Stammtischrunde, aber ohne Skat und Bier, Gott sei Dank, denkt Blömertz, und stöhnt in Gedanken. Über Politik wird zum Glück auch nur selten gesprochen, er hätte auch nicht gewußt, was er dazu sagen sollte. Natürlich interessiert es ihn, aber für Stammtischpalaver hat er nichts übrig.

Als er fertig ist und den Teller von sich wegschiebt, hat er mit einem Mal den Eindruck, an dem großen Tisch völlig verloren auszusehen. Das leere Restaurant verstärkt dieses Gefühl. Eine leichte Unruhe überkommt ihn. Um sich zu beruhigen, sagt er sich, daß er doch allen Grund hat, zufrieden zu sein. Wer von den andern wäre wohl auf die Idee gekommen, sich einfach ins Auto zu setzen und loszufahren, noch dazu alleine, 400 km und eine Menge Sicherheit hinter sich zu lassen? Planen und Phantasieren ist einfach, aber Entschlüsse auch durchzuführen, das ist etwas anderes. Blömertz ist drauf und dran, noch eine Karaffe Wein zu bestellen. Aber als der Kellner dann auf sein Winken hin erscheint, sagt er nur, er wolle bezahlen.

Draußen auf der Straße zieht er die abgekühlte Abendluft durch die Nase ein. Der Wein hat ihn benommen gemacht. Blömertz überlegt mit gespielter Anstrengung, was jetzt zu tun ist. Um in die Pension zurückzugehen, ist es viel zu früh. Das Kinoprogramm ist auch nicht geeignet, ihn zu einem Besuch der Abendvorstellung zu bewegen. Er geht ein paar Schritte. Dann fällt ihm ein, daß es hier in der Nähe einen historischen Gasthof geben soll: Das Haus der Getreuen. Wessen Getreue eigentlich?, fragt er sich und beschließt dort hineinzuschauen.

Es ist ein lauer Spätsommerabend, und Blömertz läßt sich Zeit. Er wählt den Weg durch den Park. Der Wind bringt schwere und dumpfe Gerüche vom Schloßgrabenufer herauf.

Blömertz denkt an den letzten Abend vor seiner Abreise zurück. Hüschkes

hatten auf der Terrasse ihren Grill aufgebaut und ihn eingeladen, mit ihnen zu essen. Er hatte eigentlich keine Lust gehabt, konnte sich aber gegen Frau Hüschke nicht durchsetzen, die, zu ihrem Mann gewandt, aber so laut, daß Blömertz es hören mußte, gesagt hatte: „Weißt du, Günther, ich glaube, der Herr Blömertz hat nur Angst!“ Er muß grinsen, als er daran denkt. Er versteht sich gut mit seinen Vermietern. An diesem Abend hat ihn Herr Hüschke auch zum ersten Mal beim Vornamen genannt. Im Schutz dieser Vertraulichkeit glaubte er wohl ungehindert seinem Herzen Luft machen zu können. Hüschke hatten es die Intellektuellen im Lande, die Doktoren, wie er sie nannte, angetan. Blömertz war in diesem Moment stellvertretend für sie alle. „Was sie heute verpönen, daran werden sie sich morgen gewöhnen!“ Das galt ihm, eindeutig. Aber Blömertz fühlte sich dennoch nicht angesprochen. Er schätzt sich anders ein. Blömertz sieht sich nicht als Pseudo-Revolutionär. Er ist viel zu vorsichtig, um sich öffentlich zu äußern, Stellung zu beziehen. Wie leicht kann man sich dabei blamieren! Das ist ja auch ein Grund gewesen, warum er Geschichte studiert hat. Er will, wenn es einmal soweit ist, um keine Wahrheit mehr verlegen sein. Bis jetzt hat er nur zurückstecken müssen hinter den Schwätzer, deren Schlagfertigkeit ihn immer wieder an seinen Argumenten zweifeln läßt. Aber er ist überzeugt, ihnen mit Tatsachen beikommen zu können. Es ist also nur noch eine Frage der Zeit. Noch ist es nicht so weit, aber lang kann es nicht mehr dauern. Dann wird er auch auf die Barrikaden gehen, Rednerpulte stürmen, aber er will vorbereitet sein.

Mit einem Mal wird er ärgerlich. Das hätte er mal in Bochum besprechen sollen! Die andern hätten sich auf ihn gestürzt! Feigheit der Intellektuellen . . . Pessimismus der Intelligenz . . . Sie verstanden ihn ja alle nicht.

Am Alten Markt angekommen, biegt er in die Bismarckstraße ein. Er kennt sich aus, der Stadtkern ist überschaubar. Vom Breslauer Platz aus sieht er dann den Gasthof schon vor sich liegen, ein wenig zurück von der Straße, und von einer Laterne mit gelbem Licht nur schwach beleuchtet.

Blömertz betrachtet die Speisekarte, aber er liest sie nicht. Durch die geschlossene Tür dringen Musik und das Durcheinander vieler Stimmen. Er zögert, hineinzugehen. Wahrscheinlich ist er hier völlig fehl am Platz.

Das erste, was Blömertz vom Innern der Kneipe wahrnimmt, ist das gelbe Licht, ist der Geruch von gescheuerten Holztischen. Der Lärm, den er schon von der Straße aus gehört hat, kommt aus einem Nebenraum, in dem offensichtlich gefeiert wird. Flinke Kellner eilen mit hoch über ihrem Kopf balanciertem Tablett in die Küche. Sie beachten ihn nicht. Hinter dem Ausschank steht eine stämmige Frau, deren rechte Faust einen der Bierhähne umklammert. Während sie ein Bier abzapft, mustert sie Blömertz. Ein Gast, der wohl gerade bezahlt hat, schiebt sich an Blömertz vorbei durch die Tür. Jetzt steht an der Theke nur noch ein einziger, hochgewachsener Mann, Blömertz schätzt ihn auf Einsneunzig und nickt ihm grüßend zu, als er an den Tresen tritt. Der Mann scheint ihn aber nicht zu bemerken und starrt weiter auf einen Punkt irgendwo auf der messingverkleideten Theke.

Blömertz bestellt sich ein Bier und betrachtet flüchtig die Bilder, die über dem Ausschank und an den Seitenwänden hängen. Ein großes Bismarckbild fällt ihm auf. Und da sind auch sie, die Getreuen: hängen unter dünnem, fast

blindem Glas in einem ovalen Rahmen, ein Kranz von Köpfen, deren Gesichter in der Entfernung verschwimmen. Man stellt Blömertz sein Bier hin, er bezahlt gleich, nimmt es in die Hand und geht auf die Bilderwand zu. Er steht vor Bismarck und seinen Getreuen und trinkt ab und zu von seinem Bier und vertreibt den Geschmack des herben Rotweines mit der eisigen Süße des Bieres.

„Was halten Sie von Bismarck?“ fragt eine heisere Stimme in seinem Rücken. Blömertz dreht sich überrascht um. Er sieht in das Gesicht des Mannes an der Theke, und jetzt erst merkt er, wie alt der Mann ist, der noch eben so wenig Interesse für ihn aufgebracht hat. Was will der Alte, denkt Blömertz und antwortet schnell: „Er war zu seinen Zeiten sehr beliebt, glaube ich . . .“ Der Alte läßt nicht locker: „Ich meine, was bedeutet er Ihnen?“ Blömertz überlegt krampfhaft, wie er sich unbehelligt aus der Affäre ziehen kann. Er weiß ja nicht, wen er vor sich hat. Schon kommt die nächste Frage: „Sie sind wohl nicht von hier?“ „Nein“, antwortet Blömertz, „ich komme aus Bochum, das liegt im Ruhrgebiet.“ „Ich weiß“, unterbricht ihn der andere. „Ich bin im Schuldienst und mache ein paar Tage Urlaub“, erklärt Blömertz. Seine Anspannung löst sich. Bei dem Wort ‚Schuldienst‘ hebt der Mann seine buschigen Augenbrauen: „Was unterrichten Sie?“ Blömertz beeilt sich, zu korrigieren: „Ich bin eigentlich noch kein Lehrer, sondern im Vorbereitungsdienst. Referendarjahr, wissen Sie. Ich will Geschichtslehrer werden.“ – „Dann war meine Frage eben ja nicht ganz falsch“, sagt der Alte und lächelt zufrieden. „Sie haben Geschichte studiert . . . hat es Ihnen Spaß gemacht?“ „Doch, doch“, meint Blömertz und erzählt von seiner Arbeit am Historischen Seminar der Universität, und erwähnt auch den Namen seines Professors, denn er glaubt, daß der Alte ihn kennt, und setzt hinzu, dieser sei der Enkel jenes berühmten Historikers, dem wir ein monumentales Geschichtswerk über die römische Kaiserzeit verdanken. Und richtig beginnt der Alte eine längere Betrachtung über die Verdienste des alten Geschichtsschreibers und fügt am Ende hinzu: „Hoffen wir, daß der Enkel diese Fähigkeiten geerbt hat.“ Dann kommt er etwas näher an Blömertz heran und sagt: „Wir Deutsche sind ein seltsames Volk. Vergangenheitsbewältigung; verstehen Sie, was ich meine?“ Blömertz nickt eifrig. Er denkt an die beiden Weltkriege, an die Kriegsschuld, an Konzentrationslager, an Ex-Nazis in hoher Position. „Es gibt kein anderes Volk auf der Erde“, fährt der Alte in seiner Betrachtung fort, „das sich so miserabel von seiner Vergangenheit zu trennen vermag und obendrein noch an Gedächtnisschwund zu leiden scheint“. Wieder nickt Blömertz. Er glaubt zu wissen, worauf der Alte anspielt. „Nehmen Sie die Judenvernichtung . . .“ „Den Holocaust?“ „Ja, was halten Sie denn davon? Da war doch neulich diese Sendung im Fernsehen . . .“ Der Alte sieht Blömertz durchdringend an. „Na ja“, sagt Blömertz zögernd, „ich halte das Ganze für einen Versuch, in populärer Weise eine schwierige Problematik fernsehgerecht zu vermitteln“. „Nein, nein“, sagt der Alte schnell, „das meine ich nicht. Ich frage Sie: Sagt diese Serie die Wahrheit? Wie es wirklich gewesen ist?“ Blömertz hat die Antwort bereits auf der Zunge, will von den notwendigen Trivialisierungen einer amerikanischen Soap-Opera beginnen, aber besinnt sich doch anders. Er nutzt die Gelegenheit für eine schulmäßige Erörterung. „Geschichte so erzählen, wie sie sich wirklich zuge-

tragen hat, ist Illusion“, beginnt er. „Nehmen Sie zum Beispiel nur die Französische Revolution: Tatsache ist, daß Ludwig der XVI. seinen Kopf unter dem Fallbeil verloren hat. Ob er aber hingerichtet, ermordet, oder getötet worden ist, das liegt bei dem, der die Geschichte erzählt. Es gibt keine ‚reinen Fakten‘. . .“ – „Na, in diesem Fall war es eindeutig die Volksmehrheit, die entschieden hat, das alte Regime hatte eben abgewirtschaftet“, winkt der Alte ab, „das ist die ganze Wahrheit“. Blömertz ist etwas irritiert. Er nippt verlegen an dem Rest seines Bieres und sagt: „Mir ging es eigentlich um die grundsätzliche . . .“ „Der Kriegausbruch zum Beispiel“, unterbricht ihn der Alte wieder. „Das ist doch eine ganz verwickelte Sache. Wie will man da so schnell den Schuldigen finden? Schon das Wort sagt ja, daß da etwas gleichsam naturnotwendig hochgegangen ist, was vielleicht lange schon in Gärung war. Aber was könnte das nur sein?“ Blömertz glaubt, daß er die Antwort weiß. Gleichzeitig fühlt er sich im Innersten verstanden. Jetzt muß er loswerden, was er noch zu sagen weiß: „Da ist es mit Hilfe von einschlägigem Aktenmaterial sogar möglich, exakt die genauen Vorgänge freizulegen.“ Er senkt seine Stimme ein wenig. „In der Nacht vom 31. August auf den 1. September 1939 inszenierten Heydrichs SD und die Gestapo einen Scheinüberfall auf den deutschen Radiosender Gleiwitz. Am Tatort ließen sie ermordete KZ-Häftlinge in polnischen Uniformen zurück. Das war der Anlaß, der Hitler bislang noch gefehlt hatte, und der dann als Rechtfertigung für den deutschen Angriff auf Polen dienen mußte.“ Stolz blickt er sein Gegenüber an. Das war eine Lektion nach seinem Geschmack! Aber der Alte schüttelt nur den Kopf, als könne er nicht begreifen. „Das sagen Sie!“ „Nein, das können Sie in den Akten nachlesen!“ „. . . polnische KZ-Häftlinge . . .“ „In polnischen Uniformen“, verbessert Blömertz. „Ich habe auch im KZ gegessen“, sagt der Alte plötzlich. „Was?“ Blömertz starrt ihn aufgeregt an. Er schluckt. Stolz überkommt ihn. Er befindet sich im Gespräch mit einem Opfer des Naziregimes. Kaum hört er die Stimme des Alten, die nur noch ein Gemurmel ist: „In einem englischen Konzentrationslager. Nach 45. Weil ich Nationalsozialist gewesen bin, und mich dazu bekannt habe. Im Gegensatz zu anderen. Ich war Ortsgruppenleiter dieser Stadt.“ Blömertz wird schwindlig. Er hat das Bedürfnis, hier rauszukommen. In Wellen nur dringt die Stimme des Alten an sein Ohr: „Der Deutsche ist am Ende. Bald werden wir von dieser Erde verschwunden sein, und das ist gut so. Wir sind kaum noch lebensfähig. Weil wir nicht vergessen können. Aber leben können wir nur, wenn wir auch vergessen. Wem das Bedürfnis nach Erinnerung der Vergangenheit zum Zwang wird, der geht zugrunde, sei es der Mensch oder ein ganzes Volk.“ Nietzsche, denkt Blömertz. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Kapitel Eins. Er möchte gern den Mund öffnen, aber er ist zu schwach dazu. Und so fährt der Alte einfach fort: „Hitler hat den Krieg niemals gewollt. Erst kürzlich habe ich Auszüge aus amerikanischen Zeitschriften vor dem Krieg gelesen, in denen davon die Rede war, daß man jetzt die Deutschen zum Krieg zwingen müsse. Das waren jüdische Finanzkreise!“ Finanzjudentum – Blömertz hat das Wort sofort parat. Das ist Originalton Führer. Mein Kampf, Zweiter Band, eins der letzten Kapitel. Ja, er weiß zu zitieren. Aber im Übrigen ist er hilflos. „Ich muß leider gehen“, sagte er leise. Der Alte schenkt ihm keine Beachtung. „Ich habe natürlich nicht

Geschichte studiert wie Sie. Aber um das zu wissen, braucht man auch kein Spezialwissen. Ich besitze nur einen gesunden Instinkt. Naturinstinkt, verstehen Sie? Sorgen Sie dafür, daß dieses Wissen nicht verloren geht!“ Blömertz fühlt sich angefaßt. Der Alte mustert ihn streng. Blömertz macht einen Schritt zurück. „Das ist ihre verdammte Aufgabe!“ „Meine Aufgabe“, stammelt Blömertz und tritt noch zwei Schritt nach hinten, dorthin, wo er die Tür vermutet. „Lehren Sie Geschichte, schreiben Sie Geschichte, aber sorgen Sie dafür, daß es Deutsche Geschichte bleibt!“ Die letzten Worte hat der Alte fast geschrien. In Blömertz Ohren rauscht es. Dann ist er an der Tür und wirft sie hinter sich zu.

Sinasi Dikmen Wohnungssuche

Ich mußte die Wohnung wechseln, nicht deswegen, daß unsere Wohnung uns zu eng wurde, oder daß wir mit unserem Hausbesitzer Krach gemacht haben, sondern nur deswegen, weil unsere Vermieterin ein Kind bekommen hat. Sie kam zu uns und sagte kurz, sie brauche die Wohnung für ihr Kind, damit es in Ruhe aufwachsen kann. Mein Freund Karl im Betrieb behauptete, das wäre kein Kündigungsgrund, ich dürfe in der Wohnung bleiben, bis das Kind volljährig wird, dazu braucht das Kind noch 17 Jahre, elf Monate und 14 Tage. Ich will aber mit keinem einzigen Deutschen Krach haben. Ich habe auch gleich das getan, was die Deutschen bei der Wohnungssuche als erstes tun: Ein Inserat in einer deutschen Zeitung aufgeben. Ich bat meinen Freund Karl im Betrieb, er solle für mich ein eindrucksvolles Inserat formulieren. Das tat er in einer Ecke, wo wir von den anderen Deutschen im Betrieb nicht gesehen werden können. Es lautete: „Eine solide türkische Familie sucht Wohnung. Der Vater ist kein Raucher, die Kinder auch noch nicht. Drei Kinder – zehn, sieben, fünf Jahre alt.“ Auf dieses Inserat bekam ich keine Antwort. Mein Freund Karl im Betrieb – ich sage immer mein Freund Karl im Betrieb, weil wir uns noch nie außerhalb des Betriebes getroffen haben, Karl hat dafür keine Zeit – meint, es herrsche in der Bundesrepublik Deutschland die Ausländerfeindlichkeit, besonders Türkenfeindlichkeit, deshalb bekäme ich keine Antwort. Ich bat meinen Freund Karl im Betrieb, als wir mal zusammen im Klo waren und rauchten, daß er sich jeden Tag umhören möge, ob irgendwo eine Wohnung frei ist. Am nächsten Tag konnte er mir wieder im Klo, wenn keine anderen Deutschen dabei sind, Bescheid sagen, oder kann er mir ins Ohr flüstern, wie er mit mir immer zu reden pflegt, damit die anderen Deutschen nichts mitbekommen. Die erste Wohnung, über die ich im Klo von meinem Freund Karl im Betrieb hörte, war 18 Kilometer weit von meiner Arbeitsstelle in der Stadt entfernt. Obwohl ich keinen Führerschein habe und die Busverbindung zwischen dem

Dorf und der Stadt nicht besonders gut ist, wollte ich mir diese Wohnung nicht entgehen lassen.

Der Wohnungsbesitzer war ein netter Bauer, der mich gleich in sein Wohnzimmer einlud und Most anbot. Ich zögerte und fragte ihn, ob im Most Alkohol sei. Plötzlich schaute er mich unfreundlich an und zischelte: „Most ist Most, mehr nicht.“ Ich lehnte aber sein freundliches Angebot ab und bat ihn, mir die Zimmer zu zeigen. Im Sitzen sprach er: „Ich bin keiner von denen, die die Ausländer hassen. Ich habe nichts gegen die Türken. Aber wer keinen Most trinkt, der bekommt auch keine Wohnung.“ Und er zeigte mir die Tür.

Die zweite Wohnung, von der mir mein Freund Karl im Betrieb ins Ohr flüsterte, war in der Stadtmitte. Meinen Geldbeutel kam die Miete ein bißchen gesalzen und schmerzlich an, aber ich habe den Willen eine Wohnung zu finden, damit das Kind meiner Vermieterin so schnell wie möglich mit Wiege und Milchflasche umziehen kann.

Die Wohnung gehörte einer Frau, die im mittleren Weg des Lebens stand, so um 40. Sie hörte mir ganz aufmerksam zu, zeigte Verständnis für meine Probleme und sagte: „Kommen Sie morgen mit Ihrer Frau nochmal vorbei, damit wir die Sache erledigen können.“

In der Nacht redeten meine Frau und ich über unsere neue Wohnung, über das Umziehen, über das, was uns das kosten würde. Ich wollte sofort meine türkischen Freunde und Bekannten anrufen und um Hilfe beim Umziehen bitten, zugegeben, ich wollte auch ein bißchen angeben, daß ich in der Stadtmitte eine Wohnung gefunden hatte. Meine Frau untersagte mir das. Warte ab, sagte sie, warte ab, wenn alles klar ist, kannst du deine Freunde anrufen, sie laufen ja nicht weg, und das war gut so.

So ging ich am nächsten Tag mit meiner Frau zu ihr. Meine Frau setzte ihr bestes Kopftuch auf, frisch gewaschen und gebügelt, mit bunten Blumen. Als die Dame meine Frau mit ihrem Kopftuch sah, wurde sie plötzlich todtraurig und erzählte uns weinend: „Ich habe nichts gegen die Türken. Aber Frauen mit Kopftüchern kann ich nicht leiden, weil die Frau, die mir meinen Mann weggenommen hat, manchmal auch ein Kopftuch trug, wenn es regnete oder schneite. Wenn ich Ihnen meine Wohnung vermiete und Ihre Frau mir täglich begegnet, was unvermeidlich ist, werde ich an diese unverschämte Frau erinnert. Nein, das kann ich nicht vertragen. Mein Arzt hat mir verboten, mich aufzuregen.“

Bei Gott, wir wollten nicht der Grund sein, daß eine deutsche Frau stirbt. Außerdem wollte ich mich auch nicht aufregen und mit meinem Gewissen in Frieden leben.

Von der dritten Wohnung erzählte mein Freund Karl vor dem Betriebstor, als wir nach Hause gingen. Ich ging nicht nach Hause, sondern direkt zu der Adresse, welche er mir gab.

Es hätte vielleicht bei diesem Versuch geklappt, hätte ich tagtäglich meine Zähne geputzt. Die Wohnung gehörte einem Zahnarzt, der mir durchaus ausländerfreundlich vorkam. Als alles unter Dach und Fach war, nur unsere Unterschriften noch auf dem Vertrag fehlten, sagte mir der Zahnarzt: „Machen Sie mal Ihren Mund auf.“ Ich dachte, er will mein Alter nach meinen Zähnen schätzen. Ich machte sachte meinen Mund auf, damit er mehr Zeit hatte zum

Schätzen. Er schaute meine Zähne an, kontrollierte sie dann einzeln und: „Tja, verstehen Sie mich jetzt nicht falsch, ich habe nichts gegen die Türken. Ich habe sogar einige türkische Patienten, von denen ich sehr begeistert bin. Sie kommen pünktlich in die Praxis, sie sind sehr leise, sie befolgen meinen Rat. Sie möchten zwar unbedingt goldene Zähne, aber daran bin ich gewöhnt. Meine Wohnung kann ich Ihnen nicht vermieten, weil Sie sehr schmutzige Zähne haben. Stellen Sie sich mal vor, Sie werden von meinen Nachbarn oder von einem meiner Patienten in meinem Haus gesehen. Mit Recht werden sie sich überlegen, ob sie demnächst zu mir kommen sollen, zu einem Zahnarzt, der nicht einmal die Zähne seines Mieters in Ordnung bringen kann. Es wäre eine sehr schlechte Werbung für mich, das kann ich mir beim besten Willen nicht leisten. Es tut mir schrecklich leid.“

Wenn man in dieser Stadt eine Wohnung haben will, so muß man zäh wie Elefantenhaut oder geduldig wie ein Türke in Deutschland sein. Zäh bin ich, seit zehn Jahren bin ich in Deutschland ich habe weder Magenschmerzen noch Migräne.

Mein Freund Karl im Betrieb brachte mir eine neue Nachricht, die er mir während der Mittagspause zuflüsterte. Die Wohnung einer alten Dame sei frei. Sie war reizend und freundlich. Bevor wir über die Wohnung redeten, unterhielten wir uns ausführlich über alles. Warum wir unseren Pascha nicht mitgebracht haben, wollte die Dame von uns wissen. Ich sagte, unser Pascha, der Kanarienvogel, hat keine großen Ansprüche in Wohnfragen. Das ist gut, daß die Türken auch Vögel haben, sagte sie, ohne daß ich begriff, was sie damit gemeint haben könnte.

Die Dame zeigte uns alle Zimmer, gab Ratschläge, aus welchem Raum das Schlafzimmer der Eltern und aus welchem das der Kinder gemacht werden könnte. Nein, sie wolle sich nicht in unsere persönlichen Angelegenheiten einmischen, wie seien natürlich frei, könnten aus jenem Raum das Wohnzimmer oder das Schlafzimmer machen. Sie wollte auch wissen, ob wir aus Konstantinopel kommen, oder Symirna, oder aus Dardanella. Ich komme aus Samsun, die drei Städte liegen nicht in der Türkei, sagte ich. Doch, doch, erwiderte sie, diese Städte liegen schon in der Türkei. Ja, dagegen kann man nichts, wenn die Deutschen über die Türkei und über die Türken etwas wissen, dann wissen sie mehr als die Türken selbst.

Dann wurde sie noch höflicher, mit einer sanften Stimme wollte sie von mir wissen, ob ein Mitglied der Familie Nachtwandler wäre. Ich verstand die Frage nicht, meine Nummer 1 übersetzte mir. Ich verneinte. Sie war beruhigt, wir auch. Es stand nichts im Wege, diese Wohnung zu bekommen. Wie das mit Blasenbeschwerden in der Familie sei? Mist! Mit dieser Frage hat sie uns erwischt, weil meine Nummer 2, seit sie in der Bundesrepublik Deutschland ist, türkische Blasenbeschwerden hat, die nicht zu behandeln sind. Wir waren bei vielen Ärzten, sie untersuchten das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß und fanden nichts. Uns sagten sie, das Mädchen hätte etwas Seelisches. Ich kann mir das nicht vorstellen, was es sein könnte, da meine Nummer 2 alles bekommt, was sie sich wünscht.

Das arme Mädchen muß jede Nacht bis zehnmal aufstehen. Diese Tatsache konnte und durfte ich der Dame nicht verbergen. Ich bejahte die Frage.

„Schauen Sie, ich habe nichts gegen die Türken. Ich mag sogar die Bilder der türkischen Moscheen mit ihren schlanken Minaretten. Ich hatte mal ein Bild der blauen Moschee in Konstantinopel gesehen. So was Schönes.“

Dann erzählte sie uns ausführlich, daß sie ohnehin schlecht schlafe. Wenn meine Nummer 2 ihren Blasenbeschwerden wegen öfters aufstehen und aufs Klo gehen müsse und das, was sie hinauslasse, mit Wasser spüle, so werde sie geweckt. Sie wisse, daß die Türken nicht weniger sauber seien als die Deutschen. Aber tagsüber könne sie nicht schlafen, weil die Kinder der Nachbarn mehr als genug Krach machen. Sie sei eine alte Frau, die wenigstens in der Nacht ihre Ruhe haben müsse.

Welche Argumente kann man dagegen bringen? Keine.

Inserate für Zeitungen schreiben wir weiterhin. Bei Maklern waren wir auch. Ein netter Makler, dessen Vater zwischen 33 bis 45 als Asylant in der Türkei gelebt hatte, gab mir Ratschläge, daß man als Türke durch einen Makler keine Wohnung bekommen könne, weil alle Makler – er sei eine Ausnahme – türkenfeindlich eingestellt seien, im Gegensatz zu den Vermietern. Am besten gehe man zum Vermieter persönlich, rede darüber, er schaue dich intensiv an, er berechne deine Zahlungsfähigkeit nach deinem Aussehen, bei den Ausländern nach der Nationalität. Der Ausnahme-Makler fügte noch hinzu, ich sollte lieber in meinem Festanzug zum Vermieter gehen. Das mache einen guten Eindruck auf ihn.

Wir kauften uns alle neue Anzüge, unsere Unterwäsche erneuerten wir auch. Man weiß nie, was der Vermieter sehen will. So gingen wir, die ganze Familie, zu dem fünften, frisch gebadet und festlich angezogen. Wir fühlten uns unterwegs sehr wohl und wir waren fest davon überzeugt, daß wir dieses Mal die Wohnung bestimmt bekommen. Es fehlte uns nichts.

Der fünfte war Urschwabe. Er nahm uns alle durch seine ganze Wohnung mit, erzählte uns, was ihn das Schlafzimmer gekostet, was er für die Wohnelemente bezahlt habe, wo was am billigsten zu kaufen sei. Er sprach schwäbisch, was ich ganz leicht verstand. Beim Deutschen habe ich Schwierigkeiten, aber beim Schwäbischen keinerlei, weil ich nur im Schwabenland geblieben bin. Nach der Besichtigung seiner eigenen Wohnung gingen wir hinaus. Er lud uns nicht wie die anderen in sein Wohnzimmer ein, sondern blieb mit uns draußen.

Er schaute uns dann und wann kritisch an, sprach weiter, aber nur über das Geld, das er in seine Wohnung, überhaupt in sein Haus investiert hatte. Am Ende der Gespräche fragte er uns, ob wir immer für die Kleider so viel Geld ausgeben. Wir wollten auf ihn einem guten Eindruck machen, so beantworteten wir die Frage im Chor aus vollem Hals: „Ja!“

„So, so. Sie geben viel Geld aus für Kleider. Das geht mich an sich nichts an. Das Geld verdienen Sie, nicht ich. Glauben Sie mir, ich habe nichts gegen die Türken, wohl aber gegen die Leute, die für Kleider viel Geld ausgeben. Solche Leute mag ich, zum Verrecken, nicht. Ich bin kein Rassist, ich bin Schwabe. Ich kann meine Wohnung nicht einem vermieten, den ich nicht mag, Verstehen Sie mich?“

Wir haben ihn verstanden.

In Deutschland gibt es keine Ausländerfeindlichkeit, sondern wir, die Türken, haben entweder eine Eigenschaft mehr als die Deutschen oder eine weniger.

Uta Schipper-Rappenstein Sonntag

Die Frauen des Dorfes betreten die sonntägliche Straße im Gehorsam der Kirchenglocken.

Schön ihr Klang, die Stille durchbrechend, sie durchtönen den Ort und klingen noch weiter hinaus über den kleinen Fluß, über das Tal, über die Felder. Der watschelnde Gang der Frauen, so entenhaft, von einem Bein auf das andere, nur ein paar gehen aufrecht mit erhobenem Kopf, aber alle tragen eine Handtasche, meist in der Beuge des rechten Armes, so gleichen sie sich und beginnen den Sonntag in der Demut eines arbeitsreichen Lebens.

Die eingefaßten Misthaufen dampfen in der frühen Sonne, braune, graue, weiße Tauben flattern über die in Sonntagsstimmung eingelullten Häuserdächer.

Die leise Unterhaltung dieser watschelnden Frauen, wie anders die der Männer im Wirtshaus, da fliegen ein paar derbe Witze durch die Gespräche über die sich so ernst zuspitzende politische Lage, ha, das sind die Männer in ihren sauberen Hemden, Pfeife oder Zigarre im Mund und die starken Hände haben die Karten im Griff wie ab und zu noch mal die Frau. Besitzer der riesigen Felder ringsherum, Besitzer ihrer Frauen, die Jugend läßt sich nicht mehr so fassen, sie läuft zwischen den Fingern davon, nachmittags ist hier ihre Stunde im Nebenraum, da dröhnt die Beatmusik, da stehen sie draußen, lassen die Motorräder knarren, die Mädchen wie die Jungen in engen Jeans und Lederjacken.

„Der Satan streckt seine Pfote nach uns aus“, sagt eine Alte mit vorgehaltener Hand am Mund zu einer anderen da oben auf dem Kirchenhang, und der ist voll knospender Fliederbüsche, hoher Bäume und Vogelsang.

Der Pfarrer thront auf seiner Kanzel und wettet über die geneigten Köpfe, verflossene Frauenleben in Demut, da hat nie ein Teufel unter dem Rock geschnüffelt, sie wurden nicht versucht, sie wurden hergenommen durch ihre Männer.

Das stimmt, die Stadt ist nicht weit entfernt, aber als klafften Meilen dazwischen lebten sie immer hier versunken in ihrer alltäglichen Arbeit. Die Generation ihrer Töchter ist da schon anders, selbstbewußt haben sie die Küche übernommen; ratloses Schulterzucken über die hergenommene Freiheit ihrer Töchter und Söhne.

Zwei junge, graue Schwäne auf dem kleinen Fluß in der Mitte des Dorfes, sie recken ihre Hälsen, paddeln der Holzbrücke entgegen.

Über allem der Frühlingshimmel und am Rande eines Feldes ein Kruzifix, „Gott beschütze unsere Fluren“, und ein Kruzifix am Waldesrand und eines in der Mitte des Dorfes.

Rotblühende Lärchenbäume, endlos scheinende Felder schimmern in Lila und Braun, und manche sind vom ersten Grün bewachsen.

Wenig Autostraßen, daher so menschenleer, keine Touristen in den kleinen Dörfern, noch unverdorben in sich eingeschlossen die kleinen Höfe und in den Wirtshäusern gibt es nur Bier und vielleicht ein Paar kalte Würstchen.

Diesen Weg ging er entlang

„Und es ist so“, sagt die alte Mutter, „also, wenn meine Tochter das Wort Sex hört, bekommt sie einen regelrechten Schreikrampf“, mit ihren runzligen Händen wischt sie etwas verlegen über ihre verdreckte Schürze, schiebt die strähnigen Haare unter das Kopftuch, „wissen Sie“, fährt sie fort, „manchmal wirft mein Schwiegersohn sie einfach aus dem Bett, schimpft ‚du Drecksau‘, dabei stinkt er nach Kautabak aus der Nase und nach Alkohol aus dem Mund. Drei Kinder hat sie, das jüngste ist mongoloid, ich hatte gedacht, na’ die werden mal eine glückliche Ehe haben, er war seit seinem sechsten Lebensjahr in einem Waisenhaus, er wird dankbar sein, ich habe ihr diesen großen Acker hier überschrieben, und im nächsten Dorf haben wir ein Haus, da bewohnt sie die Hälfte.“

Aber jetzt wird er immer fetter und er schreit ganz laut und in der engen Straße hören das alle Leute.“

Krötenhaft steht sie da, die hohen Schuhe voll feuchter Erde, faltige braune Strümpfe, ein schmieriger langer Kittel.

„Wissen Sie, alle reden nur noch von Sex, keiner von Liebe, es ist wie in Sodom, da sitzen die Männer nach der Arbeit vor dem Fernseher und kriegen alles gezeigt von den schweinischen Frauen, und dann verlangen sie von ihren Frauen dasselbe.“

„Die Nußbäume hier tragen noch viel, und dort im verwilderten Gartenhaus wohnt eine Frau ganz allein, die hat nicht geheiratet, ach, meine Tochter kann sich nichts kaufen von dem bißchen Geld, was er ihr gibt. Aber sehen Sie sich mal mein Häuschen von innen an, ich wohne hier nur im Sommer, in meinem kleinen Schlafzimmer stehen noch die Ehebetten, der Heiland hängt darüber, da meine Küche, das zerrissene Sofa, und das Wohnzimmer, die Spinnweben kommen heute noch fort, den Fußboden habe ich einfach mit grauem Linoleum belegt, die Steine sehen so kalt aus, aber gehen wir wieder nach draußen, da ist es wärmer als drinnen, die Mäuse die Mäuse, den ganzen Garten haben sie durchwühlt; eigentlich wollte ich heute harken, aber es ist noch zu naß, ja, und hier ist der Anfang und gleichzeitig das Ende des Dorfes, vier Häuser, dieser Weg führt direkt in den Wald, da ging mein Mann entlang, er sagte, daß er die Schmerzen nicht mehr aushalte, Kopfschmerzen, hatte noch die Granatsplitter drinnen, von Jahr zu Jahr wurden die Schmerzen schlimmer, also, da ging er entlang, wir haben ihn erst nach Tagen gefunden, schrecklicher Anblick wie er da so hing, hoch oben!“

Der Muckerl ist ein schöner Hund

„O, so einen kleinen Muckerl möchte ich auch haben“, sagt die alte Frau, „ich habe Tiere doch so gern, da, die Spatzen und die kleinen Meisen unter dem Küchenfenster, sie kommen jeden Tag“.

Hinter der Küche ein Garten, an der Hauswand aufgestapeltes Holz und hinter dem Garten eine große Wiese. Kleine Fenster im buckligen Haus, schmal der Vorgarten, in dem sie mit großen Stiefeln an den dünnen Beinen steht. „Feuchte Erde, gut zum Einpflanzen von Blumen, da, die Stiefmütterchen blühen schon, haben den strengen Winter, den vielen Schnee überstanden, und dort pflanze ich Kohl und die Lena, meine Tochter, wissen Sie, die da unten an der Ecke wohnt, verschenkt ab und zu an die Gaststätte ein paar Köpfe, dafür können wir dann mal umsonst essen, ich koche ja nicht mehr, ich bin schon achtzig, immer so allein, sonst esse ich jeden Tag bei der Lena, ist ihr Hund brav, der kleine Muckerl, wissen Sie, früher haben wir woanders gewohnt, der Jesus dort“, und sie zeigt mit ihrer erdverschmierten Hand in den hellgrün bemalten Flur, auf einen lebensgroßen Christus, einen mit Wachsb Blumen geschmückten, „den habe ich damals gekauft, da war er schon alt, und habe ihn vor meine Gartentür gestellt, weil da immer so viel Unfälle passierten, und als der da stand, war keiner mehr, aber wir mußten da fort, da war gleich der Friedhof und der wurde zu klein, da kam unser Haus fort und dann sind wir nach hier gezogen, meine drei Kinder und ich, mein Mann ist in Rußland geblieben, nein, nicht gefallen, er ist gestorben an Lungenentzündung“, sie weint, „ich hätte schon noch einmal heiraten können, aber meine Kinder sagten, so einen guten Vater kriegen wir nicht wieder, ja, gut war der, und die Lena, meine Tochter, der ihr Sohn, der war zu dick und dann sagte er, Oma, ich mache eine Abmagerungskur und dann eines Tages ließ er sich auch noch Blut abnehmen, dann fuhr er mit dem Auto fort, wir hörten, als er zurückkam, aber er sprang nicht die Treppe hoch wie sonst, da sagte ich zu der Lena, schau nach dem Bub, und wissen Sie, da lag er tot vor seinem Auto, das hätten die Ärzte doch wissen müssen, daß sie kein Blut bei ihm abnehmen dürfen, und sein Vater, der Mann von der Lena, starb hinterher und jetzt ist sie genauso allein wie ich, ach, die hat auch so einen Muckerl, es gibt Leute, die können keine Tiere leiden, na, die mag ich auch nicht, die Vögel unter meinem Küchenfenster wissen genau, wann ich ihnen Essen gebe, aber wenn ich mal nicht mehr bin, dann sitzen sie da, die Muckerl, und denken, warum bleibt das Fenster zu“, sie fängt wieder an zu weinen, „dann werden sie verhungern, wenn es so viel Schnee gibt wie in diesem Jahr, keiner wird sie füttern“, wiederholt sie und steckt eine Blumenzwiebel in die Erde.

Carmine Abate Wenn eines Abends die Beklemmungen

Ich traf ihn zufällig nach sieben Jahren wieder. Wir hatten länger als ein Jahr in derselben Fabrik zusammen gearbeitet. Er war eine Art Vorarbeiter. Ich sage „eine Art“, weil er im Grunde, auch wenn er eine Gruppe ausländischer Arbeiter anführte, drei Türken, einen Spanier und mich, nichts anderes zu tun hatte, als mit Handbewegungen und halben Sätzen zu erklären, was der Meister ihm jeden Morgen auftrug. Beispiel: „So“, und er hob die schweren Gurkendosen hoch; „hier“, und er setzt sie auf das Fließband; „rot“, und er drückte auf den Knopf; „du da, ich hier, er mit mir“. Und so weiter. An jenem Abend war ich ausgegangen, um Ingrid anzurufen, und ich fand ihn dort neben der Telefonzelle am Altona-Platz.

Es war Ostermontag und kalt. Sagen wir, der Mond schien; ich erinnere mich nicht mehr, ob er schien, aber er wird schon geschienen haben: Er scheint immer, auch wenn ihn kaum einer von uns ansieht. Ich zum Beispiel schaue lieber in Richtung Süden, ich schaue nie hoch und ich pfeife auf den Mond. Giovanni war also dort, in der Kälte, im Mondenschein und betrunken. Ich erkannte ihn nur mit Mühe. Er mußte ungefähr vierzig Jahre alt sein, aber er sah aus wie sechzig, jedenfalls an jenem Abend. Die Augen eingefallen, die Haare schütter und weiß, ein Bierbauch und eine schwere graue Jacke: Die Zeit vergeht für alle, und ihre Spuren verwischt keiner. Auch ich. . . aber so herunterzukommen! Giovanni umarmte mich: „Schau an, unser Faulpelz!“ Er roch ausgesprochen nach Bier. Wir telefonierten abwechselnd. Zuerst ich mit Ingrid, während er in seinen Taschen nach ein paar Markstücken suchte.

„Oh, Ingrid, wenn du nicht hier in Hamburg wärst. . .“

„Amore, was hast du heute Abend? Bist du traurig?“

„Ach, Ingrid, ich . . . wir sehen uns morgen früh, grüß deine Eltern, gute Nacht.“

Wenn ich Ingrid nicht kennengelernt hätte, wäre ich seit langem ins Dorf zurückgegangen. Im Dorf gibt es keinen Fernsehturm, keine Elbe, keine Alster, kein St. Pauli, es gibt keine Arbeit, aber das macht nichts. Ich werde eines Tages für immer zurückkehren. Dort bin ich geboren, dort sind meine Wurzeln und auch . . . mein Olivenhain. Es gibt dort viel zu tun, und wenn wir alle fortgehen, wird der Schimmel, der echte und auch der geistige, alles auffressen.

Im Dorf gibt es keine Ingrid. Auf sie verzichte ich nicht. Giovanni versuchte es immer wieder, aber er bekam keine Verbindung. „Scheiße! Meine Frau wartet!“ sagte er, „Aber sie soll zum Teufel gehen, auch sie!“ Und er schlug die Zellentür wütend zu.

Ingrid weiß es; vom ersten Tag an, an dem wir uns kennengelernt haben, hab' ich ihr gesagt, daß ich auf mein Dorf nicht verzichte. Also wird sie früher oder später ihre Sachen packen müssen und dann weg, der Sonne entgegen. So und nicht anders. Sie ist einverstanden.

„Komm, ich geb dir ein Bier aus . . . dieser Scheißkerl von meinem Bruder, der Hurensohn . . .“ Giovanni sprach, als hätte er eine heiße Frikadelle im Mund, und versuchte, mich in den „Postkeller“ zu schieben.

„Es tut mir leid“, sagte ich entschlossen, „aber ich gehe mit dir in diesem Zustand in kein deutsches Lokal . . . ich will keinen Ärger“.

Wir blieben vor dem „Postkeller“ stehen. Oh, nein, mein Lieber! Ich kenne sie gut, die Lokale von Altona: voll von Betrunkenen. Im Wein, das heißt im Bier, liegt die Wahrheit, wie man sagt. Sobald die sehen, daß wir Gastarbeiter sind, frotzeln sie, und dann geht es böse aus. Schon einmal hatte ich mir angesichts einer wie im Westen in zwei Teile zerschlagenen Flasche fast in die Hosen geschissen. Das fehlte noch! Mit einem von einem Deutschen verunstalteten Gesicht ins Dorf zurückkehren, das nie! Der betrunkene Deutsche, den ich vor mir hatte, war entschlossen: „Verschwinde, du Zigeuner!“ Ich zog den Schwanz ein und ging; es hatte mich ja keiner aus meinem Dorf gesehen.

Ingrid ist nur im Sommer im Dorf gewesen. Sie hatte keine Probleme. Mit den Emigranten konnte sie deutsch sprechen. Im Sommer amüsiert man sich dort; der Himmel ist weit, und die Sterne erleuchten in Trauben unsere Spaziergänge unter den Bäumen, auch mein Scheißen unter den Bäumen. Ingrid lacht immer, wenn ich ihr erzähle, daß mir in Hamburg auch das Scheißen unter den Bäumen fehlt.

„Du könntest es mal im Wald versuchen“, rät sie mir, „aber dann friert dir der Hintern ab!“ Und sie lacht amüsiert über ihren dummen Witz. Ihre weißen Zähne leuchten im Kerzenschein, und ich drücke sie fest am mich. „Ohne dich . . . hier . . . oh, Amore.“ Sie streichelt mich zärtlich.

„Mein Bruder ist ein Flegel“, schrie Giovanni, „er sollte mich gestern besuchen kommen. Er hatte mir versprochen: an Ostern komme ich zu dir. Ich hatte Lammfleisch gekauft. . . Gehen wir ein Bier trinken? Ich will ein ganzes Faß Bier trinken, das ganze Leben lang trinken. Dieser Ekel! Mich so zu verraten! Gehen wir rein, hab keine Angst, ich bin ja bei dir“.

„Ich hab dir gesagt, daß ich nicht reingehe.“

Es war kalt, und wir da draußen redeten, dachten.

Es ist das Nach-dem-Sommer, das Ingrid Angst macht, der Alltag, die anderen. Und an mich, an mich denkst du nicht? Soll also ich es sein, der ewig Angst hat vor dem Alltag, vor den anderen, vor dem Nach-dem-Sommer? Reichen acht Jahre noch nicht? Ich habe gearbeitet und gespart, acht lange Jahre. Ich habe die demütigendsten Arbeiten gemacht, in der Gurkenfabrik, auf den Baustellen und im Hafen, mit einem festen Ziel: mir ein Haus zu bauen, und fast habe ich es geschafft. In ein paar Jahren gehe ich zurück. Wenn einer ein Haus hat, lebt er dort besser als hier. Eine kleine Arbeit fürs Essen findet sich immer. Niemand stirbt vor Hunger in meinem Dorf: man hat ein Haus, ein Feld, einen Garten, das Meer in der Nähe und . . . hier wäre ich immer ein Gastarbeiter, Gast, verstehst du, einer, der nicht zu Hause ist, und der vor allem Pflichten hat. Du wärest in meinem Dorf eine „Signora“. „Signora“, verstehst du?

„Ein Mann ist seine Erinnerungen“, sagte Giovanni, die freie Übertragung eines Satzes, den er in einem Film gehört hatte, und er blickte ins Leere. „Und deshalb bin ich ein kleiner Christus“, fuhr er fort ohne die geringste Logik. „Ich weiß alles, ich bin ein kleiner Christus: ich habe eine Erleuchtung gehabt, und jetzt weiß ich es: ich muß die Welt durch meine Opfer läutern.“

Er sah mich an, die blassen Augen halb geschlossen, und wiederholte seine Worte Silbe für Silbe: „Ich bin ein kleiner Christus.“ Er tat mir leid, und ich

sagte ihm laut, was ich über ihn dachte: „Armer Teufel!“

Giovanni brach in Weinen aus: „Niemand glaubt mir, niemand . . . mein Bruder sollte mich besuchen kommen. Dieser Kain! Letzten Monat fand ich ihn mit Fieber im Bett, allein wie ein Hund, mit vierzig Fieber. Ich pflegte ihn mit Liebe, wie man es mit einem Bruder tut. Ist er nun von meinem Blut oder nicht? Dann versprach er mir, an Ostern zu kommen . . . er wohnt nicht weit, in Harburg.“ Er schluchzte, die Hände vor dem Gesicht.

Ingrid sagt, daß es hin und wieder gut täte, zu weinen; alle Spannungen und Beklemmungen, die sonst in einem blieben und den Magen durchlöcherten, würden dadurch herausgelassen. Ich kann nicht weinen. Bei uns weint ein Mann nicht, und für sie ist das Unsinn. Vielleicht hat sie recht: inzwischen lassen meine Beklemmungen schon ihre ätzenden Säfte ab, und mein Magen, ich gebe es zu, fängt bereits an, zu brennen.

Giovanni übergab sich vor dem Wasch-Center. Ein älterer Herr, der seinen Pudel Gassi führte, beobachtete die Szene und sagte etwas Unverständliches, ich kriegte nur etwas von „Drecks . . .“ mit.

Er hatte recht. Bei den vielen abgelegenen Stellen, die es hier gab, mußte er unbedingt dorthin kotzen! Das Hündchen blieb ein Stück weiter stehen, beschnüffelte den Reifen eines Mercedes, hob sein Bein und pinkelte mit Grazie.

Ich mag Hunde, aber Bastarde, mit rotem und schmutzigem Fell. Im Dorf hatte ich einen Hund, rot und Bastard, die Ohren voller Zecken, die ihn leiden ließen, und die ich ohne Mitleid mit einer Pinzette zerquetschte. Im Dorf laufen die Hunde frei herum, spielen mit den Kindern, pinkeln auf die Margeriten, fressen die übrig gebliebenen Nudeln mit Tomatensauce und sie kreuzen sich auf dem Marktplatz: so werden die kleinen Bastarde geboren, die sich sofort schmutzig machen. Und dabei gibt es dort keine „Hundesalons“ wie in Hamburg.

Giovanni lachte, als er „Hundesalon“ hörte. „Wirklich?“ fragte er. „Hier in der Nähe ist einer, neben Hertie, hast du den noch nie gesehen?“

„Diesen Deutschen“, die Stimme war jetzt klarer, ohne heiße Frikadelle, „liegen die Hunde mehr am Herzen als die Menschen. Wenn sie einen auf der Straße liegen sehen. . .“

„Ich weiß, ich weiß, ich hab sie schon tausend Mal gehört, diese Geschichte . . . sie ist alt.“

„Also erzähle ich dir meine Geschichte, die du sicher nicht kennst: es ist die Geschichte eines Mannes, der seit zehn Jahren Frau und drei Kinder nur einen Monat im Jahr sieht. Ich habe einen kindergelähmten Sohn, er braucht Pflege und ich muß . . .“

„Gehen wir, ich bringe dich nach Hause, es ist spät geworden.“ Und ich unterbrach ihn; er konnte mit Leichtigkeit weinen.

Ich werde Ingrid wohl tausend Mal gesagt haben, daß es nicht richtig ist, daß sich immer der Ausländer anpassen muß. Soll sich auch mal einer von euch an uns anpassen. Ich hab die Nase voll von Anpassung. Die wollen die Seele, diese hier, nicht nur den Leib. Aber meine Seele verkaufe ich nicht, sie ist reserviert, schon immer. Die Seele braucht zum Leben keine Mark, keine schönen offiziellen Worte, keinen Farbfernseher. Sie braucht selbstgemachtes Brot,

wahre Freundschaft, das Gefühl der Gleichheit unter Gleichen. Ich habe die Scheinheiligkeit satt, das Lächeln aus Bequemlichkeit. Ohne uns, ohne die „industrielle Reservearmee“, wie ein Freund von Ingrid sagt, würde die Bundesrepublik . . .

„Aber was sagst du?“ fragte Giovanni, während er die Haustür aufschloß. „Ich verstehe dich nicht mehr. Wer ist betrunken, du oder ich?“

Wir gingen durch einen langen, kalten Hausflur, dessen Putz längst abgebröckelt war. Am Ende, gleich hinter einer winzigen Küche und einem Klo ohne Türen, lag das Zimmer, das Giovanni mit einem Griechen teilte. Aus dem Zimmer schallte Gelächter. In dem matten Licht erkannte man einen kleinen Mann, neben ihm eingenistet zwei massige Frauen. Die drei Figuren standen auf, und alle fünf blieben wir reglos und verlegen stehen.

„Malaka! Bis zurück endlich,“ sagte der Grieche euphorisch auf deutsch, „diese zwei Freundinnen, gute Freundinnen“.

Wir stellten uns vor, wie es anständige Leute tun, und setzten uns auf das Bett. Die zwei einzigen Sessel wurden von den beiden Frauen in Beschlag genommen, die bei Licht nicht in das kahle Milieu paßten: ein niedriger Tisch zwischen den beiden Betten und neben diesen zwei kleine Stahlschränke, obendrauf Koffer aus Kunstleder. Ich wenigstens habe eine Wohnung, dachte ich, dank Ingrid, die sie mir gesucht hat, eine richtige Wohnung, mit Wohnzimmer, Küche und Schlafzimmer. Es fehlt nur das Bad, aber es ist eine Wohnung. „Hübsch dieses Zimmer, und so intim, nicht wahr?“ sagte eine der beiden, die andere nickte. Oh ja, hübsch wie ein Schweinestall. Heuchlerinnen! Wir bluten für euch, und ihr erniedrigt uns so, verbannt uns in die Gettos, auf du und du mit den Ratten, und dann ‚hübsch‘: mit Worten laßt ihr auch die Scheiße zu Gold werden, mit Worten.

Sie paßten nicht dahin, während Bier und Schnaps getrunken wurde. Und auch du, Amore, hättest nicht gepaßt in dieses kahle Milieu für Ratten und nicht für Christenmenschen. Die Farbe des Goldes eurer Haare, die Farbe des Meeres eurer Augen, dort in dem farblosen Zimmer der abgebröckelten Wände! Ich verstand nicht, was diese beiden in diesem Zimmer wollten. Wer weiß, wo und wie der Grieche sie angemacht hatte.

„Italien ist schön, ich bin in Venedig gewesen, herrlich . . .“

Und die andere: „Griechenland ist schön, auf Kreta ist das Meer märchenhaft, vor zwei Jahren . . .“

Und Giovanni: „Aber Kalabrien ist wunderschön, wo ich wohne, ist das Meer lila, wirklich genauso, lila. Ich habe ein Haus zwei Schritte vom Meer, und im Sommer schlage ich mich mit Schwertfisch voll.“

Wo wohnst du, Giovanni, wo? Lob, Eigenlob, Rauch in den Augen, Sand im Gehirn und im Herzen. Venedig, Kreta, Kalabrien, genug, genug. Sehen wir der Realität ins Gesicht, und wenn die Realität dieses kahle Zimmer ist, also Scheiße, dann sagen wir es doch hier und auch dort, daß wir in der Scheiße leben, daß wir ungeheure Opfer bringen und dem Mythos von der Rückkehr und der Integration nachlaufen, und also nur dem Gestank, wenn die Scheiße liegenbleibt. Die Scheiße wird sofort beseitigt, meine Lieben, von allen zusammen, denn sonst steckt auch ihr über kurz oder lang bis zum Halse drin. Ich dachte all dies, und vielleicht sagte ich es auch, während ich mit den

anderen Bier und billigen Schnaps trank.

Die ältere der beiden Frauen mit der engen Bluse, durch die zwei braune Brustwarzen schimmerten, sah mir in die Augen, während ihr der Grieche eine Hand zwischen die Schenkel geschoben hatte. Die andere mit den roten Haaren und der milchweißen Haut zerzauste mir die Locken. Giovanni schnarchte. Und dann erinnere ich mich an nichts mehr.

Das passiert mir immer, wenn ich mich betrinke. Die letzten Gedanken (oder Träume?) vor der völligen Dunkelheit galten Ingrid und meinem Dorf.

Ingrid sprach in meinem Dialekt und ging am Brunnen Wasser holen; Carfizzi, mein Dorf, war eine Straße in Hamburg, zwischen Elbe und Altona; meine Eltern bestellten im Park von Altona ein schon gelbes und reifes Weizenfeld, und zwischen den Ähren spielte mein Bastard mit dem Pudel.

Am nächsten Morgen wachte ich zwischen den Frauen auf; die Brüste der Blondes und die Arschbacken der Rothaarigen klebten an meinem Körper. Giovanni und der Grieche waren schon auf Arbeit. Ich befreite mich von den beiden Frauen, die fest weiterschlieften. Nackt und ungeschminkt, nackt und still, paßten sie gut dort hinein. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich mit ihnen geschlafen habe, oder ob dagegen der Grieche hin und wieder mit seinem versilberten Mund lächelnd mir von seinen Kindern und seiner noch jungen Frau erzählt hat, oder alles beides.

Ich beeilte mich, weil Ingrid, meine Ingrid, mich erwartete. Ich werde ihr die ganze Geschichte erzählen, dachte ich, ohne das Schlußstück. Sie weiß, daß ich alles vergesse, wenn ich mich betrinke, und nicht mehr weiß, was ich tue. Ich weiß nur, daß vor und nach der völligen Dunkelheit die Beklemmungen, die mir an gewissen Abenden im Magen brennen, verschwunden waren, wie wenn Ingrid mir die Hand drückt oder zart meine Lippen berührt, und ich glücklich bin, ihr nahe zu sein und sie kennengelernt zu haben.

An jenem Abend, und daran erinnere ich mich genau, waren die Beklemmungen am Ende wahrhaftig verschwunden, aber an ihrer Stelle war die Leere, die Dunkelheit und die Leere.

Peter Schütt Germacken raus

Es war ein schwarzer Freitag. Prof. Dr. Irenäus von Eibl-Eibesfeldt kramte seine letzten Pfennige zusammen und packte alles, was ihm noch geblieben war, in seinen Persilkarton. Schweren Herzens hatte er sich von den letzten seiner Bücher getrennt, in denen er in den siebziger Jahren – vergeblich – vor der Überfremdung des deutschen Volkes gewarnt hatte.

In seinem letzten Anzug, ein Modell der frühen achtziger Jahre, fuhr der Professor zur Botschaft von Kuwait. Sein ehemaliger Heidelberger Professorenkollege Schmidt-Kahler hatte bei der kuwaitischen Müllabfuhr einen halbwegs sicheren Arbeitsplatz bekommen, und mehrfach hatte er seinen einstigen Kampfgefährten aufgefordert, er solle doch nachkommen. Doch Eibl-Eibesfeldt, der die Wüstensöhne nie leiden konnte, hatte lange gezögert. Er hatte gewartet, bis ihm die Umstände keine andere Wahl mehr ließen. Schließlich gab es immer wieder schlimme Geschichten, die ihn immer wieder vor dem letzten Schritt zurückschrecken ließen. Da war das Beispiel des bayerischen Grafen Huyn. Der hatte in einer saudi-arabischen Autowerkstatt einen Platz als Nachwächter gefunden. Aber als die Behörden herausgefunden hatten, daß er seine Aufenthaltserlaubnis nur der Scheinehe mit einer Bauchtänzerin verdankte, die früher als Gastarbeiterin in München engagiert war, wurde er auf der Stelle ausgewiesen. Mehrere Wochen saß er in Abschiebehaft, und für den Rückflug wurden ihm sechs Monatslöhne gepfändet. Eibl-Eibesfeldt dachte auch an den traurigen Fall seines einstigen politischen Freundes Rommel. Der hatte in Abu Dhabi einen Antrag auf Asyl gestellt. Erst hatte man ihn dort acht Monate hinter Stacheldraht, in ein Asylantenlager, gesperrt, dann wurde er in einem überfüllten Charterflugzeug zurück nach Frankfurt verbracht. Dort wurde er noch auf dem Flughafen von der deutschen Polizei verhaftet, wegen angeblicher staatsfeindlicher Äußerungen im Ausland. Anderen ging es immerhin besser. Der Lummer hatte in Tunis eine Frittenbude aufgemacht, die ganz gut ging, hatte sich eine alte bundesdeutsche Mercedes-Werkstatt zur Wohnung ausgebaut und letztes Jahr sogar seine Familie, wenn zunächst illegal, nachkommen lassen. Und Franz-Josef Strauß hatte in Amman eine Oben-Ohne-Bar für bayerische Fremdarbeiter eröffnet, die jeden Abend gerammelt voll war.

Zögernd reihte sich Professor Eibl-Eibesfeldt in die Schlange der Wartenden vor der kuwaitischen Botschaft ein. Er zitterte vor Angst und Kälte und mußte stundenlang warten, bis er endlich an der Reihe war. „Du Professor?“ fragte ihn ein überarbeiteter Araber, der die Einreisevisen für deutsche Gastarbeiter ausstellte. Er tippte Eibl-Eibesfeldts Namen in seinen Zentralcomputer, der Sekunden später die Antwort ausspuckte. „Du Professor, nix Einreise in Kuwait. Du zu germanisch, versteh, zu abendländisch. Du Kategorie nicht integrierbar. Versteh, Professor, unsere Kultur zu fremd, wir wollen kein Kulturmischmasch, kein Blutmischmasch!“ erklärte der Beamte geduldig und rief den nächsten heran. Das war der schwarze Freitag im Dezember 1990. Zum ersten Mal setzte sich Eibl-Eibesfeldt an den Straßenrand, nahm seinen verblichenen Professorenhut und bat die Passanten um eine milde Gabe.

Vito d'Adamo Die Deutschen kommen

Baracke 303 war an die 302 gelehnt und von der 304 durch einen Gang, der so breit wie ein magerer Mann war, getrennt. Man hätte so zum Strand hinuntergelangen können, wenn der Weg inzwischen nicht von den Überbleibseln vergangener Sommer verbarrikadiert gewesen wäre – von Klappstuhlgerippen, einem durchgelegenen Feldbett, einem nur noch zweibeinigen Tisch mit loser Platte, einem einst emaillierten Waschbecken, alles vom Rost, von der salzhaltigen Luft und den Witterungseinwirkungen zerfressen, dazu einigen zerbrochenen Kisten und kleinerem Gerümpel. Ans Meer kam man jetzt nur noch direkt aus den Bungalows über den Sand.

Diese regelwidrigen Bauten, die während der Sommermonate von je einem weitverzweigten Clan oder von Laufkundschaft, von Gelegenheitsgästen für einen Seeurlaub fern vom Heimatdorf genutzt wurden, und in den anderen Jahreszeiten von unternehmungslustigen oder ausgerissenen Pärchen, standen in einer Reihe zwischen dem Ufersaum und dem Wäldchen, einem Gestrüpp aus kümmerlichen Zwergbäumen und Sträuchern, die aus einem Gemisch von Sand, Staub und Erde ragten und rücksichtslos abgeholzt wurden.

In Nummer 303 striegelte sich Cettina die Haare und trällerte vor sich hin, während ihre Schwiegermutter sich, die Brille schräg auf der Nasenspitze, ihre ohnehin schlechten Augen über einem Stickrahmen verdarb. Beide warteten und hofften in ihren vier Bretterwänden, irgendein Ereignis möge den eintönigen Ablauf ihres Tages mit seiner Sonnenglut und Langeweile durchbrechen. Die „Deutschen“ trafen zu Fuß ein. Sie hatten ihren Mercedes zuvor, so gut es irgend ging, am Rand des Wäldchens zwischen den vielen staubigen Wagen geparkt und lasen jetzt im Gehen, jeder mit seinem Badezeug in der Hand, die roten Zahlen auf den buntscheckigen Hüttenfronten, soweit sie noch zu entziffern waren, oder zählten die Baracken an den Fingern ab, wenn die Zahlen unleserlich oder gar nicht mehr vorhanden waren.

– Meine Cousine! Mein Cousin! – schrie Cettina, als sie vor ihr standen. Und es gab ein Umarmen und Küssen und gegenseitiges Fragen und Antworten in der ersten freudigen Erregung des Wiedersehens. Für heute wäre die Langeweile besiegt. Nach der gehörigen Begrüßung nahm die Schwiegermutter ihre Stickarbeit wieder auf, schielte über ihre Brillengläser und begann über das, was sie zu hören bekam, zu knurren und den Kopf zu schütteln, ohne sich jedoch etwas anmerken zu lassen.

Das Meer war am Ufer algengrün und weiter draußen türkis; am Horizont jedoch endete es in einem Streifen kobaltblau, der es klar vom Azur des Himmels abschnitt. Die Sonne stach, es wehte eine leichte Brise, und ein paar Federwölkchen dehnten sich effektiv über den „Saraceni“. Im goldenen Sand wimmelte es von winzigen Müllteilchen, Muschelscherben, kleinen Kieseln und dürrer Tang, von Bimssteinsplittern und Zigarettenfiltern.

Die „Deutschen“ und Cettina badeten jetzt, und die Schwiegermutter kniff die Augen zusammen, um den Blick zu schärfen, weil sie die Ihren, trotz ihrer auf

dem „Dienstag“, wie der Wochenmarkt in ihrem Dorf hieß, gekauften Allzweckbrille – „Probieren Sie sie, und wenn Sie damit sehen, nehmen Sie sie!“ –, unter den anderen Badenden nur undeutlich erkennen konnte. Mit diesen Marktbudengläsern war es aussichtslos, die junge Schwiegertochter im Wasser mit den „Deutschen“ kontrollieren zu wollen; sie taugten mit Mühe und Not zum Sticken. – Schlimm, die Auswanderei, murmelte sie, als alle beieinander im Schatten um den unterm Vordach gedeckten Tisch saßen und sie hörte, wie die Jungen unter sich Deutsch sprachen und den anderen auf Sizilianisch antworteten. Während die Erwachsenen den Spaghettis mit frischer Tomatensoße, den gebratenen Auberginen und dem geriebenen Molkenkäse mit Genuß zusprachen, aßen die Kinder nur, weil sie einen Bärenhunger hatten und nicht weil ihnen das Gericht sonderlich schmeckte.

- „Wie geht's euch in Deutschland?“
- „Wohnung und Arbeit haben wir. Diverse Schwierigkeiten mit der Integration und der Sprache.“
- „Was heißt Integration? Wollt ihr etwa Deutsche werden?“
- „Ach was! . . . Und dann die Krise.“
- „Krise, Krise! Die Krise ist in Italien!“
- „Und sparen müssen wir, und ein Jahr auf den Urlaubsmonat warten und ihn dann möglichst nicht verpfuschen. Urlaub kostet Geld und ist anstrengend: zweitausend Kilometer hin und zweitausend zurück, und dazu noch mal mehr als tausend für Verwandten- und Freundesbesuche.“
- „Und die Kinder gehen zur Schule? Wie kommen sie denn damit zurecht?“
- „Sie tun, was sie können, wie soll ich das erklären?“
- „Gehen sie denn auf eine italienische Schule?“
- „Auf eine italienische Schule!“

Diese Anstrengung, den anderen begreiflich zu machen, wie es in Deutschland ist und wie man es gern hätte. Und am Ende kommt trotzdem ein falsches Bild heraus, und man trifft das Problem einfach nicht, weil man dazu eine Unmenge Dinge vorausschicken müßte, die sich nie zuvor einer die Mühe gemacht hat zu erklären, denn die oben sind schließlich interessiert an der Desinformation und am Fortbestehen der Unwissenheit. Es sind lauter Dinge, die jeder weiß, die man aber, wenn es für einen vorteilhaft ist, vergißt. Und man hat das Gefühl, die anderen sind schwer von Begriff und mißtrauisch, besonders wenn es sie aus dem Gleis zu werfen droht und sie sich vor Probleme gestellt sehen, deren Existenz sie nicht einmal geahnt haben.

- „Dann gibt es da also gar keinen Unterricht auf Italienisch?“
- „Nein, wenn überhaupt, dann nur fünf oder sechs Wochenstunden.“
- „Aber was wird denn dann aus den Kindern?“

Endlich ist das Problem erfaßt! Hilfsarbeiter werden aus ihnen, darauf werden sie hingelenkt und programmiert. Aber das spricht man nicht aus, weil es einem peinlich ist. Man verschweigt es aus falscher Scham; es könnte die Leute ja vor den Kopf stoßen, und aus wäre es mit der Solidarität, der Nächstenliebe und allem anderen. So sind wir nun einmal, dazu haben sie uns gemacht, die hier unten eine Stelle ergattert haben. Sie könnten ja plötzlich erkennen, daß sie besser leben als wir, die wir aus Verzweiflung ins Ausland geflohen sind. Darum heißt es den Mund halten, darum senkt man den Kopf, und darum

würde man am liebsten dahin verschwinden, woher man gekommen ist. Was wissen die hier schon davon? Sie fragen, aber in ihren Fragen steckt Neid, weil sie sehen, wie man auf Urlaub kommt, weil sie an unserer Stippvisite in den Süden nur das Auffälligste sehen, keine Kritik an dem System, das einen so weit fortgetrieben hat und noch forttreibt. Aber dann ist Amerika ja hier, empfinden sie vage, dann ist der Wohlstand ja hier zu Hause. Und dabei überlegen sie nicht, daß es sich ja nur um seichtes Konsumieren, um ein Nachhappen, wenn nicht um Schlimmeres handelt, wie diese Barackenbungalows bezeugen; während unsereins aus Stolz, um nicht unterzugehen, absichtlich eine Haltung einnimmt, in der man seine angeblichen Entscheidungen verteidigen und rechtfertigen zu müssen glaubt. Bloß nicht andeuten, daß die Verhältnisse, die einen dahin gebracht haben, ja auch umgewälzt werden können. Dabei sind wir hier mitten im Auswanderungsgebiet, und wieviele haben dich schon um eine Arbeitsstelle in Deutschland gebeten. Hier läßt es sich nicht mehr leben, versuch mir zu helfen, tu's für meine Kinder, du hast doch selber welche. Es gibt ja so viele Gegenargumente, und man kennt sie gut; man darf diese Kinder, um deretwillen sich einem die Leute andienen, nicht zum Fließband verdammen. Aber dann gilt man eben als egoistisch, der Satte glaubt dem Hungrigen nicht, oder als eingebildet oder als jemand, der keinen bei sich in Deutschland haben will, weil er da was zu verbergen hat. Es ist zum Verzweifeln, wenn man nur einigermaßen weiß, was Emigration bedeutet, und hier auf dem Lande leidet man ja darunter, man geht daran ein. Sie müssen den Aderlaß über sich ergehen lassen, aber von der dahintersteckenden Problematik wissen sie nichts, und keiner öffnet ihnen die Augen. Dann treffen als Ausgleich die Überweisungen ein, die einen ja doppelt und dreifach entschädigen, es zahlt sich also aus, und eventuelle Skrupel unterschlägt man, und das Heimweh hebt man sich für den Winter auf, schiebt es zwischen Postanweisung und Postanweisung beiseite; Geld ist ja immer ein Grund zum Großtun, bloß dabei nicht übertreiben, die Leute wissen besser nicht über einen Bescheid. Wieder einmal tat sich die Kluft auf: an zwei Fronten kämpfen müssen, hier und dort. Erklären, Verständnis erwecken, sensibilisieren, politisieren, und dabei überall beim Einmaleins anfangen. Es war eine Aufgabe, tief und breit wie ein gewaltiger Abgrund, den man aufschütten muß. Und Cettina plante schon einen Gegenbesuch bei ihren Cousins in Deutschland. Ihr Mann verdient gut, versicherte sie, und ließ sich tausend Dinge erklären und erleichte allmählich, als sie ausrechnete, wieviel allein fürs Benzin daraufgehen würde, und wieviel für alles übrige, selbst bei freier Unterkunft. Man sah gar nicht recht ein, warum sie, um nicht auf die Reise zu verzichten, nicht verlangte, daß man neben ihrer Übernachtung auch noch Fahrt und Verpflegung für sie übernähme. Der Wechselkurs sei ja so ungünstig, die Devisenbestimmungen so hart. Dafür wollte sie auch mit so vielen eleganten Kleidern und zierlichen Damenschuhen anreisen, daß sie sich zu jedem Anlaß würde umziehen können. Den deutschen Frauen wollte sie mal zeigen, wie man sich in Italien kleidete und beschuhte! Sie hatte sich schon ganz verrannt in ihre Pläne und Unternehmungen, in die Geschäfte, die sie aufsuchen, die Reisevorbereitungen, die sie treffen wollte. Und sie ereiferte sich beim Reden über ihren Traum, als könne sie ihn sich erfüllen.

Unterdessen hörten die Kinder mit aufgerissenen Augen zu und bekamen vage mit, daß sie hier geboren waren, unter diesen Menschen, inmitten dieser Gegensätze, und was das für sie bedeuten und mit sich bringen könnte; daß dies hier ihre Heimat war, daß sie automatisch in die hiesige Mundart verfielen. Aber sie dachten und sprachen unter sich auf Deutsch, durchaus zur Freude ihrer Verwandten, die ihre störrischen Nichten und Neffen neckten, weil sie sich in einer so herben Sprache produzierten, bis sie ihre Stichelei so weit trieben, daß ihnen mit bissigen Bemerkungen auf Deutsch erwidert wurde. Und dies Italien war nun ihr Urlaubsitien, alle waren ja verrückt nach dem Urlaub. Urlaub mußte sein, Urlaub über alles, der Urlaub war ein Art Sturm auf die Bastille. Und die Schwiegermutter wurmte es, daß die „Deutschen“ im Mercedes heimkamen, wo es doch bei ihrer Abfahrt kaum für das tägliche Brot gereicht hatte, und daß sie sich den Luxus leisten konnten, im Hotel zu schlafen und im Restaurant zu essen, bei den Preisen!, während sie, deren Mann und deren zwei Söhne in Sizilien arbeiteten, wie es sich gehörte, den Sommer über in einer Hütte Bettzeug sticken und auf ihre junge Schwiegertochter aufpassen mußte. Die Familienehre hing schließlich davon ab. Augen auf bei solchen Frauen, die sich emanzipieren wollen! Und ein Mann ist ja kein Mann mehr, wenn er nichts zu sagen hat. Eine verheiratete Frau, die sich untersteht, eine Reise allein zu planen, wo sind wir hingekommen! Der Mann muß ihr zeigen, wer hier die Hosen anhat! Ihr Sohn wird dafür sorgen, daß sie an ihrem Abstecher noch zu würgen hat, und an diesen deutschen Verwandten mit den absonderlichen Vorstellungen, die sich erlauben, an der Emigration herumzunörgeln, der sie doch ihr Auskommen und ihren Mercedes verdanken! Sie hingegen ist zu einem solchen Leben verurteilt, und hinterher ziehen die in Deutschland womöglich noch über einen her! Und die Schwiegertochter wartete sich grau auf ihren Mann, der abends immer spät direkt von der Arbeit heimkam – für den Wechsel, der nächste Woche fällig war, mußte um Stundung gebeten werden, die Monatsrate für das Häuschen, das sie sich andernorts bauten, an einem statusgemäßen Ferienort – und wartete sich grau auf dieses Flittchen, das sich die Langweile der endlosen heißen Tage damit vertrieb, daß sie hierherkam und sich in einer Baracke am Ionischen Meer die Haare striegelte.

Übersetzung aus dem Italienischen von Monika López

Rodolfo Caltopen Die weiße Stadt

Meine Stadt ist Sevilla. Sevilla ist Andalusiens „weiße Stadt“. Die Sevillaner sagen es, und ich – ich habe oft auf der Giralda gestanden, hoch oben, dort, wo das Minaret in den Himmel greift, bei all den Glocken mit den schönen Namen – kann es bezeugen.

Mein Blick schweifte über das Meer der Dächer. Nahbei die feinen Türme und Türmchen der Kathedrale, in deren Stille Spaniens größter Konquistador, Fernandez Cortez, endlich seine letzte Ruhe fand. Längs des Orangeriehofes die Straße Alemanes, Erinnerung an die deutschen und flämischen Steinmetzen, die einst kamen, um in gemeinsamem Werk den herrlichen gotischen Bau zu errichten. In enger Gasse, ein wenig abseits, das schöne Patrizierhaus Montoto Rautenstrauchs – der Name verrät die österreichische Herkunft –, wo Don Santiago eine reiche Bibliothek und wertvolle Kunstschätze verwahrt. Viele Wunder hat die weiße Stadt. Rosen blühen den ganzen Winter ununterbrochen, und Märchengärten schlafen hinter den Mauern des Alkazar und die Erinnerung an eine große Zeit. Römer, Vandalen, Goten, Araber, jeder drückte der Stadt einen Stempel auf. Prachtvoll die Epoche der Abbasiden, und Spaniens größter Romantiker, Gustavo A. Becquer, hat in seiner Dichtung den Namen Zaidas, der Tochter des Kalifen Motamids II, die zum Christentum übertrat und als Isabella die Gemahlin König Alfons VI. von Kastilien wurde, verewigt.

Als mit Ferdinand III. die christlichen Könige in Sevilla Residenz nehmen, herrscht an ihrem Hof, wie an dem der Hohenstaufen zu Sizilien, arabische Kultur. In arabisch schreibt Bischof Juan seine Bibelauslegungen. Arabische Ornamentik verschmilzt mit der Gotik zur Eleganz des Mudéjarstiles. Unzählig die Legenden von Pedro dem Gerechten, wie ihn der Volksmund nennt, des Erbauers des Alkazars. Da sucht er einmal einen neuen Minister. Er bricht einen Zweig vom Orangeriebaum mit einer Frucht, die er halbiert. Darauf wirft er den Ast mit der halben Frucht in ein Bassin und ruft die Kandidaten. „Was schwimmt im Bassin?“ fragt er jeden einzelnen. Ohne zu überlegen antworten alle: „Eine Apfelsine“. Nur einer tritt an den Teich und hebt den Zweig mit der halben Orange heraus, ehe er antwortet. Ihn ernennt Pedro zu seinem Ratgeber.

Gleich den alten Kalifen liebte es auch Pedro, abends unerkannt durch die Gassen seiner Residenz zu streifen und sich in öffentliche Häuser zu begeben. Auf der Heimkehr von einem solchen Bummel gerät er in Streit, er glaubt sich allein, zieht den Degen und tötet den Gegner. Nun ist damals zu Sevilla Fernandez Ceron Bürgermeister, ein strenger unbeugsamer Beamter. Pedro läßt ihn am nächsten Morgen rufen: „Da ihr glaubt alles zu wissen, was in Eurer Stadt geschieht . . . Na, wißt Ihr auch, daß man letzte Nacht einen Mann getötet hat?“ – „Ja“ erwidert Ceron ruhig. – „Und kennt Ihr auch den Täter?“ forscht der König weiter. „Ja!“ erwidert Ceron gelassen, ohne eine Miene zu verziehen. Pedro erbleicht vor Zorn: „Alter Fuchs, du willst mir imponieren! Gut, hör mich an: bestraf den Mörder, den du kennen willst? Ist es bis morgen nicht geschehen, fällt dein Kopf statt des seinen . . .“ Am Abend bummelt der

König wieder zu dem Lokal. Sein erster Blick fällt auf eine Büste in einer Nische des Portals. Deutlich ist bei ihr der Kopf vom Rumpf getrennt, als Zeichen der Strafe, die er verdient hat: denn die Büste stellt den König dar. Zimmerlich ist der Herrscher nicht. Laut schallt sein Gelächter, und er meint beifällig: „Der Alkalde ist wirklich gut. Er verdient die höchste Anerkennung!“ Jahrelang blieb die Büste stehen und der Name der Straße „Gabeza del Rey Pedro“ – König Pedros Kopf – erinnert noch in unseren Zeiten an jene Episode.

Überall in den Gassen lebt ja Vergangenheit. In den entzückenden marmorkühlen Patios mit den singenden Springbrunnen klingt leises Gitarrenspiel, und Don Juan, der ewige Liebhaber, scheint durch die nächtlichen Straßen zu huschen. Immer auf der Suche nach neuen Abenteuern und Erlebnissen. Und aus der Kathedrale mit der jenseitigen Schönheit ihrer Pforten und Pfeiler und der erdentrückten Mystik ihres Dämmerdunkels spricht die heilige Teresa zu uns.

Ein Hochsommer in der weißen Stadt gehört indes nicht ohne weiteres in die lange Reihe ihrer Wunder. Kürzlich bin ich um Mitternacht durch Santa Cruz gegangen. Das Thermometer zeigte 32 Grad. Und dies in einem Gäßchen, das wie die meisten in Sevilla, nach maurischer Tradition so eng ist, daß die Sonne nie tiefer als bis zum obersten Stock dringen kann, und das während der Mittagsstunden gleich vielen anderen mit einem großen leinenen Zeltdach überspannt ist. In solchen Stunden ist es nur gut, daß Sevilla seine guten deutschen Brauer hat. Das köstliche frische Bier findet in diesen Stunden seine Freunde, dazu die herrlichen Tapitas, jene kleinen Zugaben zum Getränk: eine Scheibe Wurst, eine Muschel, eine Olive . . .

Diese Tage aber, an denen die Hitze schier unerträglich wird, bringen wiederum ein neues flüchtiges Wunder über die Stadt. Sie tauchen sie ganz in Silber. Die weißen Häuser werden silbern und die weißen Pflaster, die weißen Lilien im erhabenen steinernen Fialenfelde und die weißen Jasminrosetten im schimmernden schwarzen Haar der Mädchen. Alles wird silbern, sogar der Staub. Und in diesem silbernen Glast schwebt ein silbernes Klingeln. Wohl klingt es stets und immer in Sevilla. Es klingen die vielen Glocken seiner Türme, es klingen die unendlich vielen Glöckchen seiner Gassen. Und dies Klingen und Schwingen mag wohl Ursache sein, daß Dichter und Maler sich hier heimisch fühlten und fühlen.

Als der Reichtum Amerikas durch Sevilla, dem Hafen nach dem neuen Kontinent, strömte, wurde es zum Zentrum spanischen Geistes. Hier lebten und schufen Pedro Campana, Vargas, Cespedes, Roelas, Zurburan, Murillo, Velazques, Cervantes, Lope de Rueda, all sie künden von dem Reichtum jener Zeit.

Pachecos Atelier war im 16. Jahrhundert der Mittelpunkt, wo sich die Geister der Zeit trafen und diskutierten. Pacheco, der durch seine Freundschaft mit Carducho mit der italienischen Renaissance aufs engste verbunden war, war ja nicht nur ein bedeutender Maler, nein, er war auch ein feinsinniger Dichter und ein echter Humanist. Selbst die Inquisition erkannte den tiefen Ernst seiner Persönlichkeit an.

Als man einst die Schriften Montanos tadelte, nahm Pacheco für ihn Stellung:

„Man verargt es ihm, in seinen Bibelkommentaren nie gegen die Ketzer Stellung zu nehmen . . . Man darf ja nie vergessen, daß nur Güte die Herzen gewinnt und sie aus Irrwegen löst, während Vorwürfe sie verhärten . . .“ Die spanischen Katholiken waren ja in jener Zeit, trotz der Inquisition, von großer Duldsamkeit. Einen Calderon ließen sie in Toledo als Domherrn zu, einen Tirso de Molina, einen Lope de Vega als Priester, und einen Schauspieler Lope de Rueda bestatteten sie in der Kathedrale von Cordoba.

Auch Cervantes hat manch Jahr seines Lebens in Sevilla verbracht, das er „Asyl der Armen, Zuflucht der Unglücklichen“ nannte, „eine Stadt, deren Größe die Kleinen aufnimmt und die Großen verbirgt“. 1588 kam Cervantes als Lebensmittelkäufer der „Unbesiegbaren Armada“ nach Sevilla, ähnlich seinem großen portugiesischen Kollegen Camoes, der sein Leben in gleicher Stellung in Macao fristen mußte. Auf der Suche nach Waren durchstreifte Cervantes ganz Andalusien, und sein Ohr lauschte mehr den Erzählungen der fahrenden Leute und Zigeuner, als den Preisforderungen der Bauern. In Sevilla entstanden so plastische Erzählungen wie „Rinconete und Cordadilla“. Andalusien gab dem Schöpfer des „Quijote“ die Farbenpracht der Plauderei. Ein anderer aber wußte dies sattbunte Leben in Farben zu bannen: Murillo, der 1618 in der Stadt das Licht der Welt erblickte. Nach kurzem Aufenthalt im Haus eines Landsmannes, Velazques in Madrid, kehrte er nach Sevilla heim, ohne nach Italien zu gehen. Er wußte, er konnte seine Persönlichkeit nur in der Atmosphäre dieser Stadt entwickeln. Das Kloster San Francisco gab ihm die ersten großen Bilder in Auftrag, unter denen sich die „Heilige Clara“ befindet. In seinen Bildern lachten Andalusiers Kinder, froh und heiter, und die heiße Sonne Andalusiers leuchtet aus seinen Farben.

Die Glut der Sonne vertrieb mich heute aus der Stadt. Nicht zu den Ruinen Italicas, jener alten römischen Republik, die Scipio Africanus nach dem Karthagerkrieg als Ruhelager für sein Heer errichtete, in der Trajan geboren wurde und Theodor der Große, der erste römische Kaiser, der zum Christentum übertrat. An Trajan erinnert auch eine Legende, die sich an das Pilatushaus in Sevilla, dem Palast der Medinaceli, knüpft. In einer Urne brachte man die Asche des großen Imperators nach Sevilla und stellte sie im Patio ab. Ein Diener zerbrach aus Ungeschicklichkeit das Gefäß, die Asche verstreute sich im ganzen Garten. „So verband sich der große Sohn Andalusiers“, sagt der Volksmund, „wieder seiner andalusischen Heimat.“

Ich flüchtete nicht nach Italica, sondern an die Ufer des Guadaira. Ich fuhr nach Alcala de Guadaira. Es liegt nah bei Sevilla. Seine Mulas bringen jeden Morgen den Städtern das frische Brot.

Ich sitze wieder auf weiter Terrasse. Das Haus liegt auf steiler Höhe. Blausilberner Himmel über mir und unter mir, wie die Leute von Sevilla stolz verkünden: „La tierra de la Maria Santissima“. Dicht wie bange Schafe drängen sich die Wipfel alter Pinien auf den jenseitigen Höhen. Die flimmernde Ferne füllt das grünsilberne Wogen reicher Olivenhaine. Blitzweiße Gehöfte darin verstreut. In der Tiefe die weißen und roten Wasserrosen, unter grünem Gezweig versteckt, der Guadaira. Ein Pomp von blaßgrünem Samt, mit Silberfäden reich bestickt. So scheint es von oben. Hundert Schritte nur abwärts, so öffnet sich längs des Ufers ein kleines Paradies von Eukalypten und

Palmen und Feigen und Zypressen. Oleander duften und weißer und blauer Jasmin. Und all das ist von silbernem Hauch übergossen. Traumhaft und wirklich zugleich, wie die vielen romantischen maurischen Getreidemühlen inmitten des wasserreichen Flußes, die zum Teil bis auf den heutigen Tag in Betrieb sind, und das noch als Ruine herrliche Kastell aus der Römerzeit, das stromabwärts das kleine malerische Städtchen krönt.

Es ist Abend geworden. Die Zikaden schrillen. Ich wandere durch den Pinienwald. Ein Pinienwald ist im Sommer ein armer Wald, ein Wald ohne Schatten. Unter der Glorie des südlichen Sternenhimmels ziehe ich so gern meine Straße. Besonders in diesen Sommernächten. Da spielen die Winde ihre silbernen Geigen, und – so erzählt eine altandalusische Legende – da zünden die Seelen unserer Toten droben silberne Laternen an, uns den rechten Weg zu zeigen.

Habib Bektas

Zwischen gestern und morgen
– weiß nicht mehr wann –
hat es ein Land gegeben.
Und du fragst jetzt: wo?
Aber nicht China
noch der Weltberg am Rand dieser Erde
sondern – reiße dich mal hoch und schau
deinen Kopf dir an,
da, ganz nah neben dir.

Doch bevor mit dem Wort
ein Anfang gemacht wird,
hinaus über das,
woran wir gebunden uns fühlen
im Namen der Väter,
werde vernehmbar unser
falschgesprochenes Wort
als Versuch, zu lernen;
bleibe stumm
was fehlerlos laut wird.
Ein Geschenk ist unser Versprechen.

Deutsch von W. D. Bach

Mehmet Ünal

Der Brief, der nach Türkei riecht

Als an die Tür geklopft wurde, war er allein.

Da er erst vor kurzem in die Bundesrepublik Deutschland gekommen war, ging er sehr selten alleine aus. Er erschrak und ging zögernd zur Tür.

Vor ihm stand der Briefträger. In der Hand hielt er ein Stück Papier und fuchtelte mit den Händen, er wollte was erklären, doch Hasan verstand nicht was er meinte. Die Situation verwirrte ihn sehr. Bis zu dem Tag hatte er keine Post aus der Türkei erhalten. Als Hasan die Hand nach dem Brief ausstreckte, hielt ihn der Briefträger zurück. Hasan verstand nicht, warum der Briefträger ihm den Brief nicht geben wollte. Dieser wollte nur eine Unterschrift von Hasan und war ratlos, wie er ihm das erklären sollte. Schließlich drückte er ihm den Kugelschreiber in die Hand. Eine Unterschrift. Er übergab Hasan den Brief und ging erleichtert, aber auch vor sich hinschimpfend zu den anderen Türen.

Hasan, den Brief in der Hand haltend, schaute dem Briefträger eine ganze Weile hinterher. – Dann besah er sich den Brief von allen Seiten. Die Farbe seines Gesichtes veränderte sich plötzlich und seine Schultern hingen herunter. Der Brief kam nicht aus der Türkei.

Hasan begab sich zurück in sein Zimmer und setzte sich an den alten wackeligen Tisch. Nochmals besah er sich den Brief, als suche er etwas. Seine Augen füllten sich mit Tränen, er dachte an seine Mutter, seinen Vater, die Geschwister und Freunde, an seinen Stadtteil, in dem er aufgewachsen war, und sah vor sich das Haus, in dem seine Familie wohnte.

Ihm wurde schlecht und er konnte nicht richtig auf dem Stuhl sitzen. Ohne sich zu bewegen, gingen seine Gedanken zurück in die Türkei. Er dachte an den Tag, an dem er sich aufmachte in die Ferne zu gehen.

Es war ein nasser Herbstmorgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, an seinem Bett saß seine Mutter, streichelte sein Haar und sagte ganz sanft zu ihm: – „Hasan, wach auf, mach dich fertig.“

Während sie zu ihm sprach, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie war durchaus nicht damit einverstanden, daß er wegging. Seit sie von seinem Weggehen erfahren hatte, weinte sie tagtäglich, ihre Augen waren wie zu einem Brunnen geworden.

Hasan konnte nicht sehr schnell aufstehen, doch als er das Schluchzen seiner Mutter vernahm, rieb er sich die Augen und sprach zu ihr:

– „Weine nicht meine Mutter. Ich werde nicht sehr lange weg sein!“

Dann ging er hinaus an den Brunnen und wusch sein Gesicht. Seine Mutter wartete schon mit dem Handtuch hinter ihm. Als Hasan das Handtuch von ihren Händen nahm, schaute er in ihre Augen, die noch immer voller Tränen waren.

Er schluckte und konnte kein Wort sagen . . .

Es war für ihn sehr schmerzlich, die angestaute Wut in seinem Herzen wird von Tag zu Tag größer. Wenn er über seine Arbeitslosigkeit nachdenkt, staut sich Traurigkeit und Zorn.

Der Abschied von seinen Eltern, Verwandten, Freunden und seiner Türkei

war ihm sehr schwergefallen.

Doch den Gedanken, wegzugehen, konnte er nicht aus seinem Kopf herausbekommen. Er dachte, daß er nach Deutschland muß. In der Bundesrepublik Deutschland wollte er arbeiten. Für seine Mutter einen warmen Mantel, für den Vater einen Sakko und für die Brüder ein paar Schuhe, das war sein erster Plan. Immer wieder sagte er zu sich:

– „Du mußt stark sein!“

Bevor er sich auf den langen Weg machte, küßte er die Hände von Mutter und Vater, er küßte seine Geschwister.

Die Mutter hatte nicht vergessen, hinter ihm einen Eimer Wasser auszuschütten. Sie betete für ihn, daß ihm nichts geschehen solle.

Hasan ging ein paar Schritte und drehte sich nochmals um zu den Daheimgebliebenen. Er drehte seinen Kopf etwas zur Seite, um seine Tränen abzuwischen, niemand sollte sehen, daß er weint.

Hasan hatte bei der Einreise in die Bundesrepublik Deutschland mit den Zollbeamten keine Schwierigkeiten. Doch hatte er weder eine Arbeits- noch eine Aufenthaltserlaubnis.

Wenn er Arbeit findet, arbeitet er schwarz. Sein Verdienst reicht nicht mal für ihn. Obwohl er schon fünf Monate hier ist, konnte er weder den Mantel für die Mutter, noch den Sakko für den Vater kaufen.

Schon oft hat er an eine Rückkehr gedacht, aber was ist mit seinen Schulden? Was soll er seinen Kreditgebern antworten, die seine Reise hierher finanzierten?

Und am schlimmsten wäre, mit leeren Händen zu den Eltern und Brüdern zurückzukehren.

Seine Entscheidung war, nicht zurückzukehren, bevor er nicht diese Sachen für seine Familie kaufen konnte. Sein Wunsch war, daß sie sich einmal im Leben wohlig warm fühlen sollten.

Und so wartet er jeden Tag auf den Briefträger, und wartet auf einen Brief, der nach Türkei, nach Heimat riecht.

Rafik Schami Der Kummer des Beamten Müller

*Musa und den anderen,
die dem Müller Kummer bereiten.*

Sie glauben doch nicht im Ernst, daß es mir mit diesen Kanaken, Kameltreibern und Spaghettis gut geht!

Da kommt doch dieser halbwüchsige Spaghetti, der mich jedes Jahr wahnsinnig macht, mit seinem offenen Hemd und seiner speckigen Lederjacke tanzt er herein, als wäre die Behörde eine Diskothek. Ich werde das Gefühl nicht los, daß diese Itaka von Geburt an keinen Respekt vor'm Gesetz haben. Weißt du, was er mir sagt, mein Lieber? Der Freche sagt zu mir, an meiner Stelle würde er die Arbeit ganz einfach machen, und ich Idiot frage auch noch „Wie denn?“. Da sagt doch dieser Kerl, er würde jedem einen Stempel schenken, zum Mitnehmen nach Hause. „Warum immer hierher? Besser zu Hause ein Stempel!“

Wo kämen wir dann bloß hin, wenn das so wäre! Nun, seit zwei Jahren schreibt dieser Spaghetti bei ‚Nationalität‘ nicht mehr ‚Italiener‘ sondern ‚Gastarbeiter‘. Jedesmal erkläre ich es ihm und er antwortet: „Ich nix weiß, ich vorher Italiano, aber jest nix Italiano, nix Deutsch, ich Gastarbeiter“, und das Schlimme ist, er lacht dabei, und genau das macht mich wütend. Statt meine Fragen zu beantworten, erzählt er mir dauernd Geschichten von seinem schlechten Capo. Jedes Jahr dasselbe. „Ich viil Arbeit, aber Capo sagt nix gut. Warum?“

Ich sage ihm, er soll arbeiten, die Maschine anglotzen, und nicht den Meister, und er sagt: „Ich immer Capo sehen, auch Traum!“

Ja, ja, und mir soll es gut gehen.

Ach guten Abend Herr Al Achtal . . .

Naja, woher bloß holt der immer wieder die Frauen. Ein Scheißkerl. Muchamed Achmed Al Achtal, mein Lieber, da bricht einem die Zunge ab, ein Reibeisen im Hals wäre ein Zuckerlecken dagegen. Wozu das ganze, ich zum Beispiel heiße ganz einfach Hans Karl . . .

H a n s K a r l . . . ganz leicht . . . und nicht Achchmed Machchmed.

Aber diesem Kameltreiber habe ich es gezeigt, der kommt her und steckt mir einen stinkenden, zerquetschten Paß entgegen und ich mache ihn auf. Weißt du, was darauf steht?

Geboren: 1342! Also stell dir vor, am Anfang dachte ich, das ist eine Fälschung oder der will mich auf den Arm nehmen. Aber nein! Denkste! Das ist mohamedanische Zeit. Ich sage mir, Hans Karl, nur ruhig Blut, ein Sandfresser kann dich doch nicht aus der Ruhe bringen. Ich frage ihn: „Also wieviel macht es christlich?“

Weißt du was er sagt? Er glaubt es sei 1940! Er glaubt es! . . . Nicht glauben soll er, sondern belegen soll er, habe ich ihm gesagt. Mein Lieber, das war ein Krach! aber das war noch nicht mal so schlimm, denn bei Beruf trug er ‚Schriftsteller‘ ein. Am Anfang dachte ich das sei ein ‚Scherz‘.

„Nicht doch, Herr Al Achtal“ sagte ich, „Sie können doch kaum deutsch und

wollen ein Schriftsteller sein?“

Und was macht er? Er zückt ein Buch aus seiner stinkenden Tasche. „Hier mein Buch, schöne Errsälung, 11 Mark 80 für Sie 10,80.“ Also ich muß doch bitten, wir sind hier nicht im Suk. Ich habe ihn weggeschickt. Erst muß er einen ordentlichen Beruf nachweisen, dann bekommt er die Aufenthaltserlaubnis, sonst nix. . . Schau dir den an, gar keinen Kummer hat er, an seiner Stelle hätt' ich mich um einen Beruf gerissen und was macht er? Mit Weibern herumkutschieren! Ich sage dir, das verdirbt mir die Laune! Was ist das für ein Tag heute, erst verdirbt mir dieser Kümmeltürke den Vormittag, dann dieser Kameltreiber den Abend. Der Kümmeltürke kam heute morgen so gegen 10 Uhr, er kam mit seinen zwei Bälgern und seinem Weib, als würde er einen Ausflug zu unserer Behörde mit ihnen machen. Sie setzten sich, sie breiteten sich aus bei mir, und eine dieser Rotznasen zerrupfte schon nach ein paar Minuten zwei Blätter von meinem Gummibaum und bringt sie mir.

„Kaputt“, sagt er.

Der andere Balg schielte auf den Kugelschreiber. Ich kam ihm aber zuvor und nahm ihm den Kuli weg. Da sagt doch dieser Türke: „Kind nix wegnehmen. Yassim brav, nur schipilen Kind muß.“

„Ja, aber nicht hier in der Behörde, ich bitte Sie!“ sagte ich. „Doch muß“, brüllte der Kanake. „Du Kind haben?“ fragte er und hauchte mich mit seinem Knoblauchatem an.

„Ja zwei“, antwortete ich, aber bevor ich noch einen Blick in seine Akte werfen konnte, hauchte er mich gleich wieder an. „Wie alt?“ wollte er wissen. Ich antwortete nicht, weil das ja zu weit ging. Der Türke ging zu seinem Weib und holte zwei bunte Schachteln.

„Hier für Kind, türkisch, schmeckt extra prima!“ hauchte er mich wieder an. Ich hatte das Gefühl, irgend etwas stimmt nicht mit seinen Papieren, aber die Zeit war knapp. Ich schüttelte den Kopf.

„Hier nix Istanbul! Hier Deutschland! Nix Bakschisch! Verstehen?“ Der Türke wurde blaß und ich suchte in den Papieren nach dem Grund der Bestechung, aber ich fand nichts. Also ich mußte ihm den Stempel geben.

Erst nachmittags hatte ich Zeit und ich nahm die Mappe noch einmal unter die Lupe und ich fand raus, weshalb dieser Gauner mich bestechen wollte. Zwei Wochen Verspätung hatte er mit seiner Ummeldung. Dies habe ich gleich für nächstes Jahr vorgemerkt.

Mein Lieber, dir geht's gut, aber mir geht's, seitdem ich in diesem Amt bin, nicht mehr gut. Nicht einmal meine Frau versteht mich mehr. Sie sagt, ich rede mit ihr in gebrochenem Deutsch, vor allem, wenn ich wütend bin, das habe ich nun davon!

Herr Müller sprach an diesem Abend immer wieder den Barkeeper an, der hinter der Theke der kleinen Kneipe stand. Aber der Barkeeper hörte nicht zu, ab und zu sagte er „na, ja“, „ja, ja“, oder „Was Sie nicht sagen!“. Ansonsten war er sehr beschäftigt, sein Blick wanderte über die Gläser, er füllte immer wieder nach, stellte neue auf die Theke, kritzelte einen Strich auf die Bierdeckel der Kunden. Auch wenn Herr Müller sein Glas geleert hatte, schenkte ihm der Barkeeper das nächste voll, kritzelte einen Strich auf den Bierdeckel und sagte geistesabwesend: „Zum Wohl“.

Richard Albrecht Lärmschutzgutachten

Anton Reihe schwitzte.

Er hatte sich auch nach einem halben Jahr noch immer nicht an das neue moderne Hochhaus gewöhnen können. Seit Januar waren nach und nach alle Abteilungen, Fachbereiche, Direktionsbereiche und Labors des Technischen Landesüberwachungsamtes – TLÜA – übergesiedelt.

Die Geschäftsleitung plante inzwischen schon den ersten Erweiterungsanbau. Anton Reihe saß im zartrosa ausgelegten achten Stockwerk. Hier hatte sich der Fachbereich Emissionsschutz nach zähem Kampf gegen den Fachbereich EDV behaupten können und die gesamte Etage zugesprochen bekommen.

Im achten Stock konnte man, wie in jedem der unteren zwölf Stockwerke des Grauen Stein, kein Fenster öffnen. Grauer Stein – die offizielle Bezeichnung des neuen sternförmig angelegten Verwaltungsmehrzweckhochhauses in der Nähe des Autobahnkreuzes Süd war inzwischen stadtbekannt.

Und schon zum zweitenmal in diesem Sommer war die vollautomatische Klimaanlage ausgefallen. Das erste Mal am vorletzten Montag. Seitdem hatte sich auch im achten Stock herumgesprochen, daß sich im 13. und 14. Stockwerk die Fenster nach manueller Entkopplung der Klimaanlage öffnen ließen. Durch Knopfdruck vom Schreibtisch aus.

In der 13. Etage saßen die fünf Direktoren. Im 14. Stock residierte der Vorstandsvorsitzende. Um sich seinen Stab von Mitarbeitern.

Nach dem neuerlichen Ausfall der Klimaanlage war die Bezeichnung Graues Schwein für das neue Verwaltungsmehrzweckhochhaus des Landesüberwachungsamtes bei den Beschäftigten noch populärer geworden. Sie ging, was selten genug vorkam, quer durch alle Funktionsgruppen und Hierarchiestufen. Jedenfalls bis zum dreizehnten Stock.

Heute wollte Anton Reihe die Gleitzeit nutzen und spätestens um vier im Weiher draußen schwimmen. In den kälteren Monaten, als Reihe das Lärmschutzgutachten des Stadtbezirks V zu bearbeiten hatte, hatten sich Dutzende von Überstunden angesammelt.

Die wollte Anton Reihe jetzt im Sommer abgleiten.

„Hoffentlich schafft's Marga wenigstens bis fünf“, dachte Reihe, „heut hat sie ja die Stunde Spätdienst“.

Anton Reihe döste über seinen Unterlagen mit den Zeitreihenwerten, die er für seinen Kollegen Heinz Dahl zu bearbeiten hatte, weg. „Inner halben Stunde hab' ich's endlich geschafft, bei der Hitze hier im Stall. . . und Heinz liegt in Irland am Golfstrom, soll er. . .“

Reihe wurde vom leisen Summen des Telefons aus den Gedanken geschreckt. „Lagebesprechung“, sagte die harte weibliche Stimme, das mußte Frau Netiz, die Fachbereichssekretärin sein, „in zehn Minuten in achthundertvier. Herr Doktor Dehler wünscht auch die Herren Dahl und Reihe zu sehen. Auf Wiederhören.“

Die Stimme war schon wieder weg.

„Reine Schikane“, dachte Reihe, „jetzt, zwanzig nach drei, zehn Minuten vor Gleitzeit, und bei der Hitze noch“.

Anton Reihe stand auf, rollte den zartrosa bespannten Drehstuhl zur gleichfarbigen Wand und versuchte, seine verkrampften Schultern durch Kreisen beider Arme etwas zu lockern. Der Schreibtisch von Heinz Dahl ihm gegenüber war aufgeräumt.

„Der hat's gut“, dachte Anton Reihe, „und jetzt noch Lagebesprechung. Am Golfstrom in Irland, bei der Affenhitze, das wär was . . .“

Als Anton Reihe sich durch die Traube seiner Kollegen hinter der Tür ins Besprechungszimmer schob und seinen Platz auf dem Stuhl mit dem Rücken zum Fenster zwischen den graduierten Ingenieuren Hellmann und Kehlke einnahm, sah er seinen Abteilungsleiter mit Dehler lebhaft gestikulieren. Im Stimmengewirr konnte er jedoch kein Wort verstehen.

„Ob Dehler den inneren Wille hat, den Wollmann“, dachte Reihe, und fragte Hellmann: „Was liegt eigentlich an heute?“

„Weiß ich das?“ – gab Hellmann zurück.

Strauff stand in der Traube und erzählte wie vor jeder Lagebesprechung einen seiner läppischen Witze aus seinem fast unerschöpflichen Arsenal. Reihe hatte es schon vor Monaten aufgegeben hinzuhören. Er mochte keine Männerwitze. Strauff hob die Stimme. „Jetzt“, dachte Anton Reihe, „muß wieder die Pointe kommen“.

„– dem deutschen Inschenör ist nichts zu schwör“, sagte er, „und legte sich unter die dickere der beiden Damen“.

Lachend löste sich die Traube auf.

Als Reihe den Blick von Dehler, der die Arme schon auf seiner Sessellehne am Kopf des aus Tischen zusammengestellten Karrees hatte, in die Ecke von Wollmanns Lärmschutzleuten auffing, wußte er: heute würde er vorsingen müssen.

„Und wenn's rund geht“, dachte Reihe, „an mir soll's nicht liegen“.

Reihe hatte sein Gutachten vor vier Wochen abgeschlossen. Es war auf der internen Abteilungsbesprechung eine Woche später allgemein akzeptiert worden.

Anton Reihe konnte auch ohne schriftliche Unterlagen Rede und Antwort stehen. Er hatte monatelang an dem Gutachten gearbeitet und war sich seiner Sache sicher.

Es war Reiheres erstes selbständiges Gutachten seitdem er beim TLÜA war.

„Das stehst du durch, Alter“, sagte er sich, „nur langsam angehen lassen“. Man hatte Reihe den Stadtbezirk V zugewiesen: Gartenstadt, Ohlenfeld und das neue Wohnviertel Segensreich. Die Schrebergartensiedlung. Und der im letzten Jahr fertiggestellte neue Zubringer Nord zum Autobahnkreuz ins Ruhrgebiet, der mitten durch die alte Gartenstadt lief.

Anton Reihe war einer der wenigen seiner Abgangsstufe an der Fachhochschule für Technik Niederrhein, der gleich nach Studienabschluß als grad. Ing. eine Dauerstellung gefunden hatte. Reiners, einer der Dozenten, hatte ihn zum TLÜA vermittelt.

Für einen graduierten Ingenieur, der erst am 30. September die ersten zwei Jahre Praxis rum hatte, – fand Reihe – hatte er brauchbare Arbeit geleistet mit seinem Lärmschutzgutachten. Das hatte auch keiner auf der Besprechung vor drei Wochen bezweifelt. Trotz der Sticheleien von Strauff und der

auffälligen Zurückhaltung von Wollmann ihm gegenüber.

Seit dieser Besprechung nannten sich Dahl und Reihe Heinz und Anton und redeten offen über ihre Arbeit. Dahl war auch der einzige in der achten Etage, der wußte, daß Reihe einen monatlichen Gewerkschaftsbeitrag von 36 DM zahlte.

Die Ingenieure beim TLÜA verdienten nicht schlecht. Das fand auch Anton Reihe, der nach der Probezeit nach A 10 bezahlt wurde.

Gewerkschafter, hatte ihm Heinz bestätigt, waren beim TLÜA nicht gut angeschrieben.

Heinz Dahl war auch der einzige, der Reiheres Gutachten ausdrücklich gelobt hatte. Sogar auf der Abteilungsbesprechung gegenüber Wollmann.

„Das vergeß' ich ihm nicht, dem Heinz“, dachte Reihe, „was heut bloß wieder kommt . . .“

„Ich weiß, meine Herren –“. Das war Dehlers übliche Begrüßungsformel. Eine Frau nahm in der Tat an diesen Lagebesprechungen nicht teil. Gelegentlich steckte Frau Netiz den Kopf durch die Tür und sagte: „Herr Doktor Dehler, ein wichtiges Telefonat für Sie, ich habe auf Apparat 24 16 gelegt.“ Worauf Dehler dann die Leitung der Sitzung an Wollmann oder Albrecht, den anderen seiner beiden Abteilungsleiter, abgab. Wollmann und Albrecht saßen immer am Kopf des Vierecks. Das Führungstrio des achten Stocks war auch heute vollzählig.

„Daß man die Tagesordnung nie vorher erfährt“, Reihe nahm im Unterbewußtsein auf, daß Dehler heute über die ausgefallene Klimaanlage Bescheid wußte, „keine Ahnung von modernen Führungsmethoden, die.“

Dabei war sich Anton Reihe nicht sicher, ob Frau Netiz' gelegentliche Unterbrechungen der Sitzung nicht reine Imagepflege waren. „Wie die fehlende Tagesordnung“, dachte Reihe, „oder die neue Unterschriftsordnung . . .“

Seit März durfte TLÜA-Korrespondenz an Professoren nur noch von Fachbereichsleitern und an Doktoren nur noch von Abteilungsleitern unterschrieben werden. Die Arbeit freilich blieb auf Sachbearbeiterebene. Anton Reihe wurde zum zweitenmal innerhalb weniger Minuten aus seinen Gedanken gerissen. Diesmal durch beifälliges Gemurmel im Raum.

„Was'n los, Herr Hellmann“, fragte er nach rechts.

„Der Alte hat nur gesagt, daß gleich was Kaltes zu trinken kommt“, antwortete der Gefragte ebenso leise, „hier kommt man ja um bei der Affenhitze.“

Die Tür wurde nach innen gedrückt. Und nachdem man im Raum das Rollen und Klappern des Teewagens hören konnte, kam ein befreiendes gutturales Ahh aus fünfzehn Männerkehlen.

Nur Dehler und Reihe enthielten sich. Anton Reihe bemerkte plötzlich, daß alle Männer zur Lagebesprechung ihre Krawatten umhatten. Nur er nicht. Reihe wußte, daß mancher für die Lagebesprechung einen Aufsteckbinder im Schrank hatte. Auch Heinz hatte einen, benutzte ihn aber seit Monaten nicht mehr.

Anton Reihe hatte weder im Schrank noch im Schreibtisch einen Aufsteckbinder und war nur das erste Mal mit Krawatte zur Lagebesprechung erschienen.

„Dann greifen Sie zu, meine Herren“, sagte Dehler jovial, nachdem er sein

Kürzel – De – auf das Papier geworfen hatte, das ihm die Bedienung hingehalten hatte.

Als die Frau die Tür von außen zugemacht hatte und auf dem Weg zum Fahrstuhl war, hob Dehler die Stimme.

„Vielleicht sollten wir heute angesichts der überreichen Wärme –“ – Dehler wartete das pflichtschuldige Lachen kaum ab – „nur die Lärmschutzwerte behandeln und gleich mit der Sache beginnen. Sie wissen, meine Herren, das Ministerium wünscht das neue Emissionskataster noch vor Ablauf dieser Legislaturperiode zu veröffentlichen, es ist also Eile geboten, und an uns soll's auch diesmal nicht liegen.“

Diesmal lachten nur die beiden Abteilungsleiter neben Dehler.

„Du Arsch“, dachte Anton Reihe, „seit drei Wochen liegt mein Gutachten bei dir“.

„Bitte, Herr Wollmann, das ist Ihr Gebiet“, sagte Dehler und lehnte sich zurück, als ginge ihn alles Weitere nun nichts mehr an.

Routiniert und präzise wie üblich fing Wollmann an, die Versuchsanlage, die Meßreihen, die Simulationswerte und die gutachterlichen Empfehlungen für den Stadtbezirk I zu beschreiben.

„Wenigstens fängt er nicht bei Adam und Eva an und erklärt, was ein Emissionskataster ist“, dachte Reihe, „das wissen hier alle“.

Und Anton Reihe hatte noch von der letzten Abteilungsbesprechung die Durchschnittswerte aller sechs Stadtbezirke im Kopf.

„Mal sehen, was er zum Stadtbezirk V sagt“.

Aber noch war Wollmann nicht einmal beim zweiten Stadtbezirk.

Anton Reihe rekapitulierte gedanklich noch einmal die Ergebnisse des Stadtbezirks V, seines Arbeitsgebietes.

Die Grenzwerte von 65 Dezibel A bis zwanzig Uhr und von 55 Dezibel A von zwanzig bis sechs Uhr waren an fast zwei Drittel aller Meßpunkte im Stadtbezirk V überschritten. Der parallel gefahrene Simulationsversuch mit veränderten Windkanalbedingungen hatte ebenfalls keine günstigeren Meßergebnisse gebracht.

Wogegen – das Gutachten hatte Heinz Dahl angefertigt – die Durchschnittswerte in Lindenhof nur bei 53 Dezibel A tagsüber und bei 37 Dezibel A nachts lagen. Am Gottesweg, wo eine gesonderte Meßstation lag, wurden diese Durchschnittswerte noch zum Teil weit unterschritten.

Marga und er wohnten weder in Lindenhof noch in Gartenstadt. Sie wohnten in Weidenfeld im Südteil der Stadt. Aber auch erst seit Januar. Solange war Anton Reihe täglich zwei Mal nach Aachen gefahren. Erst als Marga die Stelle im städtischen Kindergarten in Weidenfeld hatte, fingen sie mit der Wohnungssuche an. Nach einem halben Jahr endlich konnten sie in die große Vier-Zimmer-Altbauwohnung einziehen.

Im Winter und Frühjahr war Reihe oft in Gartenstadt und Segensreich gewesen. Außendienst. Zuerst war es ihm peinlich, wenn er auf den Lärm vom Zubringer angesprochen wurde. Dann lernte er Zuhören und die Menschen verstehen.

Aber Reihes Meßwerte waren objektiv und mehrfach gesichert.

Deshalb hielt Anton Reihe es auch für unumgänglich, daß in seinem Meßbezirk

rasch eine Reihe von Lärmschutzmaßnahmen – Wälle gegen den Zubringer, in den meisten Wohnungen der Gartenstadt und in den nordwestlich gelegenen Hochhäusern von Segensreich der Einbau schallisierender Doppelglasfenster und vor allem eine Geschwindigkeitsbegrenzung auf höchstens 60 Kilometer die Stunde für Pkw und 40 für Lkw – durchgeführt wurden.

Seine Werte waren gesichert, die Versuchsanordnungen nach DIN 18005 und 45642 mehrfach kontrolliert. Die Lärmkulisse war durch den Zubringer endgültig unerträglich geworden. Daher hatte Reihe auch im letzten Abschnitt seines Lärmschutzgutachtens ein System gestaffelter Maßnahmen vorgeschlagen. Und die Geschwindigkeitsbegrenzung ließ sich schon nach den großen Ferien umsetzen.

Anton Reihe tauchte wieder auf.

„Kommen wir zum Stadtbezirk V“ – hörte er Wollmann sachlich referieren – „der ist von Herrn Reihe selbständig bearbeitet worden. Ich fasse auch hier knapp die Ergebnisse zusammen, um Sie nicht über Gebühr zu strapazieren.“ Auch Wollmann beherrschte die Technik der Leitung von Besprechungen mit Untergebenen.

„Zwar liegt, wie allgemein bekannt und gerade in der letzten Zeit mehrfach Anlaß zu Beschwerden der Anwohner und Berichten besonders der *Täglichen Rundschau* – Sie werden sich sicher erinnern, meine Herren – zwar liegt, wie gesagt, die Belastung sowohl über dem Durchschnitt der gesamten Meßreihe aller sechs Abschnitte der Stadt und natürlich, das ergibt sich aus meinen Ausführungen, über denen des dritten Abschnitts – Lindenhof und so weiter – aber auch hier besteht kein Anlaß zur Besorgnis. Die gesetzlich empfohlenen Höchstwerte sind in kaum nennenswerter Weise überschritten – und auch das nur an ausgesuchten Meßpunkten im Grunde – so daß es entsprechend der von unserer Abteilung erarbeiteten gutachterlichen Äußerung auch keinen Anlaß für zwingend notwendige Maßnahmen des Gesetzgebers oder für gesetzgeberische Auflagen an Dritte gibt.“

Auch hier braucht die Landesregierung also nicht – Trotzdem“, Wollmann hob die Stimme und sah Reihe direkt an, „trotzdem haben wir uns auf Anregung von Herrn Reihe entschlossen, den Bauherren die Empfehlung zu geben, doch im Laufe der Jahre den Ersatzbedarf durch Doppelglasfenster zu decken, jedenfalls in den Hochhausfronten in Segensreich.“

„Im Stadtbezirk VI, der von Herrn“, Anton Reihe wäre am liebsten rausgelaufen. „Das gibt's doch nicht“, dachte er, „meine Messungen“.

Jetzt verstand Reihe auch Dehlers kurzen Blick vor der Besprechung. Sie mußten die Meßwerte gefälscht und seine gutachterlichen Empfehlungen umgeschrieben haben, um die Erwartungen der Automobilindustrie, der Baugesellschaften und der Landesregierung nicht zu enttäuschen.

Reihe kam Wollmanns Frage auf der Abteilungsbesprechung vor drei Wochen wieder ins Ohr: „Haben Sie sich auch die Kosten angesehen, Herr Reihe?“ Natürlich war Anton Reihe schon nach der ersten Meßwoche klar, daß Lärmschutzmaßnahmen etwas kosteten. Deshalb hatte er auch als dringlichste Empfehlung die Kilometerbeschränkungen vorgeschlagen.

Im übrigen gehörte diese Seite nicht zum Forschungsauftrag des Ministeriums. Reihe war Techniker, Ingenieur. Und kein Kaufmann oder Politiker.

Reihe schwitzte nun auch in den Kniekehlen.

„Das'n Ding, das'n Ding“, dachte Reihe immer wieder und war wie blockiert. Aber dann hob er seinen rechten Arm doch in Kopfhöhe.

„Danke, Herr Wollmann“, sagte Dehler, „ich glaube, damit können wir dann, wenn keine weiteren Fragen und Anregungen kommen, morgen zur Drucklegung geben lassen, ich hoffe, damit auch Ihrem Informationsbedürfnis weitgehend nachgekommen zu sein, meine Herren, wie Sie sicherlich wissen, habe ich am nächsten Donnerstag mit Herrn Ministerialdirektor Doktor Stempel im Ministerium eine Unterredung, ich beabsichtige, dort gleich unseren Bericht zu überreichen, damit das Ministerium, wenn es das für nötig erachtet, unverzüglich die Öffentlichkeit dann informieren, die – das war schon immer meine tiefste Überzeugung, auch als es noch keine Umweltschützer gab, die Herren im Raum, die schon länger bei uns sind, werden sich sicher erinnern – dann selbst entscheiden soll, was an den neuerlichen Behauptungen des Umweltschutzbundes zutrifft oder nicht.“

Dehler übersah noch immer Reihs Wortmeldung.

„Ja, denn, meine Herren, das wär's für heut, ich sehe keine Wortmeldung, ist ja nicht zum Aushalten, und daß wir hier unten nicht einmal die Fenster“ –

„Herr Doktor Dehler“, sagte Reihe entschlossen gegen die beginnende Aufbruchstimmung – „wenn doch nur Heinz hier wär, dachte er – „Herr Doktor Dehler, wenn ich vielleicht kurz –“

„Ich glaube“, Dehler klappte demonstrativ seine vor ihm liegende Unterschriftenmappe zusammen, „ich bin fest davon überzeugt“ – und nun wurde Dehlers Stimme eine Nuance schärfer – „wir können unsere Lagebesprechung angesichts der vorgerückten Zeit und der, Sie gestatten, meine Herren, daß ich offen bin, Affenhitze, für heute erfolgreich abschließen. Und Herrn Reihe darf ich versichern, daß wir“ – Dehler sah nach links, Wollmann nickte sofort – „durchaus zu schätzen wissen, daß Herr Reihe sich so mühelos – es war doch, soweit ich informiert bin, Ihre erste selbständige gutachterliche Äußerung für unser Haus – äh, äh“ – Dehler zögerte merklich – „so mühelos in unser Team eingefügt haben, wie mir Herr Wollmann berichtete.“

Ihre Ausführung über die subjektive Seite von Schallbelastungen, Herr Reihe – Dehler sah Reihe voll ins Gesicht – „in Ihrem Gutachten hat die Fachbereichsleitung interessiert, wenngleich wir sie nicht, und hier bitte ich Sie persönlich um Verständnis, ins Schlußgutachten – äh, äh – nicht aufnehmen konnten.“

Es war still geworden im Raum. Anton Reihe schluckte. Dehler fuhr sanft fort: „Herr Reihe könnte zukünftig bei nachfolgenden Gutachten, Sie wissen ja, daß auch die Stadt Aachen und das Land Niedersachsen sich für unsere Lärmschutzarbeit interessieren, Herr Reihe sollte zukünftig, vielleicht gemeinsam mit Herrn Strauff, nicht wahr Herr Strauff, auch diese zunächst außerhalb des ingenieur-wissenschaftlichen Sachverständnisses liegenden Aspekte bearbeiten. Sie wissen, meine Herren, daß ich für Anregungen immer offen bin. Aber Einzelheiten, bitte verstehen Sie das, sollte Ihr Abteilungsleiter als der zuständige Mann“ – Dehler drehte wieder den Kopf leicht nach links. Wollmann nickte gleich mehrfach.

„Ja denn“, sagte Dehler und erhob sich, „wünsche ich, daß bei unserer

nächsten Lagebesprechung auch die Haustechnik das ihre tut zum Gelingen. Vielen Dank für Ihr Durchstehvermögen, meine Herren.“

Wie Anton Reihe wieder ins Zimmer 823 und an seinen Schreibtisch gekommen war, wußte er nicht.

Er wurde erst wieder wach, als er eine tiefe Frauenstimme hörte: „Herr Ingenieur, wir auch putzen – alle viel Arbeit.“

Die Reinemachefrauen.

„Schon nach fünf“, dachte Reihe, „die haben mich reingelegt. Die Bande“.

Und Heinz Dahl war auf Urlaub.

Anton Reihe hatte in der Tat über die rein ingenieur-wissenschaftlichen Meßergebnisse hinaus einen gesonderten Abschnitt verfaßt und einige der in den letzten Jahrgängen der Fachzeitschrift *Kampf dem Lärm* veröffentlichten Befragungsergebnisse zur subjektiv empfundenen Lärmbelastung referiert, um die Dringlichkeit von Lärminderungsmaßnahmen zusätzlich zu begründen.

Reihe hielt als Ingenieur die Minderung von Lärmbelastungen im Wohnbereich und am Arbeitsplatz für eine ureigene und dringliche praktische Aufgabe für Ingenieure.

40 bis 45 Prozent der Erwachsenen – so übereinstimmend mehrere Befragungsergebnisse der letzten Jahre – klagen über Lärm. Das sind etwa 19 bis 20 Millionen Menschen über 18 Jahre. Vor allem wird der Straßenverkehrslärm, zunehmend aber auch der Lärm am Arbeitsplatz und im Haushalt durch die technischen Arbeitsmittel als störend und beeinträchtigend empfunden. Im Stadtbezirk V dürfte die Zahl entsprechender Antworten bei einer Umfrage sicherlich noch höher sein.

Und Reihe hatte in Klammern anschließend in seinem Gutachten hinzugefügt: *Die im letzten Abschnitt des Gutachtens vorgeschlagenen Maßnahmen versuchen diesem Tatbestand Rechnung zu tragen.*

Während der Untersuchungen und Messungen hatte Anton Reihe begriffen, daß in Ballungsgebieten und zunehmend in bestimmten Vororten der Städte die Belastungen durch verschiedene Formen von Schall kumulierten.

Dadurch stieg die Belastung für die Anwohner und die Menschen wurden aggressiver.

Die gesetzlich vorgeschriebenen Höchstgrenzen hielt Reihe inzwischen für nicht mehr ausreichend. Und selbst diese Grenzen waren in Gartenstadt und Segensreich noch zum Teil erheblich überschritten.

„Eigentlich merkwürdig“, dachte Reihe plötzlich, „daß es so wenig Bürgergruppen gegen Lärm gibt, alle motzen zwar, aber nicht mal in Gartenstadt eine, grad wo's nötig wär“.

Sie mußten sein Gutachten gefälscht haben.

Reihe hatte mit Kritik gerechnet, vor allem wegen seines Abschnittes mit den Befragungsergebnissen.

Sie hatten sein Gutachten gefälscht.

„Diese elenden Hunde, diese Brut“, dachte Reihe, „kriechen dem Ministerium rein und schrecken vor nichts zurück. Und der Lärm draußen . . . ist doch nicht deren Bier . . .“

Das Landesministerium für Umweltschutz war erst nach der letzten Landtags-

wahl eingerichtet worden.

„Jetzt so was“, dachte Reihe, „glatt weggesteckt ham die das, und was machen die, wenn's rauskommt“?

Diese Fälschung sollte herauskommen. Dafür wollte Anton Reihe schon sorgen.

Seine Meßwerte.

Er mußte Wollmann zur Rede stellen. Ob der es war. Oder vielleicht sogar Dehler.

Reihe drehte die Scheibe im Telefonapparat auf seinem Schreibtisch sechsmal.

Diese Nummer hatte er im Kopf. Vielleicht war Marga doch noch da.

Marga Reihe hatte heute Spätdienst im Kindergarten.

Niemand meldete sich. Reihe legte den Höher nachdenklich zurück und wußte, daß Marga sich wundern würde, weil er nicht wie verabredet am Weiher war. „Die Unterlagen“, Reihe fröstelte trotz der Hitze, „damit hab' ich was gegen die“.

Reihe lächelte. Es ging auf sechs zu. Bis nach sechs war er erst einmal im Innendienst geblieben. Bei den Messungen dagegen war er siebenmal in der Woche 14 Tage lang um 22.00 Uhr, um 2.00 Uhr und um 6.00 Uhr an seinen Meßstationen im Stadtbezirk V gewesen und hatte die Meßapparaturen für die erste Meßreihe kontrolliert.

Reihe stand auf und ging auf den Gang. Dort war es kühler. Aber irgend etwas störte ihn. „Das verfluchte Neon“, dachte Reihe.

Als er eine der Türkinnen gefunden hatte, sagte er beiläufig:

„Ich brauch' noch 'ne Stunde für'n Bericht oder so. Ab sieben können Sie rein. Oder lassen Sie's, morgen wieder, ist ja alles sauber.“

Die Türkin fummelte verlegen an ihrem Kopftuch und lächelte Reihe an.

Sie hatte Reihe nicht verstehen können.

Als Reihe wieder im Zimmer 823 war, ging er ruhig und systematisch vor. Zuerst sein Zimmer. Dann Wollmanns Vorzimmer. Dann Wollmanns Abteilungsleiterzimmer.

Reihe würde finden, was er suchte. Sein Originalgutachten. Abgezeichnet mit seinem Kürzel – Rei – dazu Wollmanns Kürzel – Wo – zur Bestätigung, daß der Abteilungsleiter es abgenommen hatte.

Als Anton Reihe am Türschloß seines alten VW stand, war er wieder mutlos.

„Die haben alles weggeschafft“, dachte er, „einfach nicht zu kriegen“. Sein Durchschlag würde ihm nichts nützen. Er brauchte als Beweis für andere wenigstens eine kopierbare Kopie von Wollmanns Kürzel. „Sonst würde mir niemand glauben, aber denen“, dachte Reihe, „dabei war ich doch dabei, als Wollmann . . .“

Aber trotz intensiven Suchens hatte Anton Reihe diese Ausfertigung seines Lärmschutzgutachtens auch in Wollmanns Zimmer nicht finden können.

Anton und Marga Reihe kamen fast gleichzeitig nach Hause.

Abends hatten sie Streit.

„Das kannst du nicht machen“, sagte Marga immer wieder, „so leicht kann man nicht aufgeben. Dann haben sie dich doch und machen mit dir was sie wollen, Toni, so machen sie dich doch kaputt.“

Sie waren nicht zum Pizzaessen zu Nico in die Stadt reingefahren.

Anton Reihe saß nach dem Wortwechsel mit Marga stundenlang dumpf in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch. Um halb zwölf kroch er zu Marga unter die Decke.

Beide konnten nicht schlafen.

„Du hast ja recht, Marga, aber wie, wie denn, die haben doch alles weggeschafft, und allein kann ich nichts machen, auch Heinz ist weg, der wüßte vielleicht, wie ich . . .“

Sie dachten gemeinsam bis kurz nach zwei nach. Sie entwarfen Pläne und verwarfen sie wieder.

„Bleibt nur noch die EDV“, sagte Marga schließlich schon im Einschlafen. Ohne Beweis, das war ihnen noch klarer als Anton Reihe heute nachmittag, könnten sie einmachen. Und fertig.

Als Marga schlief, stand Anton nochmal auf. Er konnte nicht schlafen. In Unterhosen saß er am Schreibtisch und grübelte. Seine Gedanken hatten sich an Wollmann und Dehler festgehakt.

Schließlich nahm Anton Reihe seinen Ordner mit dem TLÜA-Unterlagen aus der Ablage hinter sich.

Bewerbung, Vorstellungstermin, Arbeitsvertrag, Arbeitsordnung, Betriebsvereinbarung, Personalbogen, einen Durchschlag seiner Angaben des *Personaldateibelegs für die zu überprüfenden Personen. Die Wohnanschriften des Bewerbers aus den letzten zehn Jahren*, seine Angaben für die *Sicherheitsüberprüfung Stufe II*.

Anton Reihe sah sich erstaunt das alles durch. Damals hatte ihn nichts daran gestört. Er hatte es für die üblichen bürokratischen Verwaltungsvorgänge gehalten.

In dieser Nacht wußte Anton Reihe, daß Margas Bedenken schon vor zwei Jahren zutrafen. Und daß alle Ingenieure beim TLÜA in dieser Form *sicherheitsüberprüft* wurden, konnte ihn nicht beruhigen.

„Diese Schweine“, dachte Reihe in kalter Wut, „diese Fälscherbrut“.

Reihe blätterte zurück. Anscheinend hatte er bisher vieles übersehen. Zum Beispiel die *Arbeitsordnung* mit ihrem Abschnitt 4 unter römisch II, *Rechte und Pflichten*. Oder den Abschnitt 2 – *Geheimhaltungspflicht*.

Rechtlich gesehen hatten sie Anton Reihe voll im Griff:

Geheimhaltungspflicht

Über alle ihrem Wesen nach als vertraulich zu behandelnden Vorgänge haben die Mitarbeiter voll Verschwiegenheit zu bewahren.

„Da hätte ich, streng genommen, nicht mal Marga was sagen dürfen“, dachte Anton Reihe, „die sind ja nicht beisammen, die“.

Und auch sein Lärmschutzgutachten war intern und unterlag der *Geheimhaltungspflicht*. Wie alle Gutachten und Forschungsberichte für das TLÜA, für Dritte wie Ministerien, Kommunen oder die Industrie.

In der *Betriebsvereinbarung* fand Anton Reihe einen Abschnitt über *Veröffentlichungen*, den er bisher überlesen haben mußte:

Veröffentlichungen aller Art, die sich auf die Arbeit des Mitarbeiters des Technischen Landesüberwachungsamtes oder die Tätigkeit des Technischen Landesüberwachungsamtes beziehen, bedürfen der vorherigen Genehmigung der Geschäftsleitung.

Die gleiche Formel im Arbeitsvertrag des TLÜA, *Muster für Ingenieure*. „Damit haben sie uns, rechtlich gesehen“, dachte Anton Reihe, „das ist ja’n Maulkorb ist das“.

Und der Betriebsrat hatte zugestimmt.

„Kein Wunder das“, dachte Reihe, „und Diemer will mir den Strauff noch in’n Pelz setzen“.

Strauff war einer der Sprecher des Verbandes angestellter Ingenieure und stellvertretender Betriebsratsvorsitzender.

„Das wird doch die Gewerkschaft interessieren“, dachte Reihe, „da hätte ich schon lange mal . . .“

Anton Reihe schämte sich, weil er schon ein halbes Jahr in der Stadt lebte und noch auf keine der beiden Sitzungen, zu der die Kreisverwaltung eingeladen hatte, gekommen war. Jedesmal hatte er seine Lärmschutzmessungen vorge-schoben und sich den nötigen Ruck nicht geben können.

Und Reihe war klar, daß sich allein mit der Abbuchungsvollmacht über 108 DM vierteljährlich im TLÜA selbst nichts ändern würde.

Als es hell wurde, ging Anton Reihe unter die Dusche, zog sich dann an, kochte eine Kanne starken schwarzen Kaffee und schrieb noch am Küchentisch alles, was er in Sachen Lärmschutzgutachten für den Stadtbezirk V für wichtig hielt, auf.

Es wurden einige DIN-A-4-Blätter. Bevor er Marga einen Kaffee ans Bett brachte, deponierte Reihe seine Niederschrift in der linken unteren Schublade seines Schreibtisches.

Der nächste Arbeitstag verlief für Anton Reihe bis 17.00 Uhr langweilig wie jeder Tag im Innendienst. Die Zeitreihenwerte kontrollieren, Kantine, die Witzchen, die Scheidungsgeschichten der beiden Sekretärinnen der Abteilung. Nur daß Heinz nicht da war und Hellmann ihn distanzierter behandelte als sonst, fiel Anton Reihe auf.

Allein Wollmann zur Rede stellen, hielt Reihe für sinnlos.

Um vier hatte sich Anton Reihe selbst einen Unterauftrag für die EDV ausgeschrieben. Wollmann war abwesend, sein Stellvertreter Strauff schien auf der 14. Etage zu einer Besprechung mit dem Professor, dem Vorstandsvorsitzenden, zu sein.

„Geschäftsrat sollten die sich nenn’n“, dachte Reihe verbittert.

Frau Netiz hatte am Telefon erklärt, Wollmann wäre schon „außer Haus“.

„Muß’s mal so gehn“, dachte Reihe, „müssen die unten mal’n Auge zudrücken, obwohl die ja auf uns nicht gut . . . wegen des achten Stocks, sonst hätten wir ja in’n vierten müssen . . .“

Seit heute nacht erschien Reihe vieles im TLÜA sinnlos. Oder so lächerlich wie die wochenlangen Intrigen der beiden Fachbereiche beim Professor um den achten Stock.

In der EDV war gerade ein neues Programm gelaufen. Die Techniker waren in Proststimmung. Sie würden nun manches vereinfachen können, und die Prämie war auch nicht zu verachten.

In der EDV hatte man die Illusion, nur Zeit einzusparen.

Einer hatte aus der Kantine zwei Flaschen Sekt bestellt. Jetzt standen sie im Ruheraum und debattierten.

„Die müssen das Band doch noch haben“, dachte Reihe, als er im Fahrstuhl stand und die Vier drückte, „hoffentlich gibt’s nicht wieder so’n Zauber wie letzte Woche mit Heinz beim Kontrollauf“.

Diesmal ging alles glatt, auch mit dem Rechner. Und als die Kollegen Anton Reihe ein Sektklas in die Hand drückten und ihn in ihre Diskussion einfach einbezogen, nahm sich Anton Reihe vor, später mal wieder zu den EDV-Leuten zu kommen und sich wegen des läppischen Streites um die Stockwerke persönlich zu entschuldigen.

Als Anton Reihe um zehn nach sechs mit dem vollständigen Computerausdruck seiner Meßwerte, vom Werkschutz unkontrolliert, in seinem VW auf dem Parkplatz zum Grauen Stein saß und wie immer die ersten Male vergeblich durchstartete, wußte er, daß Marga recht gehabt hatte, als sie ihn gestern abend wütend angefaucht hatte: „so leicht kann man nicht aufgeben und sich von denen unterkriegen lassen –“

Jetzt sprang der Funke über. Anton lächelte, als er den ersten Gang einlegte und behutsam über den fast leeren Parkplatz auf die Ausfahrt zusteuerte.

Bektas Yıldız Tage, die wir lebten

Hab’ wieder nachgedacht, wie jener Abend verging.
Weiß, daß vergangne Tage sich nicht zweimal leben.
Und vielen schleppt die Zeit unfäßlich nach;
zur Umkehr holt kein Tag den andern ein.

So magst du denn auf viele Leben hoffen –
im Nachhinein zu wissen, wie die Jahre
so schnell dahingegangen – ach, was soll’s?
Ein Stück vom Glück will schließlich jeder haben.

Dem Pensionär wird seine Plackerei zur Heldentat.
Gesichter schwitzen ins verzehrte Brot, in das getrunke Wasser.
man sagt, das Recht auf Glück sei Recht für Jedermann.
Doch Viele stöhnen gegen Unrecht auf.

Den Mächtigen kommt’s nur gelegen, daß andre da sind,
die ihr Werk besorgen.
Rasch hin und her verspannt, wie Fäden, die man webt,
bewegen zwischen Haus und Arbeitsplatz sich Mitmenschen.
Und vielen bleibt ihr Leben trostlos gleich.

Wir tun nur so, als lebten wir. Und leben ohne Freude.
Die Tage geh dahin, an ihnen satt wird keiner.
Unfäßlich ist, was so dahingeht. Was immer auch – unfäßlich:
Die Tage, die wir lebten und das Ende.

Deutsch von W. D. Bach

Therese Angeloff

Meine Seele hat ein Holzbein

Ein Werdegang. Mit Gedichten und Liedern, Bildern und Kabarett-Texten

(Engl. Broschur mit vierfarb. Schutzumschlag, 312 S. mit mehr. Abb., DM 22,50)

Therese Angeloff erzählt ihr Leben. Keine geschminkten Memoiren – direkt, offen, mit Witz pointiert, schildert sie ihren Werdegang als Künstlerin. Und Therese Angeloff hat einiges zu erzählen.

In Dresden zur Schauspielerin ausgebildet, erste Erfolge, dann kommen die Nazis an die Macht. Die Halbjüdin erhält Berufsverbot. Als Modell, Verkäuferin, Bardame und Fabrikarbeiterin überlebt sie das „Tausendjährige Reich“. Nach 1945 wieder zur Bühne. Sie wird Leiterin des ersten in Dresden wiedereröffneten Theaters; später gründet sie in München das literarische Kabarett „Die kleinen Fische“. Ab da immer wieder Theater und Fernsehen, als Schauspielerin, Texterin und Regisseurin, und stets engagiert in der fortschrittlichen Kulturarbeit.

Wie wenig hat sich doch geändert.

So dichtete Therese Angeloff in den fünfziger Jahren für die „Kleinen Fische“:

Wie geht's Ihnen, Herr Esso?
Wie geht's Ihnen, Herr Shell?
Ich kann nicht grade sagen,
es geht mir very well.

Hier sind noch viel zu billig
das Öl und das Benzin,
bei diesen Schleuderpreisen
droht mir noch der Ruin.

Und was verdien' se trotzdem?
Ich mein prozentuell?
Soviel wie Sie, Herr Esso.
Na, dann geht's ja noch, Herr Shell.



Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstr. 146
8000 München 40



der un-willkommene gast
mußte für sein essen
hart arbeiten

der un-beliebte gast
war für seine kollegen
ein katzelmacher

der un-erwünschte gast
wohnte mit seinesgleichen
in der dachkammer

der un-gepflegte gast
wurde in besseren lokalen
nicht bedient

der un-keusche gast
zahlte bei den nutten
das doppelte

der un-tergewichtige gast
konnte partout
keinen alkohol vertragen

der un-beherrschte gast
zog auf dem volksfest
das messer

der un-sympathische gast
bekam endlich
eins übergebraten

der un-einsichtige gast
wollte im krankenhaus
kouskous essen

der un-moralische gast
verliebte sich
in die ordensschwester

der un-gebildete gast
belegte freiwillig
einen deutschkurs

Alf Tondern
nachrede

der un-entschlossene gast
ließ schließlich doch
frau und kind nachkommen

der un-erfahrene gast
mietete zum wucherpreis
eine zweizimmerwohnung

der un-verschämte gast
wollte seinen sohn
auf's gymnasium schicken

der un-verdrossene gast
kaufte sich stolz
einen kleinwagen

der un-erschrockene gast
lud zwei gastgeber
zu sich ein

der un-ermüdliche gast
eröffnete hoffnungsvoll
ein spezialitäten-restaurant

der un-tadelige gast
ist längst selbst
für den ausländerstop

Hülya Serap Özkan Wünsche

Frag mich nicht wer ich bin und wie ich mich fühle
Ich könnte dir keine Antwort geben.
Ich bin schwerelos wie eine Feder, wie ein Luftballon,
wie die Leere
Mal bin ich eigenartig-fremd, mal interessant-exotisch
Doch trotzdem nichts von all dem.
Nur im Unbewußten fühl' ich: ich bin irgendwie anders als du
Sag nicht, ich hätte nicht alles versucht
Auch ich unterwarf mich vielen Strömungen
Schmeichle mir nicht!
Sag nicht; „Du siehst nicht aus wie ein Ausländer“
Sag, ich mag dich wie du bist:
Gib mir Kraft zum Anderssein

Vielleicht bin ich nicht zivilisiert genug um opportunistisch
zu sein
Meine Gefühle sind noch ungezähmt und frei
Liebe oder Haß –
Ich reagiere nun mal unmittelbar.
Sag nicht: „Warum bist du so fremd?“
Sag, ich mag dich wie du bist:
Gib mir Mut zum Anderssein

Vielleicht nehme ich es zu ernst, wenn du fragst: „Wie geht's“
Und vergesse dabei, daß es mir nicht schlecht gehen darf.
Nur keine Auseinandersetzung und keine langen Worte:
Ich könnte etwas preisgeben von mir.
Sag nicht: „Es ist so anstrengend mit dir“
Sag, ich mag dich wie du bist:
Gib mir Kraft zum Anderssein.

Herbert Friedmann
Anregungen zu Tagesausflügen

Oben die Straße unten
die Wallfahrtskirche Birnau
umgekehrt
Oben die Straße und ein Parkplatz unten
die Wallfahrtskirche Birnau (stolz
erhebt sich über dem Bodensee)
umgekehrt
Oben die Straße ein Parkplatz ein Friedhof unten
Kirche Parkplatz Toilette Imbißbude Souvenirladen
stolz über dem Bodensee
umgekehrt
Oben Straße Parkplatz gegenüber
ein KZ-Friedhof: 97 NAMENLOSE
DES LAGERS AUFKIRCH
ZWEIGLAGER VON DACHAU
HABEN HIER EINE MENSCHENWÜRDIGE
RUHESTÄTTE GEFUNDEN
Unten die Kirche Reisegruppen viele
Schulklassen Fotoapparate
Ansichtskarten Führer (innen herrscht
überschäumendes, pastellfarbenes Rokoko)
umgekehrt
Oben die Straße ein KZ-Friedhof
97 Namenlose durchnummeriert
SIE ARBEITETEN IM WINTER 1944/45
IN DEN STOLLENBAUTEN BEI ÜBERLINGEN
UND STARBEN
AN LEIBLICHER UND SEELISCHER NOT
IN EINEM NATIONALSOZIALISTISCHEN ZWANGSLAGER
stolz erhebt sich über dem Bodensee
umgekehrt
„Eine Viertelstunde Kirchenbesichtigung,
dann Fußball auf der Wiese“ unterhalb
der Straße ein KZ-Friedhof oben
97 Namenlose DOCH FRIEDE,
DEN MENSCHEN DIE GUTEN WILLENS SIND
umgekehrt
Die Lehrerin steckt den Reiseführer weg
darin verschwiegen wird (stolz)
über dem Bodensee
erhebt sich ein KZ-Friedhof
mit 97 Namenlosen
darin verschwiegen wird . . .

Zwei Hakenkreuze schwarz
und Juda verrecke am morgen
an der alten Stadtmauer
wie selbstverständlich als stünde da
Fritz ist doof
oder Punkt Punkt Strich
fertig ist das Mondgesicht
noch in der Mittagssonne
als säße da ein Bettler
gingen die Leute eilig vorbei
nach einem halben Jahr
mit weißer Farbe übertüncht
blieben die Leute stehen
und schimpften weil die alte Mauer
so verschandelt wurde.

Bernd Mannhardt
„DAMALS“

„Damals“,
so sagt sie,
„sind Lehrer
auch mit 40 Kindern
pro Klasse
fertig geworden“
und
„man selber ist ja auch nicht
doof
geblieben!“

Ach, ja?

Kirti Michael Maisel
Amerika und anderswo

Ich sah einen Rührfilm
von Elia Kazan
und ich muß sagen,
er rührte mich an.

Immer nur Glück im Himmel
oder über Leichen
oder nach Trennung.
Immer nur Glück im Himmel
oder über Leichen
oder nach Trennung.
Immer nur
Glück im Elendskreis
Teufelskreis zur Veränderung.

Sich abfinden ist tödlich.
Nicht abfinden tut weh.

Schmerzhaftes Geburt elternlosen Lebens.
Bißwunde im Schenkel.
Stahlgewitter im Kreißsaal:
Fighting people
on the eve of destruction.

Sometimes I feel like a motherless child.

Generationenweise wurden die Eltern verstümmelt.
Ehre aus dem Leib gepeitscht.
Achtung vermarktet.
Und wenn sie nicht verkauft wurden,
so haben sie sich verkauft.
Und wenn sie sich nicht verkauft haben,
so leben nur noch wenige,
und man gedenkt ihrer selten –
hier, wo die Sonne untergeht.

Sich abfinden ist tödlich.
Nicht abfinden tut weh.

Märchenstunden für Millionen: Merry Christmas –
Hollywood loves you.
Kinderaugen wurden ermattet.
Sturzbäche leerer Tränen
gegossen über das kleine Weihnachten
in den Hütten:

Kein Krieg den Palästen!
Weichmacher ins Gesicht.

Oh, Baby it's a hard,
Oh, Baby it's only a hard,
there's only a hard
hard
hard.

Be hard and you will be!

Perforierte Gefühle.
Fachgekitzelte Herzen auf die Leinwand!
Abreißkalender.
Gefühlsstürme in der Hütte.
Gewitterwolken wälzen den Flur lang,
der Regen peitscht die Tapete.
Knallende Küchentür,
Topf über Bord,
das Bett brodelte:
Krieg in der Hütte!
Kein Krieg den Palästen!

Merry Christmas
Hollywood wants you to join the army.

Sich abfinden ist tödlich.

Kinder fliegen aus der Haustür.
Job and walk.
Eisenbahnschienenwellenlauf.
Sturm über die Berge.
Canyon-Himmel,
Wälder
Wüste.
Eingekreist von Honda.
Sacco und Vanzetti auf den elektrischen Stuhl!

Nicht abfinden tut weh.

Sometimes we feel . . .

Siedler,
Mütter,
Farmer,
Cowboys

umgedreht zu Weltgendarmen:
Krieg in den Hütten!
Friede den Palästen!
Männer, Frauen

umgedreht zu Spielzeug
und nochmal

umgedreht zu Gegnern.
Sturm der Geschlechter.
Beißt euch ins Fleisch –
Verneint euch:
Krieg in den Hütten!
Friede den Palästen!

„Priesterei
und 'n Appel und 'n Ei“,
meinte der Löwe
von Metro Goldwin Maier
auf einer Beratung in der Wall Street.
„I think, that's what we do!“
Wer hat
das

gesagt?!
Sich abfinden ist tödlich.
Nicht abfinden tut weh.

Dieter Frank schlaflos

Blau
verdämmerte im Fenster
eine Wolkenfaser entbrannte
zerfloß
Auf der Schulter liegt
noch die heiße Hand des Tags
Ein Fenster scheint auf
gegenüber
einen Augenblick
drin ein Schattenriß
wie ich
unbewegt
Oben im Schwarz
zittern
Gestirne
um ihren Platz

Ruhig atmet
das schlafende Kind

So still
lag ich
einschlagen in nasse Tücher
mich umklammernd
hetzte meine Mutter
durch Feuer und Qualm
der zerplatzenden Stadt
Was wußte ich
von Sirenengebrüll
weiß ich noch
vom schwellenden Dröhnen
der Geschwader
dem Beben und Zittern
von Mauern und Menschen
in Luftschutzkellern

Ich lebe
das Kind schläft

Ist das nicht der Morgen,
was da anbricht?
Shakespeare, Henry V., IV/1

Fühlst du
in dieser Sommernacht nicht
das
an den Härchen deiner Haut
was
bei Entladung
dich
als Funke
zersprengte
Dein Schatten
vielleicht bliebe
als erhabener Umriß
auf glasiger Mauer
falls
wie in Hiroshima
Gebauten noch hielte
Vielleicht fräße
dich sacht
oder erst irgendwann
deines Samens Frucht
dieser Blitz

Das Kind
schläft

Was
in der Luft liegt
verschwiegen Wetterberichte
und ist beherrschbarer
als Gewitter
Angst
kaum
dagegen
mein Traum von Weite
Wissen vom anderen
Menschenmöglichkeiten

Einspruch
 hör ich
 betrifft Neuer Mensch
 falls
 es den gäbe
 daß
 wenn man ihn auch öffnete
 man fände
 Nichts

Im Schlaf krümmt das Kind
 lächelnd die Finger

Wurden geschlachtet
 aufgelöst in Rauch
 so viele
 um nichts
 aus Gebissen Vergaster
 noch brachen
 die
 Gold
 Tot
 dies Metall
 stumm Asche und Qualm
 die verfliegen
 nichts Unsterbliches erbringen
 Massaker oder Obduktionen
 nur Atome
 und andere verwertbare
 beherrschbare
 noch kleinere Teilchen
 Sterbliches
 neues Leben
 erzeugen wir
 ob auch ihr
 nichts begreift

derweilen
 diese Unbeherrschten
 außer sich
 allen
 etwas bereiten
 daß keiner
 mehr wäre der
 nichts
 fände
 Beherrschen wir
 nicht die
 um die Sonne zieht
 eine schimmelnde Schlacke

Das Kind schläft
 unterm Lid rührt
 sich träumend sein Auge
 das Hellblau deiner Iris
 umfaßt noch ganz
 unser schimmerndes
 Planetenauge
 mit seinem Lid aus Nacht

Ich grüble
 döse
 spüre Kälte
 wache reglos

Das Kind bewegt
 die Lippen im Schlaf
 dreht sich und seufzt

Luft regt sich
 im Tagen
 ergrauen
 Sterne und Schwärze

Reinhard Kühnl Jetzt Dämme setzen gegen Ausländerhetze und Neofaschismus

*Einleitendes Referat zum Symposium „Gegen Ausländerhaß, für Freundschaft
 und Zusammenarbeit“, München im „Haus der Kirche“, 25. September 1982.*

Es ist genau 50 Jahre her, daß in unserem Land die Demokratie nach längeren Phasen der Aushöhlung vollständig abgewürgt worden ist, daß dann ein System von Terror und Vernichtung aufgebaut wurde, wie es in diesem Ausmaß die Menschheit in ihrer langen leidvollen Geschichte noch nicht erlebt hatte. Diese Politik endete in einem Krieg, der 50 Millionen Tote kostete, der halb Europa und Asien in Trümmer legte. Wir wissen also, welche Folgen es haben kann, wenn der Faschismus freie Bahn erhält.

Gegenwärtig sind faschistische Tendenzen in unserem Land relativ schwach. Das war zunächst aber auch damals so: Noch 1928 bekam die NSDAP bei den Reichstagswahlen nur 2 ½ % der Stimmen, doch vier Jahre später hatten die Nazis eine auf Millionen gestützte Massenbewegung. Welche Bedingungen ermöglichten es dem Faschismus, von einer kleinen Splitterpartei zur Massenbewegung zu werden und die Politik zu bestimmen? Gibt es Anzeichen, daß heute ähnliche Bedingungen existieren oder entstehen können? Zwei Bedingungen sind leicht erkennbar.

Die erste, die es dem Faschismus ermöglichte aufzusteigen, bestand darin, daß der Faschismus geduldet und verharmlost wurde von der öffentlichen Meinung und von den Staatsorganen, von Justiz und Polizei. Das ist eine Erfahrung aus allen Ländern, in denen sich der Faschismus entwickelt hat: Er kann nur aufsteigen, wo er von Staatsorganen geduldet und unterstützt, von der öffentlichen Meinung verharmlost wird. So war das in Italien, in Österreich und auch in Deutschland. Darum lautete die Schlußfolgerung von 1945, daß faschistische Tendenzen von Anfang an unterdrückt werden müssen, daß ihnen keine Chance gegeben werden darf. Dieser Gedanke hat Eingang gefunden in das Manifest von Buchenwald, in Parteiprogramme und in die meisten Länderverfassungen. Realisiert wurden solche Bestimmungen leider nicht. Die antifaschistischen Kräfte haben seit vielen Jahren gewarnt, aber die Staatsorgane haben die Entfaltung faschistischer Ideologie überhaupt nicht behindert. Selbst dann, als schließlich Waffenlager entdeckt wurden und eine ganze Serie von Mordanschlägen, so vor zwei Jahren in München, geschah, wurde versucht, die wirklichen Ursachen, die Organisationsstruktur, die Hintergründe möglichst im Dunkeln zu lassen und auf isolierte „Einzeltäter“ abzuheben. Diese These vom Einzeltäter, die immer auftaucht, wenn die faschistischen Aktivitäten nicht mehr zu verheimlichen sind, stimmt übrigens überein mit der noch weithin herrschenden allgemeinen Theorie über den Faschismus, der ja als das Resultat des „Einzeltäters“ Adolf Hitler dargestellt wird.

Zum Zweiten: Der Faschismus hat nach allen geschichtlichen Erfahrungen nur eine Chance, wenn schwere wirtschaftliche und soziale Krisenerscheinungen in der Bevölkerung Angst vor der Zukunft erzeugen und damit die Suche nach einem Ausweg, die Suche nach Schuldigen für die Arbeitslosigkeit, für die

Zerstörung von Zukunftshoffnung und Lebensperspektiven. Wenn es nicht gelingt, in einer solchen Situation, wo Millionen Menschen von Angst ergriffen sind, die wirklichen Ursachen des Elends aufzudecken und offensichtlich zu machen, dann haben die Faschisten mit ihrer Propaganda gute Chancen. Denn sie bieten bündige Antworten an: Die Gewerkschaften, die Kommunisten bedrohen den sozialen Frieden und müssen deshalb ausgeschaltet, ausgerottet werden. Und andersartige, fremdartige Elemente – Juden, Farbige, Asiaten – sollen es sein, die den inneren Frieden bedrohen, für das Desaster verantwortlich sind und deshalb eliminiert werden müssen.

Diese Ideologie findet sich damals in allen kapitalistischen Ländern. Sie hat heute und hier die Form der Parole „Ausländer raus“. Natürlich nicht alle Ausländer – Touristen aus Schweden, Ingenieure aus den USA sind davon nicht betroffen. Betroffen ist die Masse der ausländischen Arbeiter, die angeblich Schuld sein soll, daß nicht genug Arbeitsplätze für deutsche Arbeiter zur Verfügung stehen. In der Bundesrepublik ist das durchaus von einer gewissen Aktualität.

Die Bundesrepublik befindet sich wie alle entwickelten kapitalistischen Länder seit sechs bis sieben Jahren in der schwersten Wirtschaftskrise seit Beginn der 30er Jahre. Das bedeutet immer eine ungeheuere Vernichtung gesellschaftlichen Reichtums. Millionen Arbeitskräfte, die arbeiten können und wollen, sind brachgelegt. Enorme Produktionskapazitäten sind stillgelegt, dürfen nicht arbeiten. In jeder Krise stellt sich damit die Frage: Wer soll diese gigantischen Verluste tragen? Die Besitzer der Produktionsanlagen sind verstärkt darauf angewiesen, investitionsfähig und expansionsfähig zu bleiben. Die Zahl der Bankrotte ist riesig gewachsen, kleine, mittlere und auch große Unternehmen scheiden aus dem Wettbewerb aus. Aus dem Überlebensinteresse des Kapitals heraus muß es seine Kosten senken. Die Löhne und Einkommen, die betrieblichen und staatlichen Sozialausgaben müssen im Interesse der internationalen Konkurrenzfähigkeit des Kapitals gesenkt werden. Also müssen die ideologischen und politischen Instrumentarien geschaffen werden, die die um ihre soziale Sicherheit, um ihre Lebensperspektive betrogene Bevölkerung daran hindern, sich wirksam zur Wehr zu setzen. Dazu wird eine Kombination verschiedener Mittel eingesetzt: Die Repression wird ausgebaut und verschärft; die Berufsverbote, der Ausbau des Bundesgrenzschutzes, des Bundeskriminalamtes, die erhöhten Kompetenzen für die Behörden auf Kosten der Rechte der Bürger zeigen das sehr anschaulich. Das genügt aber nach alter historischer Erfahrung nicht, es reicht nicht aus, demokratische Initiativen an der Entfaltung zu hindern. Die Rechte selbst muß Lösungen anbieten, die auf das Suchen der Bevölkerung nach Schuldigen antworten.

Als Schuldige werden heute wieder ähnliche Gruppen präsentiert wie in der Wirtschaftskrise der 30er Jahre: Die Arbeiterbewegung, die Gewerkschaften mit ihren „überzogenen“ Forderungen, die Kommunisten mit ihrer „Untermiierungsarbeit“. Und allmählich, wenn auch zunächst noch zögernd, sind es auch die ausländischen Arbeiter, gegen die sich die Agitation richtet.

Die aus der Wirtschaftskrise folgenden Zwänge, für die die politische Rechte Instrumente zu entwickeln sucht, werden massiv verstärkt durch globalstrategische Interessen und ihre Folgen: durch die ungeheuren Rüstungslasten. Der

arbeitenden Bevölkerung werden die enormen Lasten der Krise aufgebürdet, und zusätzlich die Folgen der US-Globalstrategie. Dafür müssen ihr Milliarden entzogen werden, die nicht in Kindergärten, Schulen, Renten, Gesundheitsversorgung fließen dürfen, sondern in der Rüstung investiert werden müssen. Das macht es um so dringlicher, der Bevölkerung Feindbilder von solchen, die verantwortlich sein sollen für das Desaster, vor Augen zu führen. Dazu gehört notwendig, daß unter solchen Bedingungen die politische Rechte darauf angewiesen ist, ein Klima des Kalten Krieges zu erzeugen, Angst zu erzeugen vor der „Gefahr aus dem Osten“. Nur so kann es möglich erscheinen, der Bevölkerung so enorme Lasten aufzuerlegen und sie dennoch politisch nach rechts zu integrieren. Darum erleben wir weltweit eine Kampagne, um Entspannung abzubauen und zurückzukehren in die Atmosphäre des Kalten Kriegs. Denn nur in diesem Klima erscheint es möglich, im Inneren autoritäre, militaristische Lösungen durchzusetzen.

Was dabei die Ausländerfeindlichkeit angeht, so ist sie gegenwärtig nur ein Element in einer Gesamtstrategie der Rechten, bis jetzt eher noch ein Nebenmotiv. Es gibt in der herrschenden Klasse und ihren ideologischen Organen ein merkliches Zögern, dieses Motiv voll zur Wirkung zu bringen. Das Kapital weiß, daß es auf ausländische Arbeitskräfte angewiesen ist und sieht auch die Gefahr, international in die Isolation zu geraten und unangenehme Erinnerungen an frühere Regime zu wecken, wenn die Aggressivität gegen die Ausländer sich voll entwickelt. Dennoch hat es in den letzten Jahren ein beängstigendes Ansteigen der Ausländerfeindlichkeit gegeben und es ist sehr wichtig, daß wir jetzt schon gegen die voraussichtlich anwachsende Woge Dämme setzen. Warum ist dieses Ansteigen wahrscheinlich?

Unter den jetzigen Bedingungen entsteht ein zunehmender Vertrauensverlust gegenüber den Kräften, denen die Bevölkerung bisher vertraut hat. Und es ist nicht ausgemacht, wohin sich die nach einer Antwort, einem Ausweg suchenden Bevölkerungsteile wenden werden. Aus der Sicht der Rechten kommt es darauf an, diese angesichts der Verschärfung der Krise sehr rasch anwachsenden Massen nach rechts hin zu integrieren, zu verhindern, daß sie nach links gehen. Wie kann das gemacht werden, welche ideologischen und politischen Mittel bieten sich an, um die Suchenden, nach einem Ausweg Drängenden zu integrieren? Die herkömmlichen Mittel, die Beschwörung der Gefahr von außen, des zur Aggression bereiten äußeren Feindes, sind seit den 60er Jahren ziemlich verschlissen. Das zeigt das Anwachsen der Friedenskräfte, das zeigen auch die Ergebnisse von Umfragen zur Rüstungsproblematik. Mit diesem Motiv der „Gefahr aus dem Osten“ allein ist die ideologische Integration der Massen nach rechts nicht zu erreichen. Was bleibt dann noch an Integrationsmöglichkeiten? Der ideologische Haupthebel könnte für die nächsten Jahre die Ausländerfeindlichkeit sein. Denn in dieser Hinsicht ist ein beträchtliches Potential in der Bevölkerung vorhanden, latent, in den letzten Jahrzehnten nicht zum Ausbruch gekommen, aber traditionell tief verwurzelt und jetzt durchaus zum Leben erweckbar. Das ist in der Tat der Punkt, wo sich auch den Neofaschisten eine reelle Chance bietet, nach der Krise der 60er Jahre erneut eine gewisse Massenbasis zu gewinnen.

Woher kommt dieses Potential? Verschiedene, zum Teil sehr alte Traditionen

wirken hier zusammen. Die älteste Tradition geht darauf zurück, daß die Kirche seit über tausend Jahren den Haß gegen Andersartige im Innern und nach außen geschürt hat: Gegen die Juden als „Volk der Gottesmörder“, damit als die Schuldigen an Pest, an Hungersnöten und an Übeln aller Art. Und gegen den äußeren Feind, die „heidnischen Hunde“, besonders die islamischen Völker, womit die Raubkriege gerechtfertigt werden, die sich „Kreuzzüge“ nennen. Das Musterghetto des Vatikans, das jahrhundertlang bestand und erst 1870 aufgelöst wurde, steht dem Warschauer Ghetto in Hinsicht auf Entwürdigung der Juden kaum nach. In diesem Jahrtausend repräsentiert die Kirche die herrschende Klasse, als reichster Feudalherr und größter Grundbesitzer in Europa. Sie erfüllt die Funktion, soziale Unzufriedenheit, besonders in Krisen und Kriegen, abzulenken gegen solche, die „andersartig“ und wehrlos sind. Und sie liefert die Ideologie, die auch die Eroberungspolitik und die Unterdrückung anderer Völker rechtfertigt.

Hinter der Ideologie des inneren und des äußeren Feindes, diesen beiden Komponenten der herrschenden Ideologie, steht ein und dasselbe Herrschaftsinteresse. Beide haben auch das ideologische Grundmotiv gemeinsam: Es handelt sich um Menschengruppen, die anders sind: im Aussehen, in den Lebensgewohnheiten, in der Religion, die minderwertig sind, aber zugleich irgendwie bedrohlich.

In einer umfassenden Emanzipationsbewegung wird die Feudalgesellschaft gestürzt. Die Aufklärungsphilosophie vertritt die Gegenposition von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt. Sie postuliert die allgemeinen Menschenrechte unabhängig von Herkunft, Religion, Rasse, Hautfarbe. Seit 1789 stehen diese Menschenrechte in der einen oder anderen Form in allen bürgerlichen Verfassungen. Aber in der Wirklichkeit der Klassengesellschaften kann von gleichen Rechten keine Rede sein. Ein immer größerer Teil der Bevölkerung steht in abhängiger Arbeit. In der BRD ist der Anteil der Selbständigen von 34 % zurückgegangen auf 14 %, der der abhängig Arbeitenden von 66 % gestiegen auf 86 %. Diese gesellschaftliche Realität stellt an die Herrschenden enorme ideologische Ansprüche: Sie müssen verhindern, daß die große Mehrheit der abhängig Arbeitenden zu einer einheitlichen Kraft wird. Die Hauptanstrengung geht also dahin, zu zersplittern, zu spalten, politisch und religiös, männliche und weibliche Arbeiter gegeneinander auszuspielen, Arbeiter gegen Angestellte, inländische gegen ausländische Arbeiter. Die nächste geschichtliche Stufe, die Traditionen von Ausländerfeindlichkeit erzeugt, wird erreicht, als die Gesellschaft Ende des 19. Jahrhunderts in eine neue Entwicklungsstufe eintritt. Die Konzentration des Kapitals, die Herausbildung großer Konzerne und Monopole erzeugt das Streben nach Verfügung über Rohstoffe, über Exportmärkte für die eigene Industrie, auch nach billigen Arbeitskräften. Wir gelangen in die Epoche des Kolonialismus und Imperialismus. Um die Jahrhundertwende ist die Welt unter die kapitalistischen Mächte aufgeteilt. Das ideologische Begleitphänomen dieser sozialen Entwicklung, ihre Begründung, ihre Legitimation ist der Rassismus. Sicherlich hatten sich einige Intellektuelle schon solche Ideologien ausgedacht. Jetzt aber werden sie in den großen kapitalistischen Staaten massenhaft verbreitet. Das Hauptkennzeichen der rassistischen Ideologie, ihr Kern, besteht in der Behauptung: Es

gibt Menschensorten unterschiedlicher Qualität. Das ist variabel verwendbar, immer aber bedeutet es die Negation der Aufklärungsthese von der Gleichheit der Menschen. Nun gibt es „Höherwertige“, die natürlich von der eigenen Gruppe repräsentiert werden; und „Minderwertige“: die anderen. Das sind für den englischen Imperialismus vornehmlich Gelbe und Schwarze. Für den deutschen Imperialismus ist nicht Afrika oder Asien der für Eroberungen primär in Aussicht genommene Raum, sondern Ost- und Südosteuropa. Darum sind hier die Minderwertigen vor allem die Russen, Polen, Ukrainer, die Balkanvölker. Das alles ist also nicht vom Faschismus erfunden, sondern vom Imperialismus übernommen worden, der das bereits massenhaft verbreitet hatte. Darum findet der Rassismus bis heute eine gewisse Resonanz, und das nicht allein in der Bundesrepublik. Auch in England verstärkt sich zur Zeit die Feindlichkeit gegen die Farbigen. Die einschlägige Tradition der USA ist bekannt. Aber auch in Frankreich wächst gegenwärtig der Rassismus. Bei uns kommen allerdings noch einige Bedingungen hinzu, die die Situation verschärfen. Der Faschismus hat das Motiv des Rassismus zu einem bestimmenden, besonders verheerenden Motiv seiner Politik gemacht, und er konnte damit die Bevölkerung ideologisch stark beeinflussen – angesichts der Unmöglichkeit jeder öffentlichen Gegenwirkung in einer ganzen Generation, von der Schule bis hin zur Alltagspraxis gegen die Ostvölker, gegen die Fremdarbeiter. 1945 versuchten die Antifaschisten dann eine grundlegende Neuordnung. Aber wie in der Gesamtproblematik, so sind auch in der Auseinandersetzung mit dem Rassismus diese Versuche nicht durchgekommen. So gab es für die Bevölkerung keine Notwendigkeit, ihre Einstellung grundsätzlich zu revidieren. Und seit 1947 konnten sich die Mitläufer sogar wieder bestätigt fühlen: Die „Gefahr aus dem Osten“, auf die der Faschismus ja immer verwiesen hatte, war wieder herrschende Ideologie, und so konnte auch die Ideologie von der Minderwertigkeit der Ostvölker weiterbestehen, wenn sie auch zeitweise nicht im Vordergrund stand.

Alle diese genannten Traditionen wirken fort, nicht nur der Faschismus, sondern auch die älteren Traditionen aus dem Feudalismus und dann dem Imperialismus. Es fehlen Untersuchungen, wie tief etwa das Motiv sitzt, die islamischen Völker als minderwertig und zugleich bedrohlich anzusehen. Sicher ist so etwas vorhanden. „Vor 400 Jahren standen die Türken vor Wien, heute stehen sie in Stadtlendorf“, sagte bei uns ein Landrat, und er steht damit in der Tradition des Feinddenkens gegen die „Gefahr aus dem Osten“, die von den Hunnen bis zu den Bolschewisten reicht. Und diese ist durchaus nutzbar gegen die türkischen Gastarbeiter. Aber nicht nur. Sie paßt auch ins Konzept der US-Globalstrategie, wonach die Golfregion mit ihren großen Ölfeldern wieder unter Kontrolle gebracht werden müsse. Dazu werden ja bereits Eingreifreserven bereitgestellt. Dem entsprechen die Darstellungen der hiesigen Presse über den Iran, deren harter Kern darin besteht, daß die Ölfelder von uns gebraucht werden. Und dazu benötigt man antifislamische Affekte als ideologische Vorbereitung politischer und gegebenenfalls militärischer Aktionen.

Elemente langer geschichtlicher Tradition und solche des modernen Rassismus gegen Farbige und Juden richten sich im deutschen Rassismus immer auch

gegen die Ostvölker. Vorreiter dafür sind heute die Neofaschisten. Aber die das letzten Endes in ihrem Interesse benutzen werden, sind die gesellschaftlich Herrschenden. Von dorthier erfolgt schrittweise, noch sehr vorsichtig, ein Wiedererwecken dieser besonders gegen die ausländischen Arbeiter gerichteten Ideologie. Dazu nutzen sie die Angst um den Arbeitsplatz und die anderen wachsenden Sorgen der Bevölkerung. So werden die Ausländer als „Belastung für den Arbeitsmarkt“ bezeichnet – eine sehr vorsichtige Wortwahl, aber sie wird schon „richtig“ verstanden von denen, die die ausländischen Kollegen als Gefahr für sich ansehen sollen. „Kriminelle Akte von Ausländern“, deren Verbindung zum Rauschgiftschmuggel, die großen Schwierigkeiten in den Schulklassen mit hohem Ausländeranteil – all das wird dann schon „von selbst“ in das Raster eingefügt, das seit Jahrzehnten vorhanden ist.

Wie antworten wir? Wir sollten die realen Probleme nicht übersehen und überzeugende Lösungsmöglichkeiten aufzeigen. Unsere Gegenwehr muß darauf zielen, der Ideologie des Ausländerhasses die Grundlagen zu entziehen. Diese kann ja nur dadurch wirksam werden, indem die wirklichen Ursachen der Angst in der Bevölkerung verborgen bleiben, die wirklichen Ursachen der sozialen Unsicherheit, der Kriegsgefahr. Also können wir uns nicht auf Appelle beschränken: „Die Ausländer sind doch auch Menschen, respektiert sie auch als solche.“ Von uns müssen die realen Probleme benannt werden, wir haben auf die Betroffenheit und Bedrohtheit der Menschen zu antworten, auf ihr Suchen nach einem Ausweg und auch auf ihre Frage nach den Schuldigen. Zu leisten sind:

1. die radikale Offenlegung der Ursachen, die darin liegen, daß eine kleine Minderheit über die Lebensgrundlagen und die Zukunftsmöglichkeiten der ganzen Gesellschaft verfügt und entscheidet;
2. die Darstellung des Ausweges bis hin zu mittel- und längerfristigen Lösungen, die nur darin liegen können, daß die arbeitende Bevölkerung mehr Einfluß auf die Entscheidungen über ihre grundlegenden Arbeits- und Lebensbedingungen gewinnt;
3. die Mobilisierung der Massen, die Integration ihres Tätigkeitsdranges durch positive Handlungsangebote.

Es genügen nicht Appelle an Parteien und Parlamente. Der Drang, selbst etwas zu tun, wächst in der Bevölkerung. Wenn wir keine Handlungsangebote machen, dann übernehmen das die Rechtskräfte. Der Faschismus war auch deshalb für viele so attraktiv, weil er für die Menschen Angebote bereitstellte, die ihnen die Illusion gaben, sie könnten hier für die eigenen Lebensinteressen etwas tun. Die Gewerkschaften der Weimarer Republik sind wesentlich auch daran gescheitert, daß sie schon bei der Ursachenerklärung versagten, weil sie das kapitalistische System nicht zum zentralen Thema machen wollten, vor allem aber daran, daß sie keine Aktionsmöglichkeiten anboten. Das sollte uns eine Lehre sein.

Die Aufgabe besteht darin, mit der gewerkschaftlichen Kraft den Ausweg zu erkämpfen, statt denen zu folgen, die da raten, den Gürtel enger zu schnallen, Opfer zu bringen, die Dinge durchzustehen, Geduld zu haben. Tut man das, machen sich Resignation und Demoralisierung breit, und es bleibt den Rechten, dem Faschismus überlassen, die Unzufriedenen zu organisieren und

für seine Zwecke einzuspannen. Es kommt für uns darauf an, die Wahrheit über die Ursachen von Krise und Kriegsgefahr offensiv zu verbreiten, das Engagement zu ermutigen und zu organisieren, wobei möglichst von Anfang an deutsche und ausländische Arbeitskräfte gemeinsam handeln sollten: für die Verteidigung der demokratischen Rechte, für solche soziale Zustände, wo Angst vor dem Morgen und Haß gegen den anderen nicht mehr existieren, weil sie keine Grundlage mehr haben.

Michael Höhn Anmerkungen zur Ausländerfeindlichkeit

Ich hasse Türken!

Der das sagte, war Thomas. 17 Jahre alt und Schüler eines Berufsvorbereitungsjahres. Er hatte in diesem Jahr keine Lehrstelle bekommen.

Unter den Mitschülern braust Beifall auf. Raus mit dem Pack! höre ich in dem allgemeinen Tumult eine wütende Stimme. Andres konnte ich nicht verstehen. Wir kamen im Religionsunterricht der Berufsschule auf diese Frage. Eine Inschrift hatte mich an diesem Morgen aufgeregt. Aufgesprüht in roter Leuchtfarbe auf häßlichem Beton irgendwo in der Nähe der Schule.

Allmählich wurde es ruhiger in der Klasse. Einzelne Arme reckten sich. Ein Mädchen sagte: „So wie die Türken hinter uns deutschen Mädchen her sind . . . Ist doch kein Wunder!“

Ein anderer meinte: „Und erst die Weiber von denen. Haben Sie mal gesehen, wie die angezogen sind? Die können Sie doch mit der Kneifzange nicht anfassen.“

Schließlich der Höhepunkt. Ein hübscher blonder Junge fragte mich: „Kennen Sie den Unterschied zwischen Türken und Juden?“

Schweigend hörte ich zu, als er mit einem Grinsen fortfuhr:

„Die Juden haben es schon hinter sich.“

Ich hatte mich während der ganzen Zeit mühsam beherrscht. Dachte verzweifelt darüber nach, wer die Hirne dieser jungen Menschen mit derartigen Schauergeschichten so verwirrt hatte.

Vermutlich war ich sehr bleich, als ich aufstand.

Wißt ihr, was ihr da sagt? fragte ich und meine Stimme klang belegt und ural. Beinahe flüsternd erklärte ich den zwanzig jungen Leuten, wie ich die Dinge sehe.

Erzählte ihnen von der Zeit des Hitlerfaschismus. Damals war auch erst der Haß da auf Zigeuner, Juden, Asoziale und Kommunisten – um nur die zu nennen. Dieser Haß wurde geschürt von den Nazis und ihrem „Stürmer“. Was dann folgte – die Vernichtung dieser Minderheiten im großen Stil – war nur

möglich, weil die meisten Deutschen von der Minderwertigkeit dieser staats-schädigenden Elemente überzeugt werden konnten. Sie ließen zu, daß Millionen für immer hinter den Mauern und Elektrozäunen der KZs verschwanden. Wie lange ich erzählte, weiß ich nicht genau. Es war jedenfalls sehr still in der Klasse, als ich endete. Sie haben mir meine tiefe Betroffenheit angemerkt und schwiegen selber. Für wie lange? Haben sie etwas begriffen? Oder werden sie beim nächsten Bier wieder diese widerlichen Witze zum besten geben? Unter dem Beifall ihrer Väter und Großväter, die es genau so sehen? Ich habe die Hoffnung, daß wenigstens einer dann aufsteht, der es besser weiß und der sagt: Nicht wieder so! Das ist falsch und gefährlich! Das macht die Hirne trüb und anfällig für die schleichenden Parolen der Ewiggestrigen, die sicher nicht nur in Köln und Umgebung ihr Unwesen treiben.

Selten habe ich zugleich meine Ohnmacht so deutlich gefühlt wie an diesem Morgen in dieser Stunde.

Was bleibt uns Mahnern vor dem, was aus dem braunen Schoß so lebendig hervorquillt, außer unseren wachen Sinnen und möglichst überzeugender Art, um die jungen Menschen aus diesem schrecklichen Wahn zu befreien?

Zeitungen lesen sie kaum – außer *Bild* und *Bravo*. Kritische Fernsehsendungen schalten sie aus zugunsten von *Dallas* oder den *Straßen von San Francisco*. Von ihren Eltern haben sie auch nicht sehr viel zu erwarten, die sind selber unwissend gehalten. Da ist große Fehlanzeige hin und her im Land. Das müssen wir nüchtern sehen.

Aber jeder von uns ist da. Und wir werden immer mehr. Wir können ihnen davon erzählen, wer Interessen hatte *damals*, Juden und Kommunisten, Zigeuner und Homosexuelle zu verteuflern und umzubringen. Wir müssen ihnen mitteilen, wer *heute* daran interessiert ist, die deutschen gegen die ausländischen Arbeiter aufzuhetzen.

Nach dem uralten Rezept des „Teile und herrsche!“.

Wir können die rassistischen Parolen von den minderwertigen Türken, die oft auf leiser Sohle daherschleichen, entlarven und *Tatsachen* gegen die uneinge-standene Fremdenangst stellen.

Wir müssen unsere Hoffnungen *lebendig* werden lassen – zusammen mit unseren ausländischen Mitmenschen. Mut steckt an, ich kann es aus meinem kleinen Bereich bestätigen.

Erschlagt vor allem die jungen Menschen nicht mit Fakten allein, zeigt ihnen eure Betroffenheit, erzählt von euren Erfahrungen und macht offenkundig, was und wer hinter der Ausländerfeindlichkeit steht.

Ich habe es in ein paar Zeilen zusammengefaßt:

In Ermangelung
eines jüdischen Sündenbockes
schicken die rechten Priester des Großkapitals sich
diesmal an den türkischen Sündenbock
in die rassistische Wüste zu jagen.
Fallt Ihnen in die Arme!

Gino Chiellino Die Ausländerfeindlichkeit braucht keine Nazivergangenheit

Eine Dokumentation
Für Semra Ertam

Angesichts der alltäglichen Einschüchterung der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland gerät man leicht in die Versuchung, an die jüngste Vergangenheit dieses Landes zu denken und die neue Ausländerfeindlichkeit als ein Stück dieser Vergangenheit zu verstehen, das noch nicht restlos bewältigt ist. Daß gewerkschaftlich organisierte ausländische und deutsche Arbeiter die NPD-Zentrale in Wattenscheid belagert und damit wirksam gegen die ausländerfeindliche Politik dieser Partei protestiert haben, ist wohl als eine Tat notwendigen Widerstandes zu unterstützen. Die Begrenzung des Kampfes gegen die Ausländerfeindlichkeit auf diese Partei würde indes eine gefährliche Täuschung der Öffentlichkeit beinhalten und, gewiß ungewollt, gerade den Personen und Institutionen Schutz bieten, die nicht in der NPD organisiert, wohl aber an der Ausländerfeindlichkeit interessiert und inzwischen in der Lage sind, diese neue Ausländerfeindlichkeit mit ausgereifter Strategie zu schüren.

Ohne hier die Gefahr einer Neonazi-Ausländerfeindlichkeit unterschätzen zu wollen – sie sind immer noch zum Mord aus dem Hinterhalt fähig –, möchte ich auf jene Art von Ausländerfeindlichkeit eingehen, die sich im Lauf der letzten zehn Jahre soweit verselbständigt hat, daß sie getrennt von ihren Urhebern im Alltag weiterwirkt. Die dafür verantwortlichen Institutionen und Personen für ihre Ausländerfeindlichkeit haftbar zu machen, ist das Ziel dieser Arbeit.

Um die These, daß die heutige Ausländerfeindlichkeit in der BRD keine Nazivergangenheit braucht, zu beweisen, untersuche ich zuerst die Strategie der Verteidiger der Ausländer; denn anhand ihrer ebenso naiven wie gefährlichen Fehler läßt sich am einfachsten zeigen, wie unbekümmert Ausländerfeindlichkeit weitergegeben wird. Aufgrund ihrer Argumentationstechnik lassen sich die Verteidiger der Ausländer in zwei Hauptrichtungen zusammenfassen. Je nach Partei, Institution oder Bewegung argumentieren sie mit politischem Bewußtsein oder mit moralischem Einsatz. Beide haben jedoch bis heute versäumt, ihre politische oder moralische Sympathie zu begründen. Für mich beweist dieses Versäumnis, daß ihr politischer und moralischer Einsatz auf schwachen Füßen steht. So erklärt sich auch, weshalb die Verteidiger der Ausländer immer wieder auf Standardargumente ausweichen müssen, die inzwischen abgenutzt sind, falls sie nicht von vornherein verfehlt waren.

Die Misere eines moralischen Vergleichs und eines Wirtschaftsmärchens
„Der neue Judenstern ist vielleicht schon geprägt.“ Unter diesem Titel hat *DIE ZEIT* vom 29. 1. 1982 Leserbriefe zur Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland veröffentlicht. Der Satz stammt aus einem Brief von José O. Agüera, einem zwanzigjährigen Ausländer der sogenannten zweiten Gene-

ration. Daß ein Ausländer diesen Satz formuliert und eine deutsche Zeitung ihn als Titel hervorhebt, zeigt, wie ausgeprägt der moralische Einsatz zur Verteidigung und Selbstverteidigung der Ausländer gegen Fremdenhaß ist. Daß diese Art von Verteidigung moralisch unhaltbar und historisch falsch ist, erweist sich an der Unmöglichkeit, Juden und Ausländer gleichzusetzen. Neben sozio-ökonomischen und religiösen Unterschieden muß staatspolitisch dazu gesagt werden, daß die Juden deutsche Bürger und als solche dem Nazistaat ausgeliefert waren.

Die Ausländer bleiben als Nicht-Deutsche weiterhin Angehörige anderer Staaten. Insofern ist die Anspielung auf eine mögliche Wiederholung verfehlt, obwohl rassistische und faschistische Merkmale in der heutigen Ausländerfeindlichkeit vorhanden sind und mancher eine Wiederholung der Vergangenheit für machbar hält.

Ferner ist der Vergleich, selbst wenn er als Mahnung verstanden werden soll, unzulässig; denn damit wird Kapital geschlagen aus den Leiden eines Volkes, dem die Ausländer nicht angehören. Im besten Fall stellt der Vergleich eine moralische Erpressung dar, oft gerade derjenigen, die sowieso Schwierigkeiten mit der Vergangenheit dieses Landes haben. Es nutzt niemandem, diese möglichen Sympathisanten mit so unhaltbaren Parallelen zu verletzen.

Noch weniger taugt der Vergleich als Mittel der Aufklärung, ja er hindert sie sogar. Erpreßte Betroffenheit läßt sich kaum politisch wirksam machen. Die Begrenzung der Mittel, um Ursachen der Ausländerfeindlichkeit aufzudecken, auf einen moralischen Einsatz macht es unmöglich, diesen verfehlten Vergleich aufzusprengen, auch weil sehr oft seine Verwendung einhergeht mit einem Wirtschaftsmärchen.

Das Märchen erzählt von Ausländern aus dem Mittelmeerraum, die als „Gastarbeiter“ nach Deutschland angeworben werden mußten, weil mancher Deutsche keine Dreckarbeit mehr erledigen wollte; und das Märchen erzählt auch von einer guten Fee, die die Arbeitskräfte in Menschen umwandelte. Das Märchen enthält eine Verfälschung der Wirtschaftsentwicklung in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg und eine systematische Diffamierung der Ausländer, wobei die gute Fee aus der Schweiz dort und in der Bundesrepublik Deutschland für eine weitere Vernebelung der Tatsachen gesorgt hat. Aber wie es mal ist, Märchen werden geliebt oder abgelehnt, selten werden sie auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft.

Wie Biondi und Schami – „Ein Gastarbeiter ist ein Türke“ – beweisen, läßt sich die Tragweite der Ausländerbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg kaum auf eine Verschiebung von Arbeitskräften aus dem Mittelmeerraum nach Nordeuropa reduzieren; selbst Länder mit eigener hoher Auswandererrate importieren inzwischen billigere Arbeitskräfte aus dem Ausland. Diese gewalttätige Verschiebung von Millionen Menschen ist eher als Folge der Umverteilung der knapp werdenden Arbeit unter den Ländern zu begreifen, die dank ihrer entwickelten Technologie „Wirtschaftswunder“ auf Kosten der Länder der Dritten Welt in ihrem eigenen Land aufblühen ließen.

Warum aber ist dann das Märchen vom Ausländer und der deutschen Dreckarbeit erfunden worden? Warum zielten die Erfinder auf Vernebelung statt auf Aufklärung? Das läßt sich am besten durch eine Darstellung des

Entstehungsprozesses des Märchens selbst beantworten.

Die Mitteilung, Ausländer sollten nun Aufgaben erfüllen, „für die deutsche Arbeitnehmer kaum zu gewinnen sind“, war schon 1971 von höchster Stelle vor dem Stuttgarter Landtag formuliert worden. 1971 stellten die Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland mit 2 240 793 Arbeitern 10,3 % der Beschäftigten, mit einer Jahreszunahme von 15 % gegenüber 1970. 1971 betrug die Arbeitslosenquote unter den Ausländern 0,6 %; 12 635 Ausländer waren arbeitslos. Die Arbeitslosenquote unter den Deutschen lag bei 1,3 %. Für 1972 sah die Lage am Arbeitsmarkt der Bundesrepublik Deutschland so aus:

Arbeitslosenquote 1,1 %

Arbeitslose 246 433, darunter 17 028 Ausländer

Offene Stellen 545 849

Warum wird dann von offizieller Seite versucht, die Anwesenheit der Ausländer, die für den Arbeitsmarkt der Bundesrepublik Deutschland unentbehrlich war, mit der Floskel vom Gastarbeiter und der Dreckarbeit zu begründen? Untersucht man die Floskel im Hinblick auf das bestehende Rotationsprinzip und auf die Erklärung, die Bundesrepublik Deutschland sei kein Einwanderungsland, dann lassen sich darin folgende Mitteilungen aufdecken:

1. Eine Beschwichtigung der aufkommenden Unsicherheit unter den Deutschen angesichts der Zunahme der Ausländer am Arbeitsplatz und in der Öffentlichkeit. Die Floskel hieße dann: Die Ausländer werden wohl nur die Arbeit machen, die Deutsche nicht mehr machen wollen.
 2. Indem Ausländer die deutsche Dreckarbeit machen müssen, können sie keine Konkurrenz für Einheimische sein. Die Lernfähigkeit der Ausländer wird völlig außer acht gelassen bzw. verdrängt.
 3. So ergibt sich eine Diskriminierung der Ausländer als billige Arbeitskräfte und ihre Diffamierung als lernunfähig, obwohl zu diesem Zeitpunkt schon feststand, daß knapp die Hälfte der Ausländer im Besitz einer Berufsausbildung war (vgl. Repräsentativuntersuchung 1972 Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer. Hrsg. Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg, o. J. Seite 45).
 4. Eine indirekte Erpressung der deutschen Arbeiter: sie selbst seien Schuld an der Anwesenheit der Fremden, weil sie keine Dreckarbeit mehr machen wollten. Angesichts des Verhältnisses zwischen Arbeitslosenzahl und offenen Stellen ist eine solche Aussage 1971 eine völlige Mißachtung der Realität. Es war vielmehr so: Ausländer mußten geholt werden, weil die expandierende Industrie schnellstens anlernbare Arbeitskräfte brauchte. Und sie wurden aus der unteren Schicht des Dienstleistungssektors durch konkrete Angebote besserer Bezahlung und besserer Arbeitsbedingungen abgezogen. Es ging primär nicht um die Art der Arbeit, sondern um bessere Arbeitsbedingungen, um eine Verbesserung des sozialen Status.
 5. Ein klarer Hinweis an die Arbeitgeber, sich an das Rotationsprinzip zu halten, die Ausländer nicht planmäßig im Betrieb zu integrieren. Die Bundesrepublik Deutschland sei kein Einwanderungsland, die Einwanderer sollten deshalb nach fünf Jahren das Land wieder verlassen.
- Relevant für die These, wonach die heutige Fremdenfeindlichkeit keine Nazivergangenheit braucht, ist die Tatsache, daß auf der Basis einer solchen Begründung der Anwesenheit der Ausländer in der Bundesrepublik Deutsch-

land im Laufe der siebziger Jahre in der deutschen Öffentlichkeit eine völlige Identifikation zwischen Ausländer und Dreckarbeit stattgefunden hat. Sie ist inzwischen so weit vorgedrungen, daß auch die ehemalige Bundesbeauftragte für Ausländerfragen, Liselotte Funcke – gewiß mit anderen Ansichten, wohl märchenhaft – im Oktober 1982 von Gastarbeitern redet, „die die Arbeiten verrichten, für die Deutsche nicht mehr zu gewinnen sind“ (*DIE ZEIT* Nr. 40 1982, Seite 21). Zur Groteske wird das in der Broschüre „Ausländer bei uns: Kein Hier und kein Zurück“ der Bundeszentrale für politische Bildung Bonn (PZ extra 1/Bonn, Mai 1982). Hier wird die Verteidigung der Ausländer gegen die Ausländerfeindlichkeit mit dem Hinweis begründet, mit dem Abzug von 4 629 800 Ausländern müsse „der Bundesbürger wieder alles selber machen . . . Vor allem die unangenehmen, monotonen, schmutzigen und übelriechenden Verrichtungen“ (Seite 5). Und das, obwohl inzwischen längst die Umverteilung der Gastarbeiter auf alle Bereiche der Arbeitswelt so weit abgeschlossen ist, daß die Ausländer keinerlei Vorrecht auf „Dreckarbeit“ haben. Im Bereich „Reinigung“ stellen sie 12 % der Arbeitskräfte. Die diffamierende Identifikation läßt sich kaum sprengen, obwohl die stärkste Gruppe unter den Ausländern, knapp zwei Millionen, seit zehn bis 20 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland arbeitet. Man will nicht wahr haben, daß Ausländer genau wie Inländer lernfähig sind und sich inzwischen durch Berufserfahrungen so viel angeeignet haben, daß ihre angelernte Arbeitskraft für den Arbeitsmarkt der Bundesrepublik Deutschland auch, und vor allem in Krisenzeiten, nicht leicht zu ersetzen ist.

Um so hilfloser muß der Versuch jener Verteidiger der Ausländer wirken, die den Satz der guten Fee, Max Frisch, in allen möglichen Variationen wiedergeben in der Hoffnung, die Ausländer möchten als Mensch anerkannt und nicht mehr als Arbeitskräfte diskriminiert werden. Tragischerweise hat genau dieser Satz von Max Frisch: „Man hat Arbeitskräfte gerufen und es kamen Menschen“ (1966) zur Vernebelung der Ausländerpolitik in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland massiv beigetragen. Denn beide Länder haben wohl die reine Arbeitskraft für alle die Jahre importiert, als sich die Ausländer als Einpendler, als Saisonarbeiter, als Barackenbewohner in diesen Ländern aufhalten durften, als die Ausländer sich nicht trauten, die sozialen Strukturen dieser Länder in Anspruch zu nehmen, als sie nicht wagten, ihre Familien nachkommen zu lassen, als die schweizerische und deutsche Öffentlichkeit für sie ein Tabu war. Noch absurder ist die Bescheinigung, die den Ausländern zum Schutz vor Ausländerfeindlichkeit ausgestellt wird, wenn man sagt, daß Ausländer zum deutschen Wohlstand beigetragen haben, und gleichzeitig unterschlägt, daß ihnen das Recht vorenthalten wird, daran teilzunehmen.

Ursache und Zusammensetzung der heutigen Ausländerfeindlichkeit

Die heutige Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland setzt sich aus zwei Hauptbestandteilen zusammen:

- systematische Diffamierung der Ausländer, wobei diese unterteilt werden muß zwischen geplanter und ungewollter Diffamierung, die sich nichtsdestoweniger gefährlich auf die reale Umgebung der Ausländer auswirkt.
- Vorenthaltung der politischen Rechte und Einschränkung der Bürgerrechte

der Gastarbeiter.

Die Identifikation der Gastarbeiter mit Dreckarbeit ist nur ein Aspekt der systematischen Diffamierung. Weitere Formen dieser Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland lassen sich in Berichten und Presseaussagen über Ausländer und ihre Heimatländer sowie in der Argumentationsstrategie der verschiedenen Politiker finden, die sich bis jetzt weigern, ihren Wählern gegenüber mit klaren Aussagen zur Lage der Ausländer aufzutreten.

Beispiel 1, oder wie die ausländerfreundliche Presse sich in eine Sackgasse der Ausländerfeindlichkeit hineinmanövriert: „Gastarbeiter – Mit einem Koffer voller Geld – Rückkehr-Prämie für Türken?“ von H-G Kemmer (*DIE ZEIT* Nr. 40 1982, Seite 21). Es geht um eine Allensbach-Umfrage, wonach 55 % der Befragten dafür sind, den Gastarbeitern Geld zu geben, damit sie die Bundesrepublik Deutschland für immer verlassen. Abschiebung mit Geschmack. Dazu stellt der Verfasser des Artikels folgende Rechnung auf: Würde man jedem der 4,63 Millionen Ausländer, die Ende 1981 in der Bundesrepublik Deutschland lebten, die Rückkehr mit 50 000 Mark honorieren, kämen stolze 231 Milliarden zusammen. Selbst eine Beschränkung auf die knapp zwei Millionen ausländischer Arbeitnehmer würde noch 100 Milliarden kosten: „Das ist unrealistisch.“

Nein, das ist nicht unrealistisch, das läuft auf eine Hetze gegen die Ausländer hinaus. Der zynische Vorschlag „Abschiebung mit Geschmack“ sollte nur jene Türken betreffen, die das sogenannte „Zuviel an Gastarbeitern“ darstellen. Warum stellt dann Kemmer die Rechnung nicht korrekt auf? Ich werde den Verdacht nicht los, daß er so in eine Reihe gerät mit der Rede von Dregger vor dem Bundestag am 2. 4. 1982 zur Ausländerfrage und mit dem Artikel von Eibl-Eibesfeldt in der *Süddeutschen Zeitung* vom 10./11. 7. 1982, wo falsche Zahlen und angsterzeugende Zukunftsrechnungen hingestellt werden, die zwangsläufig zu einer Verschärfung der Ausländerfeindlichkeit führen.

Beispiel 2: Diffamierung der Heimatländer als indirekte Unterstützung der Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland – eine Karikatur von Holz in der *Süddeutschen Zeitung* Nr. 185, Seite 88. Es geht um eine Regierungskrise in Italien, die 42. Regierung der Republik ist zurückgetreten, dennoch bleibt Italien politisch gesehen das stabilste Land der EG, es wird weiter von der DC regiert, wenn auch schlecht. Man darf die Parteikrise der DC nicht mit der Krise der politischen Macht verwechseln. Diese Art Krise hat es in Italien nie gegeben. Holz stellt diese Tatsache so dar: Ein Mafioso auf einem Esel und eine Frau mit einer Bombe (Terrorismus?) nähern sich einem Dorf, wo die Bürger Fahnen aufgestellt haben und gerade sehnsüchtig den Präsidenten willkommen heißen wollen. Natürlich darf Satire alles. Bloß die Tatsachen darf sie nicht verdrehen. Daß es in Italien Mafia gibt, ist bekannt, daß der Terrorismus mordet, gehört fast zum Alltag. Daß aber das italienische Volk so verblödet wäre, sich einen Mafioso als Staatschef und den Terrorismus als First Lady zu wünschen, stellt eine Diffamierung der politischen und menschlichen Anstrengungen der Italiener dar, den Kampf gegen Mafia und Terror zu gewinnen.

Aus einer solchen Berichterstattung über die Heimatländer der Gastarbeiter entstehen folgende Rückkoppelungen in manchen deutschen Köpfen: „Hau’n

Sie ab in Ihren Räuberstaat! Und nehmen Sie das vermaledeite Türkenpack mit, diese Rauschgiftmafia! Dann sind Sie alle Ängste los und wir auch.“ „Ein Deutscher, der Euch Katzlmacher alle zum Teufel wünscht“ (Aus einer Postkarte an Gino Chiellino).

Beispiel 3 oder: Das Nicht-Deutsche ist mangelhaft. Es geht hier um den alltäglichen Streit über ein verfehltes Schulmodell für ausländische Jugendliche. Ein beteiligter Lehrer wehrt sich gegen das Schulmodell des Kultusministers von Niedersachsen: „Die Jugendlichen sind seit eineinhalb Jahren in Deutschland, ausgestattet mit mangelhaften Schulkenntnissen aus ihrer Heimat. Da fragt man sich: Ist dieses Modell überhaupt vernünftig?“ (*DIE ZEIT* Nr. 37 1982, Seite 40).

Unvernünftig ist nicht nur das verfehlte Schulmodell, unvernünftig ist auch die Verwendung des Begriffes „mangelhaft“, der zum Grundwortschatz der Ausländerfeindlichkeit gehört. Es könnte sein, daß der Lehrer gemeint hat: Die türkischen Schulfächer entsprechen nicht den deutschen. Sind sie deswegen mangelhaft? Oder er könnte festgestellt haben, daß die Jugendlichen aus einer unteren Schicht der türkischen Gesellschaft kommen und, wie überall, eine mangelhafte Schulbetreuung hinter sich haben, genau wie deutsche Jugendliche aus den entsprechenden unteren Schichten. Warum sagt der Lehrer dann nicht, was er meint? Oder ist man so weit, daß das Nicht-Deutsche als mangelhaft eingestuft wird? Eine konkrete Antwort läßt sich finden, wenn sich herausstellen sollte, daß zum Beispiel der größte Teil der 27 819 ausländischen Kinder, die zur Zeit eine deutsche Sonderschule besuchen, deswegen dorthin versetzt wurde, weil sie eben mit „mangelhaften Schulkenntnissen aus ihrer Heimat“ hierher gekommen sind, wo nicht Türkisch, Griechisch, Italienisch oder Spanisch gesprochen wird.

Daß die Vorenthaltung der politischen Rechte und die Einschränkung der Bürgerrechte die Eingliederung der Ausländer in die deutsche Gesellschaft verhindert, ist den ausländerfreundlichen Deutschen wohl bekannt. Daß gerade dadurch Ausländerfeindlichkeit erzeugt wird, ist bis heute nicht genügend berücksichtigt worden. Verräterisch ist in diesem Zusammenhang die Sprache der Politiker.

Beispiel 1: Ausländerfeindlichkeit und Ausländerviertel (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 185 1982, Seite 15). Der Münchner CSU-Landtagsabgeordnete P. Wilhelm schlägt vor, die Ausländer auf alle Viertel der Stadt zu verteilen; „denn viele der vorhandenen und sich wohl noch verschärfenden Aggressionen gegen Ausländer finden den besten Nährboden in diesen Ausländervierteln“. Ein vernünftiger, dennoch unrealisierbarer Vorschlag, nur die Begründung ist voreilig. Es stimmt zwar, daß die Konzentration von Ausländern auf ein Viertel eine Verschärfung der schon vorhandenen schlechten Lage dieses Viertels mit sich bringt, weil die bereits dürrtigen sozialen und gesellschaftlichen Strukturen zusammenbrechen. Es bleibt jedoch der Beweis zu erbringen, daß die „höhere Kriminalitätsbelastung“ (P. Wilhelm) sich quantitativ und qualitativ anders zusammensetzt als die Kriminalitätsbelastung in jenen deutschen Vierteln, die ein gleiches Zusammenbrechen der sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Strukturen aufweisen. Der Beweis steht bis heute aus, nur die These über Kriminalität bzw. Kriminalisierung der Ausländer setzt sich leider weiter

durch.

Schon im Jahr 1976 konnte ein leitender Beamter des Bundesministeriums für Arbeit unbekümmert erklären, daß „die deutsche Bevölkerung auf Dauer nicht in sozialem Frieden leben kann, wenn die soziale und berufliche Integration der Ausländer nicht gelingt . . . Alles, was an dieser jungen Ausländergeneration versäumt wird, muß eines Tages auf die deutsche Bevölkerung zurückschlagen“ (vgl. *FAZ* 7. 2. 1982). Erpressung statt Aufklärung ist eine verbreitete und beliebte Strategie unter Politikern, die ihre eigenen Fehler und Unfähigkeiten in Sachen Ausländer nicht eingestehen wollen.

Diese These ist später in das Memorandum des Bundesbeauftragten für Ausländerfragen Kühn eingegangen, sie ist zu einem Leitmotiv der Verteidigung der Ausländer geworden und findet sich schließlich sogar im Heft „Ausländische Kinder / Fremde oder Freunde? Es liegt an uns. Gehen wir auf sie zu“ (Hrsg. von Aktion Gemeinsinn e. V.). Das Heft wurde 250 000 Mal angefordert, mit ihm soll „die Situation einer Million Gastarbeiterkinder in der Bundesrepublik Deutschland bewußt gemacht werden“ – und es stellt die Zukunft der Gastarbeiterkinder einfach als eine tickende Zeitbombe dar.

Genau wie sein Kollege aus München möchte der SPD-Landtagsabgeordnete Fröhlich aus Augsburg dort das Entstehen von Ausländervierteln durch konzentrierten „Besatz mit Ausländern“ verhindern (F. Fröhlich in der *SZ* Beilage Augsburg, Nr. 227, Seite 1). Das Entstehen neuer Ausländerviertel durch weiteren Zuzug ist indessen unmöglich, weil kaum noch Ausländer über die Grenze kommen. Für das Jahr 1981 gab es einen Zuwandererüberschuß von 152 000, davon 13 000 Türken, 44 000 Polen, 66 000 Deutsche aus dem Ausland.

Was sich tatsächlich entwickelt, ist der Zustand, daß die Ausländer, vor allem die Jugendlichen sich trauen, sich auf der Straße zu zeigen, daß sie nicht bereit sind, die unsichtbare Grenze der Gettos anzuerkennen und zu respektieren, wie das die alte Generation tut. So besetzen sie Öffentlichkeitsreservate, die bislang nur für die Deutschen gedacht waren.

Der Abgeordnete Fröhlich setzt sich auch dafür ein, daß auf dem Sozialwohnungsmarkt nicht von vorneherein „Deutsche das Nachsehen haben“, auch wenn eine objektive Dringlichkeitspriorität bei Ausländerfamilien vorliegt. Seine persönliche Begründung: zwar sei er Sozialdemokrat, aber er sei sich auch bewußt, daß er durch die deutsche Bevölkerung gewählt sei. Diese zynische Logik besagt: Weil den Ausländern die politischen Rechte vorenthalten werden, haben sie keinen Anspruch auf Sozialwohnungen wie ein deutscher Wähler, denn sie haben keinen Abgeordneten gewählt, der ihre Rechte zu wahren hätte. So wird bestätigt, daß die Vorenthaltung der politischen Rechte keine abstrakte Diskriminierung der Ausländer darstellt, sondern sich in konkrete Ausländerfeindlichkeit umsetzen läßt.

Hier hilft die programmatische Erklärung einer „menschlichen Ausländerpolitik“ durch Helmut Kohl absolut nicht. Denn in Sachen Gastarbeiter hat sich schon gezeigt, daß die deutsche Öffentlichkeit im Wohnzimmer stattfindet und nur die NPD versucht, sie auf die Straße zu zerren. Das hat schon Tomaschoff in einer satirischen Zeichnung für die *Süddeutsche Zeitung* vom 19./20. 6. 1982 dargestellt: Die Parole „Ausländer raus“ ist schon längst gesellschaftsfähig,

man kann damit das Kaffeeservice schmücken, ohne daß jemand daran Anstoß nehmen würde.

Daß in Sachen Gastarbeiter die deutsche Öffentlichkeit immer noch vorwiegend im Wohnzimmer stattfindet, bestätigen auch die relativen Mißerfolge oder nur beschränkten Ergebnisse, die mit dem Heidelberger Manifest, mit NPD- oder HLA-Listen erzielt worden sind. Noch ist es nicht gelungen, die real existierende Ausländerfeindlichkeit aus dem Wohnzimmer zu locken. Das bedeutet nicht, daß kein Bedarf an Ausländerfeindlichkeit vorhanden ist. Sie läuft heute auf eine subtilere und ausgereifere Art und Weise weiter.

Ausländerstopp ist nicht bloß eine NPD-Parole

Wenn sich die Grünen in Hamburg dafür einsetzen, daß noch zehn Millionen Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland leben dürfen, stellen sie sich gegen die wörtliche Aussage der Parole „Ausländerstopp“, treffen aber nicht den Kern. Mit Ausländerstopp wird nicht die Entfernung der Ausländer aus der Bundesrepublik Deutschland gemeint, sondern „lediglich“ der Stopp ihrer Gleichberechtigung in allen Bereichen. Ein totalitärer Staat, wie die NPD ihn sich vorstellt, hält sich gerne Sklaven.

Wie aber verhalten sich dazu die wichtigen meinungsbildenden Institutionen? Im Namen einer Demokratie, die 4,5 Millionen Ausländern die politischen Rechte vorenthält, wird von ARD/BR Herrn Prof. Schmidt-Kaler, Theoretiker des Heidelberger Manifestes, die Möglichkeit gegeben, die neue Ausländerfeindlichkeit wissenschaftlich zu begründen. Der dort anwesende Bürgermeister von München schweigt. Aber aus dem Publikum erhebt sich die Stimme von Prof. Eibl-Eibesfeldt, der unbehelligt getrenntes Wachstum fordert: Apartheid aus dem Max-Planck-Institut?

In einer Zeit, da die Hetze gegen die Türken schon Tote erzeugt hat, bemüht sich das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in dem Heft „Muslime in Deutschland“, 1982, um eine wissenschaftliche und objektive Darstellung des Islam. Dabei kommt der Herausgeber jedoch zu dem Schluß, daß „die glaubensmäßigen und weltanschaulich-kulturellen Unterschiede so stark sind, daß grundsätzlich vor dem Eingehen einer religionsverschiedenen Ehe zwischen Christen und Muslimen klar gewarnt werden muß“ (Seite 57): Apartheid aus Nächstenliebe?

Im Namen des deutschen Volkes befindet ein Richter des VGH in Mannheim, daß ein Türke sich nicht als selbständiger Import-Exportkaufmann niederlassen darf; denn ihm sei der Aufenthalt im Bundesgebiet „nur als Arbeitnehmer“ und „zur Behebung eines Mangels an Arbeitskräften“ erlaubt worden (VGH Aktenzeichen 1 S 1761/81). Angesichts einer solchen Entscheidung wird endgültig klar, daß die Ausländer im Kampf um ihre Rechte nicht nur dem Ausländerstopp der NPD gegenüberstehen. Und gerade dieser Kampf um die eigenen politischen und bürgerlichen Rechte irritiert den Teil der deutschen Öffentlichkeit, der von den Ausländern Dankbarkeit erwartet. Insofern zielt die heutige Ausländerfeindlichkeit nicht nur auf eine Reduzierung der Zahl der Ausländer, sie beabsichtigt vielmehr eine Unterdrückung des sich bildenden stummen Widerstandes, des Kampfes um die eigene politische Würde. Dennoch wäre es nicht gerechtfertigt, aus dieser Zusammenstellung ausländer-

feindlicher Vorgänge den Schluß zu ziehen, die bundesdeutsche Gesellschaft schlechthin sei ausländerfeindlich. Vielmehr soll festgestellt werden, daß 20 Jahre des Schweigens über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland und die Verdrängung ihrer Anwesenheit zur Anhäufung von ausländerfeindlichen Gesetzen, Bestimmungen, Haltungen, Meinungen und Darstellungen geführt haben, mit denen man heute nicht mehr fertig wird. Hinzu kommt die zunehmende Erstarrung des politischen und wirtschaftlichen Lebens, die zwangsläufig eine zusätzliche Verschärfung der Lage mit sich bringt.

Um aus diesem Schweigen, dieser Verdrängung auszubrechen, ist ein politischer Anfang nötig. Er kann nur geschehen durch die Anerkennung der politischen Rechte der Ausländer. Sonst verkommt das Problem zur folkloristischen, christlichen, kulinarischen, parteipolitischen Farce. Ab sofort muß den Ausländern, die länger als drei Jahre in der Bundesrepublik Deutschland leben, die Möglichkeit gegeben werden, sich aktiv und passiv am politischen Leben in der Gemeinde zu beteiligen. Erst dann kann eine Annäherung unter „Gleichberechtigten“ stattfinden. Und die ausländerfreundlichen Deutschen erhalten damit die Möglichkeit, ihre Haltung zu begründen, indem sie diesen ersten Schritt zur Gleichberechtigung von Ausländern und Inländern in der Öffentlichkeit konkret unterstützen.

Gino Chiellino / José Vera Morales Acht Thesen zum Heimatverbot des Gastarbeiters

I.

Heimat ist unser Thema, nicht weil wir unter deren Verlust leben müssen, sondern weil wir wissen, daß unsere Zeit als Zeit der Heimatvertriebenen menschengeschichtlich am trefflichsten zu fassen ist.

Das zwanzigste Jahrhundert ist nicht das Zeitalter der Vollendung industrieller und sonstiger Revolutionen, noch die des Sieges oder der Auflösung von Arbeiterbewegungen; es ist die Epoche der Massen politischer und arbeitsloser Vertriebenen. Politisch Vertriebene entstehen auf dem ganzen Erdball und sind der Ausstoß der Nationenspaltungen, Konterrevolutionen und planmäßiger Ausrottung von Volksteilen.

Arbeitslose Vertriebene entstehen in den unterentwickelten Regionen, die zwar als Absatzmarkt hochentwickelter Technologie vorgesehen, von der Zuteilung von Arbeit jedoch prinzipiell ausgeschlossen sind.

II.

Reden wir von Heimat im Zusammenhang des Gastarbeiterdaseins, so ist unser Heimatverständnis von demjenigen bürgerlicher Vertriebener unterschiedlich, bei denen Heimweh und der Wille zur Rückerobung verlorener Privilegien, verlorenen Besitzes und Sozialstatus unauflöslich miteinander verbunden sind. Aber auch das Heimatbewußtsein politischer Flüchtlinge kann ein Gastarbeiter nicht in Anspruch nehmen. Deren Heimatverbundenheit war eine Tatsache schon vor ihrer Vertreibung, denn sie waren immer schon bewußte Mitglieder eines Gemeinwesens. Was es heißt, von der Heimat getrennt leben zu müssen, ist ihnen von Anfang an schmerzlich bewußt.

III.

Demgegenüber bleibt dem Gastarbeiter die Möglichkeit erhalten, jederzeit zu seinem Geburtsort zurückzukehren. Der unpolitische Gastarbeiter empfindet die Trennung als große Lebenschance. Man geht von der Provinz in die Hauptstadt bzw. von einer unterentwickelten Region in eine hochindustrialisierte. Der anfängliche Kulturschock wird dadurch verdeckt, daß er sich erstens einredet, die Möglichkeiten, Arbeit zu bekommen, seien ebenso greifbar wie zahlreich; und daß ihm zweitens die Teilnahme am Konsum nicht mehr verweigert wird. Den Sprung in die moderne Welt geschafft zu haben, und die Angst, aus ihr ausgeschlossen werden zu können, das sind die ideologischen Stützen für das Weiterbleiben. Sie sind ebenso stark wie der Zwang des Geldverdienens.

IV.

Das Heimatbedürfnis kommt beim Gastarbeiter in dem Maße auf, wie er seine Situation als Fremder, als unkorrigierbares Faktum begreift. Erinnerung tritt als Ausgleich zu dem an, was er täglich erlebt. Die Erinnerungsbilder beinhalten reale Elemente, aber sie sind als ganzes eine Phantasie. Heimat ist für den Gastarbeiter der Ort für das Ausleben jener Wünsche, deren Erfüllung in der Fremde verweigert wird. Der Konflikt ist unlösbar.

V.

Der Gastarbeiter will sein Heimatverbot ausgleichen. Als Ausgleich wünscht er sich den Zustand des Nichtfremdseins, gerade das, was er nicht erfahren kann. Auch wenn er Zufriedenheit im Erwerbsleben und Wärme im menschlichen Kontakt erreicht hat, das Neue steht ihm fremd, ja feindlich gegenüber. Einerseits ist Heimatverlust eine aufgezwungene Entscheidung, andererseits resultiert das Gefühl des Fremdseins aus den Erfahrungen der Ohnmacht gegenüber den verschiedensten Menschen und Institutionen. Ohnmächtig ist man gegenüber dem Ruhebedürfnis des Nachbarn, der sich um neun Uhr abends ins Bett legt, ebenso wie gegenüber den Entscheidungen des Ausländeramtes, das auf einmal beschließt, die Aufenthaltsgenehmigung nicht mehr zu verlängern.

VI.

Aber die Rückkehr, die das Heimatverbot aufheben könnte, ist unmöglich geworden. Man hat sich verändert, sowie der Geburtsort auch. Die Unmöglichkeit der Rückkehr besteht darin, daß die zeitliche Entfernung nicht nachzuholen ist: die Summe der Erfahrungen, die die Landsleute in der Heimat gemacht haben. Dies trifft für politische Flüchtlinge nicht zu, denn sie sind über die Jahre in ständigem Kontakt mit ihrer Heimat geblieben und haben die Veränderungen mitgetragen.

VII.

Muß das Fremdsein im Ausland unbedingt zum Heimatverbot führen? Heimatverbot hat mit einer Arbeitsverweigerung angefangen, es setzt sich im Gastland aufgrund der Unmöglichkeit, sich in der Fremde so zu erfahren, wie man es gewohnt ist, fort. Im Gastland ist er mit etwas konfrontiert, was er zu Hause nicht erfahren konnte: mit Ausgeschlossensein. Nicht das Fremdsein als solches enttäuscht, sondern das Draußenbleibenmüssen, wenn man sich selbst treu bleiben will. Die Treue zu sich selbst bedeutet zunächst ein mehr oder weniger distanziertes Freischweben, mit der Zunahme des Bedürfnisses nach Eingliederung bringt sie das Bewußtsein des Ausgeschlossenseins mit sich. Identifikation ist unmöglich.

VIII.

Die eigene Heimat wird entdeckt, nachdem man die Unmöglichkeit der Identifikation am eigenen Leibe gespürt hat. Heimat ist nicht als hypothetischer Ort zu verstehen, sondern als die konkrete Möglichkeit, sich so entfalten zu können, daß die Treue zu sich selbst erhalten bleibt, ohne daß man dadurch im Gegensatz zu der Gesellschaft lebt. Denn es geht gerade nicht um die Gleichsetzung von Heimat und Herkunftsland, sondern um die individuelle Ebene der Selbstentfaltung zwischen heute und morgen.

MÜNCHNER MANIFEST

Mit dem Symposium „Gegen Ausländerhaß – für Freundschaft und Zusammenarbeit“ am 25. September 1982 stellen wir uns einer geschichtlichen und aktuellen Verantwortung:

1920 trat hier in München die NSDAP mit ihrem Programm der rassistischen und ausländerfeindlichen Volksverhetzung auf, das der Faschismus dann ab 1933 zu seiner blutigen Praxis machte. Es begann mit den Feindbildern von den Juden, den Kommunisten und den Ausländern; es ging weiter mit der Verfolgung der Gewerkschafter und aller Demokraten; es endete in Krieg und Holocaust.

Am 26. September 1980 verübte der Neofaschismus in dieser Stadt sein bisher folgenschwerstes Verbrechen auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland; ihm fielen 12 Menschenleben zum Opfer.

Faschismus ist damals wie heute immer beides: Volksverhetzung und Terrorismus, Zerstörung der Freiheit und des Friedens. Wer die rassistische Verfemung unserer ausländischen Mitbürger nicht bekämpft, wird mitschuldig an der Zunahme der Aggressivität bis zu den Mordtaten in Hamburg, Lörrach und Nürnberg. Diese sind Ausdruck der organisierten Ausländerhetze, auf die sich die gesamte neofaschistische Szene als ihren Schwerpunkt zur Gewinnung von Masseneinfluß konzentriert.

Die Unternehmer versuchen, die Krise und ihre Folgen, vor allem die Millionenarbeitslosigkeit, den ausländischen Kollegen anzulasten. Damit wollen sie die Arbeiterbewegung spalten und betrügen. Unsere ausländischen Kollegen sind von den Unternehmern ins Land geholt worden um zu arbeiten. Ihr Recht auf Arbeit, auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit, auf eine menschenwürdige Wohnung für ihre Familien, auf Bildung und Ausbildung ihrer Kinder ist nicht zu trennen von den sozialen Rechten und den demokratischen Ansprüchen der Bürger der Bundesrepublik, wie sie vom DGB und seinen Gewerkschaften als der einheitlichen Organisation der Arbeiter, Angestellten und Beamten dieses Landes vertreten werden.

In Erkenntnis dieser Gemeinsamkeit der friedlichen Interessen aller arbeitenden Menschen in der Bundesrepublik Deutschland wenden wir uns gegen Spaltung und Entsolidarisierung der betroffenen ausländischen und deutschen Bevölkerung. Wir treten ein für Solidarität, für soziale und politische Gleichberechtigung auch bei Wahlen und sonstigen politischen Entscheidungen, gegen jede diskriminierende Sonderregelung für Ausländer.

Wir erklären:

1.

Das Recht auf Arbeit für die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes ist nicht durch die Ausländer in Frage gestellt, sondern durch die Abwälzung aller Lasten der Krise und der Hochrüstung auf die arbeitenden Menschen, die deutschen wie ausländischen Kolleginnen und Kollegen.

FÜR DAS RECHT AUF ARBEIT:

Die Verlagerung der Staatsausgaben von Hochrüstung und Vernichtungstechnik auf produktive friedliche Aufgaben schafft mehr Arbeitsplätze. Senkung der Rüstungslasten, Stopp der Inflation und der Rotstiftpolitik im Sozialbereich, Sicherung der Realeinkommen und damit der Massenkaukraft sind die Voraussetzungen der wirtschaftlichen Belebung. Entsprechend der steigenden Intensität und Produktivität der Arbeit ist die Wochenarbeitszeit auf 35 Stunden bei vollem Lohnausgleich herabzusetzen.

2.

Das Recht der jungen Generation auf Bildung und Ausbildung ist nicht durch die Ausländer und ihre Kinder, die ohnehin benachteiligt sind, gefährdet,

sondern durch die inhaltliche und finanzielle Verschlechterung unseres Schul- und Erziehungswesens und den zunehmenden Mangel an Ausbildungsplätzen in zukunftssicheren Berufen.

FÜR DAS RECHT AUF BILDUNG UND AUSBILDUNG:

Sofort Schluß mit der Rotstiftpolitik gegen Einrichtungen der Bildung und der Begegnung! Gegen Zersplitterung des Schulwesens, für die demokratische Gesamtschule! Gegen die Erziehung zum Feinddenken, für Friedenspädagogik!

Mehr öffentliche Mittel ermöglichen die sofortige Einstellung der arbeitslosen Lehrer, damit kleine Klassen und mehr pädagogische Hilfe für die Schüler. Das gegenseitige Kennenlernen deutscher und ausländischer Kinder und Jugendlicher in Vorschul-, Schul- und Ganztageeinrichtungen, in Freizeit- und Begegnungsstätten wird helfen, bei gemeinsamem Spiel und Lernen, bei Musik, Tanz, Sport und Diskussionen Schranken und Feindbilder abzubauen zugunsten von Freundschaft und Zusammenarbeit.

Sicherung von Ausbildungsplätzen durch öffentliche Ausbildungszentren und in Großbetrieben mit der Verpflichtung, die Ausgebildeten in den Arbeitsprozeß zu übernehmen. Gewerkschaftliche Mitbestimmung im gesamten Ausbildungsbereich!

3.

Unsere Kultur wird nicht durch ausländische „Überfremdung“ zerstört, sondern durch drastische Kürzung der staatlichen Mittel und zunehmende Vernichtung geistiger und kultureller Werte durch die ideologische Kriegsvorbereitung, durch den Mißbrauch der Medien für die Verbreitung von Völkerhaß und Brutalität.

FÜR DIE ZUKUNFT UNSERER KULTUR:

Keinen Raum den Kräften der Barbarei, des deutschen und ausländischen Faschismus, der Verherrlichung von Terror und Krieg, die – gleich in welcher Sprache – immer die Sprache des Unmenschen ist.

Pflege des humanistischen Erbes und Förderung des demokratischen Kulturschaffens deutscher und ausländischer Mitbürger, auch durch Kennenlernen und lebendigen Austausch mit anderen Kulturen.

Gegen die Waffenkultur – für eine weltoffene, weltweite Friedenskultur!

4.

Die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland ist nicht vom Untergang bedroht, weil zu viele Ausländer hier leben, sondern weil dieses Land die höchste Konzentration von Atomwaffen in der ganzen Welt aufweist – und dazu sollen 1983 weitere Erstschlagwaffen der USA kommen.

FÜR DAS LEBENSRECHT UND DIE ZUKUNFT DER VÖLKER:

Keine neuen Atomwaffen in unser Land, sofort Rüstungsstop und Abrüstung in Ost und West!

Rassismus und Völkerhaß haben sich schon einmal als Weg in Krieg und Katastrophe erwiesen. Deshalb fordern wir die strikte Anwendung der Nor-

men der Verfassung gegen jede materielle und geistige Vorbereitung des Angriffskrieges, gegen faschistische und neonazistische Organisationen und ihre Propaganda.

Das Recht, in Frieden zu leben, ist das erste Menschenrecht für alle, Deutsche und Ausländer. Es zu erkämpfen ist unsere wichtigste gemeinsame Aufgabe.

Wissenschaftliches Symposium „Gegen Ausländerhaß, für Freiheit und Zusammenarbeit“.

München, den 25. September 1982

Franco Biondi / Rafik Schami Ein Gastarbeiter ist ein Türke

Für Guiseppe Fiorenza Dill'Elba

Das Ausländerproblem und die Standpunkte

Manche wohlmeinende Gesprächspartner nehmen allzugern die Worte ‚Ausländerproblem‘ oder ‚Türkenproblem‘ in den Mund, müssen dann aber erschrocken feststellen, daß sie von unserer Seite her auf Ablehnung stoßen, ja auf eine Kritik, die ihre Moral lächerlich macht. Wir fragen einfach: Ausländer und Probleme? Kaum jemand, so stellten wir fest, denkt beim Aussprechen dieser Wortkombination an die vielfältigen Probleme der Gastarbeiter; vielmehr wird dabei der Mensch selbst, oder seine Anwesenheit in einer Gesellschaft zum Problem gemacht. Menschen werden einfach zum Problem degradiert, und es wird von uns verlangt, wir sollen einfach zustimmen. Sonst gelten wir als ‚überempfindlich‘!

Häufig haben wir uns gefragt: Wie wird ein solch ungeheurer Unsinn so unkritisch übernommen, als wäre er die selbstverständlichste Sache der Welt? Wie ist es möglich, daß auch jene Menschen darunter fallen, die sonst in vielen anderen gesellschaftlichen Fragen ihren kritischen Geist funktionieren lassen? Wieso fallen auch diese Menschen auf geschichtlich erprobte Konzepte herein? Das geniale und einfache Konzept nämlich, daß ein Blödsinn so oft wiederholt wird, bis ihn keiner mehr in Frage stellt. Aber hier geht es offenbar nicht allein um die gesellschaftspolitischen Slogans nach „X wäscht weißer als weiß“, die kaum noch in Frage gestellt werden, sondern auch um die Wahrnehmungshaltung. Um den Standpunkt also. Für manche Einheimische mag die Anwesenheit der Gastarbeiter ein Problem sein, für andere mag die eigene Hilflosigkeit sie dazu veranlassen, zu solchen Wortkonstruktionen zu greifen. Tatsache ist,

daß dadurch der Standpunkt der Betroffenen kaum noch zur Überprüfung der eigenen Haltung herangezogen wird, geschweige denn die mit den Begriffen verschleierte Zusammenhänge sozioökonomischer Natur, um die es hier eigentlich geht. Arbeitslosigkeit ist z. B. keine Begleiterscheinung und keine Folge schlechter Einwanderungspolitik, eher ein Produkt krisenhafter, kapitalistischer Ordnung. Bei dieser Konstellation würden Fragen entstehen, die nach unbequemen Antworten verlangen, die Solidarität unter den Betroffenen schaffen könnten. Hier und gerade hier liegt ein Grund, warum die Verwalter des Systems und ihr kleines Heer der Nutznießer zu allen Zeiten die Krise auf die beliebigen Minderheiten projiziert haben. In diesem kleinen Heer erscheinen gegenwärtig die Neonazis als Speerspitze, als scharfe Klinge eines Schwertes. Viele werden durch die ersten Blitze dieser Klinge so tief eingeschüchtert, daß sie weder nach der tragenden Hand, noch nach dem Schaff dieses Schwertes fragen, ohne den die Klinge keine bedrohliche Auswirkung haben würde – haben kann.

Hinter den Verblendungen

Der größte Teil der Gastarbeiter ist gezwungen, eine Existenz zu führen, die unter dem Minimum liegt, unter dem die bundesrepublikanischen Randgruppen leben. Nicht nur, daß Gastarbeiter im Durchschnitt weniger verdienen als diejenigen Einheimischen, die vergleichbar die gleichen Tätigkeiten ausführen; nicht nur die Randpositionen am Arbeitsplatz, in der Politik, im sozialen Bereich, in der Kultur, nicht nur die praktische Entrechtung durch Sondergesetze und Verordnungen, nein, noch nicht genug. Die Gastarbeiter sind zudem noch dazu schuldig, sich nicht assimilieren lassen zu wollen. Die Verlagerung der Mißstände ist perfekt: es wird gerne ein gut assimilierter mitteleuropäischer Gastarbeiter gezeigt und als Kontrast dazu werden Bilder aus Gastarbeiterghettos eingeblendet. Es folgt dann der Schluß des Jahrzehnts: Seht ihr, das ist das Problem! Womöglich sollen es die Türken sein, die das Problem der Unassimilierbarkeit darstellen, und die Verschiebung der Grundfragen ist perfekt. Aber es gibt noch weitere Gründe, warum die besorgten Reporter, die Wissenschaftler und die in der ‚Ausländerarbeit‘ Tätigen gerne solche Assimilationsvergleiche anstellen: Geht es nicht vielleicht auch um die Durchsetzung gesamtgesellschaftlicher Konzepte für die 80iger und 90iger Jahre, in denen die Rollen und die Funktionen der Gastarbeiter und der Gastarbeiterjugendlichen schon jetzt fest umrissen sind? Weiterhin: ist und war es vielleicht nicht eine alte und bewährte Methode, die Fokussierung der Probleme und Schwierigkeiten einer Gesellschaft auf die wehrlose Minderheit zu schieben?

Die Hetze gegen die türkische Minderheit zielt also auch auf die nichttürkischen Minderheiten, die ängstlich hoffen, sie seien ja nicht damit gemeint. Dadurch ist die Mehrheit der Gastarbeiter eingeschüchtert worden. Sind sie eingeschüchtert, dann steckt die Angst auch schon tief in den Knochen der deutschen Arbeiter. Die Einschüchterung der Minderheit ist längst auf die Einschüchterung der Mehrheit übergegangen. So nehmen deutsche Arbeiter nicht nur Lohnabstriche hin (die Lohnerhöhung ist z. Z. um rund die Hälfte niedriger als die reale Inflationsrate), sondern auch den sozialen Abbau

zugunsten der atomaren Bewaffnung, die die Existenz aller bedroht. In dieser Strategie der Durchsetzung solcher Ziele nehmen die Massenmedien einen besonderen Platz ein. Durch sie können Stimmungen vereinheitlicht, ja gelenkt werden; kleine Dörfer und entlegene Städtchen werden davon nicht verschont. Und sie sind es, die die Gastarbeiter direkt oder indirekt als Heuschreckenschwarm darstellen, der über Nacht den Reichtum der Bundesrepublik Deutschland verzehrt und die schönen Städte in Kalkutta umwandelt. Das Ghetto wird als „Schuld“ der Ghattobewohner angesehen. Keine Überraschung ist es deshalb, wenn der nun eingestimmte Bürger nach Mitteln zur Bekämpfung der Heuschrecken verlangt. Die Neonazis mit ihren Konzepten für die „Reinheit“ der deutschen Welt werden dabei wieder in den Vordergrund gerückt, wodurch sie eine doppelte Funktion erfüllen. Zum einen verstärken sie mit ihren Aktivitäten die Einschüchterungstendenzen, zum anderen dienen sie als die *Ausländerfeinde*, damit der eigene Beitrag zur gegenwärtigen Gastarbeiterlage verdeckt und nicht in Frage gestellt wird, – also als Reinwaschung der eigenen Verantwortlichkeit. Es sind auch gerade jene Aktivitäten der Neonazis, zusammen mit der veröffentlichten „Volksmeinung“, die die Ausländerpolitik der Regierung und der Länder als die in die richtige Richtung weisende legitimieren. Dabei kann diese Ausländerpolitik als wahrhaftig ausländerfeindlich bezeichnet werden; nicht nur die gesteuerte politische Entmündigung der Gastarbeiter, sondern auch z. B. die Beschlüsse zur „Steuerung des Familiennachzugs“, die auf Zerstörung von Ehe und Familie hinauslaufen, widersprechen dem im Grundgesetz verankerten Grundrecht und haben also einen eindeutig ausländerfeindlichen und verschleiert rassistischen Charakter.

Parallel dazu betätigen sich mehrere Leute, die sich gerne Linke nennen, im reichhaltigen Feld des „Gastarbeiterproblems“ und spielen dabei gerne Opposition, ohne eine solche zu sein, da sie schon beim Gerechtigkeitsbegriff hängen bleiben. Ringen sich dann einige zu einer „kritischeren“ Haltung durch, so klagen sie die Kleinkariertheit der *Deutschen* an. Das weltumfassende und -umwälzende Problem der Arbeitsemigration wandelt sich somit bis zur Dekadenz: Demnach ist ja die Engstirnigkeit der Deutschen die Kraft, die das ganze Probleme verursacht. Sie jammern voller Sorge um die „zweite Generation“, um die „Türken“, übersehen jedoch dabei schlechthin den gesellschaftlichen Zusammenhang.

Die Arbeitsemigration und das Leid der Arbeitsemigration beginnt nicht erst bei den Türken und endet nicht bei der sogenannten „zweiten Generation“; sie beginnt nicht in der Bundesrepublik Deutschland und endet nicht mit der Aufklärung der Kleinkarierten. Hinter den nationalen Verblendungen und Irreführungen stehen die Mechanismen der Kämpfe um die Marktbeherrschung, der billigen Produktion und der maximalen Ausbeutung, die einerseits weltweite Verschiebungen von großen Massen an billigsten Arbeitskräften, andererseits die Verlagerung der Produktionsstätten mit modernen Technologien in die nicht-industrialisierten Gebiete verlangen. Einige Arbeitskräfteverschiebungen sollen hier als Beispiel aufgeführt werden:

– Italien, ein Hauptlieferant von Arbeitskräften in Europa ab den 60iger Jahren, beschäftigt nun hauptsächlich Nordafrikaner in Landwirtschaft und

Industrie sowie Afrikaner im Gaststätten- und Nahrungssektor. In Griechenland, das auch Arbeitsemigranten in der ganzen Welt verstreut hat, sind Ägypter beschäftigt. In Ägypten selbst, das gegenwärtig am Rand des Staatsbankrottes gehalten wird und Millionen seiner Arbeiter in die Golfregionen Arabiens, in Europa und in Afrika gestreut hat, finden türkische Gastarbeiter an Baustellen einen Platz. Noch ein Beispiel soll die Moral derer, die das Problem in der Engstirnigkeit der Deutschen sehen, bloßstellen: auch die Türkei, die in den letzten zwanzig Jahren Millionen von verarmten Bauern und Handwerkern ins Ausland vertrieben hat, geht dazu über, billigste Kräfte aus Afghanistan und Pakistan zu importieren.

Emigration ist längst ein weltweiter Dauerzustand; kein einziges Land scheint davon frei zu sein, mit all den jeweiligen Implikationen. Das sollte man sich vor Augen halten, wenn man an diese Fragen herangeht.

Die Rechte der Minderheiten und die „unsichtbare Allianz“

„Seltsame Allianz . . . von rechtsaußen bis links reicht die Riege jener Westdeutschen, denen es nun reicht mit dem Zustrom von Ausländern.“
(Spiegel Nr. 18/1982)

Liest man das *Heidelberger Manifest*, die Ausführungen des Generalsekretärs des deutschen Roten Kreuzes, Herrn J. Schilling, und des als progressiv eingestuften SPD-Theoretikers Neuffer, so kann tatsächlich eine frappierende Ähnlichkeit in der Substanz festgestellt werden. Es ist nicht so, daß der eine vom anderen abschreibt, nein, das nicht: Jeder kommt selbständig und auf eigene Faust zum selben Ergebnis: Die Gastarbeiter sind die Sündenböcke, die Gastarbeiter müssen weg.

Neuffer, Schilling und die *Heidelberger Manifest*-Professoren verbindet eine seltsame Methodik, die sich inzwischen als allgemeine Praxis herausgestellt hat, und die hier in Kürze erläutert werden wird:

– Keiner von ihnen verliert nur eine einzige Silbe über die Rahmenbedingungen, unter denen ein Mensch zum Gastarbeiter wird.

– Alle drei betonen subtil den Anspruch einer Nation, über den Gastarbeiter frei zu verfügen.

– Dabei soll die Kultur einer Nation führend sein, ja über andere Kulturen erhaben.

– Eine multinationale Kultur ist für alle die Bedrohung der bundesrepublikanischen Gesellschaft.

– Alle drei malen Horrorbilder an die Wand und stellen danach dem Leser zwei Alternativen vor, damit er „frei“ wählt: Entweder eine satte, saubere und „reinrassige“ Gesellschaft, in der Gesetz und Ordnung herrscht, oder eine dem Abgrund entgegentaumelnde Gesellschaft, in der die Alltagsprobleme mit Messerstichen geregelt werden; ein Mafioso würde dabei die öffentliche Ordnung regeln, ein türkischer Kanzler die Herrschaft führen.

Sorgfältig und mit berücktigter Genauigkeit verschweigen sie eine mögliche dritte Alternative, nämlich die, daß mehrere Völker in einem Land friedlich zusammenleben können, ein Zusammenleben, das die Kultur der einzelnen Volksgruppen bereichert sowie durch den Austausch und die Wechselwirkung

verschiedener Kulturen den gesamten Horizont erweitert.

In einer Zeit, in deren Verlauf die monolithische Kultur der Metropolen und der herrschenden Klassen jedes Landes alle anderen Kulturen der unterworfenen Minderheiten zerstört und gleichzeitig eine überkontinentale Kulturvereinheitlichung voranschreitet, hört sich diese dritte Alternative sicherlich wie eine Utopie an: „Dallas“ erobert nicht nur die entferntesten Dörfer in den USA und die abgelegensten Dörfer der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch die Slumviertel von Istanbul, Kairo und Süditalien. Aber gerade eine solche Utopie ist eine der Quellen, aus der eine Gegenbewegung ihre Kraft schöpft. Eine Bewegung, die in den letzten Jahren in der ganzen Welt beobachtet werden kann. Eine hoffnungsvolle Bewegung, die bemüht ist, die eigene Kultur, den eigenen Ursprung wiederzufinden und zu beleben. Nicht im romantischen, reaktionären Sinne, sondern aus der Erkenntnis, daß der kulturelle Widerstand eine der elementarsten Sachen ist. Mit anderen Worten, es geht um die Identität.

Wie ein Sozialdemokrat alte Rezepte mit neuem Vokabular verbrät

In seinem Buch zeichnet Neuffer ein in der Weltöffentlichkeit weitverbreitetes Bild unserer Erde. Nicht etwa die Verseuchung durch Radioaktivität und Raketenberge stellen darin die Gefahr dar, sondern die mythisierte Bevölkerungsexplosion. Neuffer hört nicht dort auf, wo kirchliche Organisationen aufhören, nämlich bei einem Aufruf zu einer Spende, damit die Verhältnisse zementiert werden, die den Hunger und das Elend erzeugen; nein, er stößt in eine fein kalkulierte Richtung: Die Bevölkerungsexplosion in der Welt bringt, ja führt letztendlich alle Rassen nach Deutschland, wenn nicht dieser Entwicklung rechtzeitig mit geeigneten Maßnahmen entgegengewirkt wird. Nun hätten schon Türken, Afrikaner, Asiaten angefangen, Europa zu überrumpeln. Auf der anderen Seite findet Neuffer es ganz in Ordnung, wenn arbeitslose nordeuropäische Facharbeiter nach Australien übersiedeln. Kaltschnäuzig findet er es auch in Ordnung, daß weiße Siedler Australien erobern. Der nachweislichen Ausrottung der Ureinwohner dieses Kontinents widmet er keine Silbe. Ähnlich verfährt er mit Lateinamerika: übersiedeln Mitteleuropäer dorthin, so verliert Neuffer keine Notiz über die stattgefundene und stattfindende Zerstörung der dortigen Kulturen, werden jedoch Mexikaner durch den Hunger zu Gastarbeitern in die USA gepeitscht, so überkommt ihn die große Sorge um die nordamerikanische Ketchup-Kultur. Diese Gedankenkonstellation ist nicht neu – sie ähnelt sehr der des 19. Jahrhunderts, in der europäische Kolonialisten es für selbstverständlich hielten, Millionen von Menschen auszurotten, um ihren „Lebensraum“ zu erweitern. Neuffer läßt also keinen Zweifel daran aufkommen, daß das Gedankengut des 19. Jahrhunderts sowie dessen Umsetzung in die Praxis kein historischer Ausrutscher war – diese geistige Tradition lebt in seinem Kopf weiter. Neu erscheint hier offenbar die sprachliche Bekleidung: Es geht um den Schutz, ja um die Erhaltung der nordischen Industrieländer, um deren Kultur. Neuffer spricht das Kernproblem aus, wenn er von Integration redet; dabei meint er nicht nur die der großen Minderheiten von Ausländern der verschiedenen Völker in der

Bundesrepublik Deutschland, sondern auch die der übrigen Welt an die nordamerikanisch-europäischen Systeme. Sicherlich liegt es auch nicht an Neuffer, eher an der herrschenden doppelzüngigen Moral, wenn sich hinter dem Wort Integration der Tatbestand der Assimilation verbirgt. Eigentlich müßten wir unser Unbehagen ab und zu beiseite lassen und an die Hofdenker, wie die *Heidelberger Manifest*-Professoren, J. Schilling und Neuffer ein Lob aussprechen; denn diese Herren sprechen das aus, was die hohen Etagen der Wirtschaft und der Politik denken.

Wie der Sozialdemokrat Neuffer die Gastarbeiter einschätzt, oder die Geschichte eines Sozialdemokraten, der auszog, um die Knochen von Bebel den Fischen als Futter zu geben.

Nach dem Sozialdemokraten Neuffer sind die Gastarbeiter, die sich weigern, innerhalb kürzester Zeit totalen Identitätsverlust nachzuweisen, unerwünscht. Solange aber Ausländer sich isoliert anpassen, sind sie als billigste Arbeitskraft willkommen. Sind sie jedoch eine kulturelle Einheit, die sich unter dem Druck der Mehrheit nicht auflöst (wie einst die polnischen Gastarbeiter im Ruhrgebiet), sich einschalen und auf der eigenen Identität bestehen, so werden sie plötzlich eine Gefahr für die Gesellschaft. Um seine Angst zu belegen, zieht er Vergleiche aus den USA heran. Und er sieht Parallelen. „Das amerikanische Beispiel ist instruktiv: aus eingewanderten Mexikanern werden keine englisch-sprechenden Nordamerikaner: sie bringen ihre spanische Kultur und Sprache mit und bilden eine eigene Gesellschaft.“ Demnach verursachen nach Neuffer die nicht assimilierten Einwanderer nur Unfrieden. Daher kann die Devise nur heißen: Assimilation oder/und Rotation. Neuffer liefert nicht nur der Regierung eine Pseudowissenschaft nach Maß, damit die Maßnahmen etwas humaner erscheinen. Er liefert seine Pseudoanalysen denen zum Mißbrauch, die sie brauchen. So ist ein Gastarbeiter ein Zwischending zwischen einem Gierhals und einem Verbrecher; er ist ein Einschleicher, ein verkappter *Landnehmer*: „Dabei stört es sie (die Gastarbeiter, die Verf.) nicht im geringsten, daß die Bundesrepublik Deutschland schon jetzt ein überaus dicht besiedeltes Land ist, daran sind sie gewöhnt. Es stört sie ja nicht einmal unser Wetter . . . Die Landnahme hat begonnen.“ So leicht geht es also bei Neuffer. Entmündigte, entrechtete Menschen, die von der Industrie als billige Arbeitskräfte geholt und verschlissen werden, sind plötzlich *Landnehmer*, die verkappten neuen Kolonisatoren.

Neuffer wollte den schon bis zur Neige zitierten Satz von Max Frisch „Arbeitskräfte wurden gerufen, es kamen Menschen“ nicht einfach zitieren, so wie das eine große Anzahl von Autoren, Moderatoren und ähnliche ‚Analphabeten‘ bisher gemacht haben, ohne danach zu fragen, warum Max Frisch die Industrie mit einem *man* ersetzte (siehe hierzu auch Chiellino 1982, in diesem Heft). Nein, er wollte das bestimmte andere, nämlich: „Es kamen Menschen, die eine neue Heimat suchten.“ Dieser Ersatz ist lauwarm, steht jedoch nicht schlecht in der Tradition sozialdemokratischer „Ergänzungen“. Er erweitert die Verfälschung von Max Frisch um eine weitere: Hier erscheint der Gastarbeiter, der gezwungen wurde und wird, seine Heimat zu verlassen, als romantischer

Landstreicher auf der Suche nach einer gerechteren und besseren Heimat.

Vor den Zielscheiben

Ausländer ist nicht gleich Ausländer, meint A. Dregger und unterscheidet zwischen vier verschiedenen Ausländergruppen:

1. Menschen mit einer fremden Staatsangehörigkeit, aber mit deutscher Sprache und Kultur.
2. Ausländer, die nicht dem deutschen, aber dem europäischen Kulturkreis entstammen.
3. „Türken“.
4. Menschen aus den asiatischen und afrikanischen Ländern.

Die Reihenfolge ergibt sich aus ihrer Integrationsfähigkeit (vgl. Bundestagsdebatte vom 4. 2. 1982, S. 4 892 ff.)

Obwohl die türkischen Gastarbeiter nur ein Drittel aller in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Ausländer ausmachen, wurden sie in letzter Zeit immer mehr zur Zielschreibe der Ausländerhasser. Fünfzehn Jahre davor, also in den Jahren 1966/67 und auch danach, waren dagegen die italienischen Gastarbeiter diejenigen, die im Ring des Ausländerhasses standen. Neuffer, Dregger und viele andere tun dabei so, als wüßten sie nichts von der Hetzwele gegen die italienischen Gastarbeiter gegen Ende der sechziger Jahre, aber sie wissen auch, warum es für sie sinnvoll ist, diesen Sachverhalt zu verschweigen. Zum einen weist die Ablösung eines Sündenbockes durch einen anderen auf eine Kontinuität in der Zielscheibenpraxis der Herrschenden hin. Zum anderen würden sich alle ihre Argumente zu dem von ihnen aufgeputschten sogenannten „Türkenproblem“ als leere Phrasen entlarven, hinter denen die wahren Absichten und Ziele der Herrschenden entblößt werden könnten. Nämlich, daß es an erster Stelle darum geht, für die Ziele und Interessen der deutschen Industrie, aber auch für den sogenannten „sozialen Frieden“ im Sinne des „Modell Deutschland“ die Struktur und die Zusammensetzung der Gastarbeiterschicht neu zu strukturieren. Es ist auch kein Zufall, wenn H. Schmidt, A. Dregger, Neuffer und viele andere von „Integrationsfähigkeit“ oder „-unfähigkeit“ reden. Es geht also um eine Absonderungspolitik der „Intergrationswilligen“ bzw. „Intergrationsfähigen“ von denen, die es angeblich nicht sind, damit das „Modell Deutschland“ in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht funktionstüchtig bleibt. Dazu brauchen diese Herren eine Legitimation, ja eine „kulturelle“ Legitimation, die ihr gegenwärtiges und künftiges Handeln rechtfertigt, womöglich als eine Legitimation, die auf der Angst vor „Überfremdung“ basiert. Gesucht sind bei solchen Bemühungen Gastarbeiter, die ihre Kultur, ihre Identität gegen einen deutschen Paß austauschen. Gemeint ist aber: Gastarbeiter, die sich an die herrschenden Mißstände anpassen und kein künftiges Konfliktpotential in die deutsche Gesellschaft hineinbringen, damit alles beim Alten bleibt. Geht es also einerseits darum, den Gastarbeiterbestand nach den Maßstäben der Effizienz zu halten, also zu reduzieren bzw. zu erhöhen, je nach Bedarf, so besteht auf der anderen Seite die Strategie der Segmentierung der Gastarbeiter in ethnische Bestandteile, um eventuelle Konflikte so klein wie möglich zu halten. Zur Erläuterung dieser Zusammen-

hänge könnten wir folgende Fragen stellen: Warum hat die deutsche Industrie vor etwa zwanzig Jahren angefangen, türkische, spanische und griechische Gastarbeiter zu importieren? Gab es etwa im südlichen Italien, oder auch in Irland, keine potentiellen Gastarbeiter mehr? Warum holte die Industrie plötzlich Arbeitskräfte aus einem halbasiatischen Land wie die Türkei, während im Norden und im Süden Europas Tausende von Menschen Arbeit suchten? Wußten die Industrie und ihre politischen Systemverwalter damals nicht, daß die Türkei von Muslims bewohnt ist, die eine andere Tradition und Kultur haben? Oder entdeckte die Industrie plötzlich, daß es christlicher ist, wenn man den übernächsten, z. B. den Türken, liebt und dem Nächsten (Italiener, Iren) die kalte Schulter zeigt? Nichts davon. Kaum einer der Gelehrten vom Schlag Neuffers geht auf solche Aspekte der Gastarbeiterpolitik ein; und sie haben dafür auch ihre Gründe. Die Industrie und ihre Lobbys handelten bei der Entscheidung, türkische, jugoslawische, italienische, spanische und griechische Gastarbeiter zu holen, sehr wohl bedacht, und berechnend, wie es sich für die Arbeitsmarktpolitik und die Ausbeutung der Metropolenperipherie gehört. Unter anderem war auch folgende Kernüberlegung ausschlaggebend: je zersplitterter die zum Arbeiten herbeigeholten Minderheiten sind, desto besser ist ihre Kontrolle; je höher der Grad der kulturellen, sprachlichen und ethnischen Unterschiede, desto schwieriger wird für die Betroffenen ein Zusammenfinden, der Prozeß der Solidarisierung. Minderheiten aus Spanien, Italien, der Türkei, Griechenland, Pakistan, Polen usw., zu jeweils 200 000 aus jeder Nation, sind viel friedlicher als zwei Millionen Italiener, Spanier oder Türken. Um so sicherer „der soziale Frieden“, von dem die ökonomischen Ziele letztendlich entscheidend mit abhängen.

Nicht diejenigen deutschen Gelehrten, die so viele Erkenntnisse zutage fördern, wenn sie über die Gastarbeiter im Sinne der Herrschenden dozieren, sondern die Gastarbeiter selbst kamen unmittelbar zu dieser Erkenntnis, sobald sie an ihrem Arbeitsplatz einen Türken, einen Griechen, oder einen Jugoslawen als Fließbandnachbar fanden, mit denen sie über Jahre hinweg mit Händen und spärlichen Sprachbrocken sich verständigen mußten. Und es waren viele Gastarbeiter, die allzusehr begriffen haben, warum die Meister es mit Sorgfalt und Nachdruck ablehnten, eine große Anzahl von Landsleuten untereinander arbeiten zu lassen. Das alles wurde und wird planmäßig und mit Methodik durchgeführt wie die Einführung und die Verwertung der EDV. Die Strategie der begrenzten Gastarbeiterzahl bzw. deren Zersplitterung in mehrere ethnische und/oder nationale Gruppen erfüllt eigentlich mehrere Funktionen:

- die Spaltung der Arbeiterschaft,
- leichtere Übersicht;
- bei Bedarf gute Voraussetzungen für Assimilation,
- gute Voraussetzung für die Anwendung des Rotationsprinzips.

Ein nichteuropäisches Beispiel zeigt sehr deutlich die Gemeinsamkeiten in der Methode beim Einsatz von Gastarbeitern. Saudi-Arabien, ein Musterschüler der Metropolen, hat Anfang der fünfziger Jahre Gastarbeiter aus allen arabischen Ländern (vor allem Palästinenser, Syrer, Ägypter, Sudanesen . . .)

beschäftigt; seit Anfang der siebziger Jahre vermeidet die Regierung von Riad nachdrücklich, weitere arabische Gastarbeiter ins Land zu holen, weil sie sich sehr oft, laut ihrer Version, in die dortigen Angelegenheiten eingemischt hatten: immer mehr entdeckte die Regierung die Gefahr der bewußt werden- den Gastarbeiter. So fing sie an, Gastarbeiter aus Persien, Pakistan und Afghanistan, ja letztendlich aus Südkorea zu importieren; immer in begrenzten Portionen und mit Auflagen und Lebensbedingungen für die Gastarbeiter, die an den Sklavenhandel stark erinnern. Die Begrenzung der Zahl einer Minder- heit ermöglicht nicht nur die Assimilation der Bereitwilligen, sie erhöht vielmehr auch die Wahrscheinlichkeit einer lautlosen Rotation. Ein Beispiel hierfür liefert z. B. die Gruppe der Italiener, die im Unterschied zu den anderen Gruppen von der sogenannten Freizügigkeit genießen können. Zwi- schen 1973 bis 1982 sind über 600 000 Italiener über die Grenzen gewechselt, wobei die Gruppengröße mehr oder weniger konstant um 620 000 geblieben ist. Es handelt sich dabei also um eine moderne Saisonarbeiterschaft, deren Saison allerdings eine oder mehrere Dekaden darstellt. Die Metropole saugt in diesen Dekaden die Kraft der Arbeiterinnen und Arbeiter aus, während sie aber die Betreuung der Kinder und Alten den Randregionen überläßt.

Vergrößert sich also eine Minderheit über eine bestimmte Grenze, so verhin- dert sie die Assimilation und Rotation. Und gerade das Nicht-Aufgehen dieser Rechnung bei den türkischen Gastarbeitern macht Neuffer und vielen anderen Sorgen. Kein Wunder also, wenn die Rezepte lauten: einerseits bedingungslose Anpassung der Türken, die voraussichtlich in der Bundesrepublik Deutschland bleiben werden, und Abschiebung der „überschüssigen“ Türken, um das Rotationsprinzip aufrecht zu erhalten.

Die Gastarbeiter sollen nicht nur als „extreme“ und „interne“ Arbeitskräfte- Verschiebungsmasse dienen, sondern vielmehr auch von der Krise ablenken, für alles herhalten, was diese Krise produziert. Sie sind schuld, daß es Arbeitslosigkeit gibt, daß die deutschen Schulen voll sind, daß die Slums in den Städten entstehen, daß viele Kinder anfangen, Rauschmittel zu nehmen u. v. m. Es geht soweit, daß Eibl-Eibesfeldt als Ethnologe befruchtet, daß „eine massive biologische Unterwanderung die Existenz des deutschen Volkes aushöhlt“. Nicht die nukleare Bedrohung, die hemmungslose Zerstörung der Umwelt, nein, die Gastarbeiter sind es, die die Existenz des deutschen Volkes bedrohen. Es wird bei der Hetze an nichts gespart, dazu gehört das moralische Gejammer über die „besonderen“ Kleider, über die „besonderen“ Gerüche aus den Küchen, über die besonderen Sitten. Wohlgemerkt: Diese und ähnliche Versuche der Abgrenzung und Ausgrenzung sind kein bundesdeut- sches Spezifikum. Mehr oder weniger weisen alle westlichen Industriegesell- schaften solche Versuche auf. In Norditalien werden z. B. die „Fremden“ aus dem Süden „Marocchini“ genannt, die „Marokkaner“, ganz gleich, ob sie aus Marokko oder aus Süditalien, oder gar aus einem anderen südlichen Land herkommen. Dies ist nicht nur das Brandzeichen des Nichtdazugehörens, des ethnischen Außenseiters, sondern weist auf die altbekannte Tatsache hin, daß die Randpositionen dieser „anderen“ in der jeweiligen Gesellschaft perpetuiert werden sollen.

Neuffer, Schilling und die vielen anderen sind nicht nur hilfreich bei der

Definition der Bereiche, in denen mit Sicherheit die Gastarbeiter als Schuldige aufzuführen sind, nein, der Begriff Gastarbeiter hat noch keine genaue Aussage, der Südenbock hat noch keine deutlichen Züge. Also wird dem passiven Bürger mit einer näheren Beschreibung nachgeholfen: Es ist der Türke. Bis Mitte der siebziger Jahre war es der Italiener, und wir wollen hier prophezeien: Mitte der 90er Jahre wird es dann der Afroasiate sein. Der Südenbock ist austauschbar und seine Austauschbarkeit ist erprobt. Wichtig und erstrangig ist primär die Ablenkung, nicht nur von der Krise, sondern von der miserablen Lage der Minderheiten in diesem Land, die wir hier kurz schildern wollen, unabhängig von der jeweiligen Nationalität.

– Dem Gastarbeiter sind die elementarsten Rechte vorenthalten, so z. B. das Recht auf politische Betätigung.

– Sie sind Sondergesetzen unterworfen, den Ausländergesetzen, Abschiebung ist alltägliche Praxis. Sie ist auch eine rassistische Aussonderung von Menschen anderer, nichtdeutscher Herkunft.

– Schlechte Bedingungen im Arbeits- und Wohnbereich, Randpositionen.

– Sie werden von den Arbeitsämtern und Betrieben benachteiligt zugunsten der deutschen Arbeitssuchenden.

– Ihre Kultur wird degradiert, gewünscht ist exotische Folklore.

– In den Massenmedien werden sie in unverschämter Weise diffamiert, ohne daß ihre Diffamierer belangt werden.

– Den Gastarbeitern ist es verboten, in öffentlichen Ämtern zu arbeiten, also Beamte zu werden (Berufsverbot aufgrund der ethnischen Herkunft).

Es ist also nicht das „Türkenproblem“, wie gerne und ständig propagiert wird, es ist, wie wir oft gesagt haben, das Problem der deutschen Gesellschaft, deren Emanzipation nicht zuletzt daran gemessen werden kann, wie ihre Minderhei- ten leben. In einer Gesellschaft, in der der Angriff auf alle Demokraten im Angriff auf die Gastarbeiter vorerprobt wird, in der die Gastarbeiter wiederum zu Türken reduziert werden, ist es an der Zeit, daß wir uns alle zu Türken erklären und alle diejenigen bekämpfen, die Menschen zu Gastarbeitern und Gastarbeitern zu Türken machen. In diesem Sinne sind wir alle Türken. Es gibt keinen Platz für das Gejammer über das Mißgeschick der Türken und über das „Besondere“, das sie verschuldet haben sollen, denn diese Art des Problemaus- packens ist eine Herrscherart.

Wie die Zusammenarbeit mit den Gastarbeitern nicht aussehen soll.

Der Druck der Meinungsmacher ist stark, das wissen wir. Gerade aber dieses Wissen verbietet es, Wege einzuschlagen, die den Systemverwaltern nützen. Der Hinweis auf „von Müll überhäufte Straßen der Bundesrepublik“ ist beliebt geworden, wenn mancher die Gastarbeiter verteidigt. Dieser Hinweis ist aber nicht nur absurd, er ist gefährlich und gegen die Gastarbeiter gerichtet; er reduziert Menschen, hier die Minderheiten, zu einer maschinellen Funktion. Ähnliche Hinweise auf geschlossene Restaurants, auf die Stilllegung von Gruben, auf die Räder der Betriebe, die ohne die abgeschobenen Gastarbeiter stillstehen würden, reduzieren nicht nur diese Menschen auf Funktionen, sondern haben auch einen rassistischen Beigeschmack. Sie erinnern uns sehr an

die Diskriminierung in den USA am Ende der Sklavenzeit, wo auch der Hinweis nicht selten war, wie nützlich die Afroamerikaner auf den Feldern sind. Diese Hinweise werden leider nicht nur von der *Bild*-Zeitung, von der *Frankfurter Rundschau* und von den Publikationen der Bundesregierung benutzt, sie werden oft auch von Freunden der Gastarbeiter übernommen, wobei sie glauben, somit den Gastarbeitern einen guten Dienst geleistet zu haben. Statt offensiv und entschieden für die Rechte der Gastarbeiter aufzutreten und für eine multinationale Gesellschaft in der Bundesrepublik zu kämpfen, betonen sie unentwegt die Wirtschaftlichkeit der Gastarbeiter, wohl in dem Glauben, damit viele Freunde für die Gastarbeiter zu gewinnen. Daß dies ein Trugschluß ist, dafür gibt uns auch der Alltag Hinweise genug.

Ein hervorragendes Beispiel, wie man sich *nicht* solidarisieren sollte, liefert Peter Schütt in seinem Pamphlet-Buch, „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan“, 1981, S. 114 ff. Er versucht zwar leidenschaftlich die Sache der Gastarbeiter zu verteidigen, aber Leidenschaft allein genügt nicht. Mit eigentümlichen Thesen über Rassismus und gute Nachbarschaft, deren eingehende Kritik zuviel Platz einnehmen würde, kommt Schütt zu einem ähnlichen Schluß wie die *Bild*-Zeitung: „Am katastrophalsten wäre es mit der sprichwörtlichen deutschen Sauberkeit bestellt: Bei der städtischen Müllabfuhr sind 88 % aller Arbeiter Ausländer . . .“ Schütts Analyse wird natürlich nicht besser, wenn er sie mit einem vulgärmarxistischen Vokabular versieht. Wir wollen aber eingehender verdeutlichen, warum Schütts Leidenschaft nicht ausreicht, warum sein Buch ein Beispiel ist, wie Solidarität nicht geleistet werden sollte. Aus seiner „Gastarbeiterverteidigung“ lesen wir folgendes Bild des Gastarbeiters: „Sie haben andere Bräuche und Gewohnheiten als wir. Das heißt, so anders sind ihre Sitten nun auch wieder nicht, denn wer wollte bestreiten, daß es eine Generation früher bei uns auf dem Land nicht auch *schlimme Formen der Frauenunterdrückung, des religiösen Wahns und der Rohheit gegenüber Kindern* gegeben hat, oder auch noch immer gibt. Wer den Türken im Namen des Fortschritts ihre *rückständige Moral* vorhält, tut gut daran, zunächst vor der eigenen Tür zu kehren.“

Nicht nur der religiöse Ton stört uns, denn das ist ja die Sache von Schütt; es ist auch nicht der absolute Schuß in den Ofen, wenn Schütt über die Rohheit der Ausländer gegenüber Kindern redet, schließlich auch nicht der Vorwurf von rückständiger Moral, oder den schlimmen Folgen der Frauenunterdrückung; schließlich auch nicht der Chauvinismus eines religiösen Mitteleuropäers, der in anderen Religionen den Wahn sieht, was uns stört, aber doch alle diese Vorurteile zusammen mit dem messianischen Pflichtgefühl der als Verteidiger der Gastarbeiter in der Öffentlichkeit Auftretenden. Ein Pflichtanwalt, dessen Kopf solche Falschheiten zum Bild eines Klienten zusammensetzt, steht schon am Anfang seiner Verhandlung auf verlorenem Posten. Erst wenn er sich mit seinen eigenen Vorurteilen beschäftigen würde, hätte er Chancen, die Gastarbeiter zu verteidigen.

In den Augenblicken nämlich, in denen die sich hervortuenden Verteidiger ihr Plädoyer auf die Nützlichkeit der Gastarbeiter reduzieren und dazu ihre kulturellen Spezifika pauschal als rückständig beurteilen, geraten diese Verteidiger auf eine dekadente Stufe der Verteidigung: einerseits wird sie zu einer

Verhandlung mit dem TÜV, damit ja die Maschinen noch ein paar Jahre zugelassen werden, und andererseits wirbt sie um Verständnis für Eigenarten, die kein Verständnis hervorrufen können.

Auf der anderen Seite gibt es einige Freunde der Gastarbeiter, die gerne die Ursache der Diskriminierung in der mangelnden Sprachbeherrschung sehen. Hierbei meinen wir nicht diejenigen, die die Gastarbeiter beschuldigen, sie wären an ihrer Lage selbst schuld, weil sie zu faul wären, die deutsche Sprache zu lernen, was ja lächerlich erscheint, besonders wenn berücksichtigt wird, daß das allgemeine Scheitern der Alphabetisierung und das Spracherlernens an der Vermittlungsmethode liegt und nicht an den Lernenden. Sicherlich ist die Beherrschung der Sprache ein unverzichtbares Mittel für die Annäherung, doch war die Beherrschung der herrschenden Sprache nie die Eintrittskarte für die Gleichberechtigung der Minderheiten. Beispiele im europäischen Raum gibt es in Hülle und Fülle. Und auch die arabischen Gastarbeiter in der Golfregion werden, obwohl sie dieselbe Sprache sprechen wie ihre „Arbeitgeber“, als Gastarbeiter behandelt. Schließlich, die Indianer der USA werden nach wie vor ausgerottet, trotz ihrer guten Englisch-Kenntnisse, weil sie auch nach 200jähriger blutiger Herrschaft der Weißen immer noch die Reste ihrer Identität verteidigen.

Die Massenmedien gewähren häufig den unbedeutendsten Bewegungen einen vorderen Platz in der Berichterstattung, solange noch immer die Inhalte und die Ziele dieser Gruppen systemkonform oder systemstabilisierend sind. Auf der anderen Seite tun sie, als würden sie die so hochgepriesene Ausgewogenheit in Rechnung stellen lassen, wenn sie die Neonazis und deren Ableger in der Ausländer-Frage zu Wort kommen lassen. Nichts ist heuchlerischer als das. Es sind nämlich dieselben Massenmedien, die seit der Entstehung der Bundesrepublik bedeutsame Bewegungen totgeschwiegen haben, dieselben, die Gastarbeiter kaum zu Wort kommen lassen, obwohl die Gastarbeiter 7,5 % der Bevölkerung ausmachen. Und gerade diese Massenmedien lassen, bevorzugt und in der letzten Zeit zunehmend, die Neonazis ihren Haß auf die Gastarbeiter vor Millionen passiven Zuschauern ausspucken. Daß die jüngste Geschichte eindeutig zeigt, daß Nazis Zerstörung, Elend und Tod verbreiten, kümmert die Herren der Massenmedien kaum, denn in der Zielrichtung sind sie mit den Nazis einig: Ausländer raus.

Trotz dieses Druckes der Massenmedien, der Meinungsmacher und offiziellen Parteien, leistet ein Teil der deutschen Bevölkerung einen ungebrochenen Widerstand und ruft entschieden zu einem friedlichen und freundlichen Zusammenleben mit den Gastarbeitern auf. Es gehört sicherlich Mut dazu, die durch die Mehrheitsbeschaffer erzeugte Angst abzuschütteln, sich zu den Entrechteten und Verfolgten zu bekennen, gerade in einem Land, dessen politische Tradition keine langanhaltende und starke Opposition kennt. Diese Minderheit übernimmt das Feld der Opposition in der Verteidigung der Grundrechte und in der Forderung nach den Rechten der Gastarbeiter. In einer Zeit also, in der sich Kampftruppen und eine breite Allianz gegen die Gastarbeiter bilden, ist es für alle Demokraten wichtig, frühzeitig zu erkennen, daß das, was mit den Gastarbeitern erprobt wird, ihnen selbst bevorstehen könnte. Sie müssen unabhängig von ihrer nationalen Herkunft erkennen, daß

der Ausweg aus der Krise nur darin besteht, für die multinationale Gesellschaft mit mehreren Kulturen und Identitäten einzutreten, und nicht das angeschlagene Nationalgefühl damit zu heilen, daß man sich darin bestätigt fühlt, Scheinsiege über die Minderheiten zu erreichen. Denn diese Scheinsiege sind dazu da, um von den Problemen der Gesellschaft abzulenken, der alle Mitglieder dieser Gesellschaft angehören. Unter den Gastarbeitern muß es darum gehen, das angeschlagene Nationalgefühl dieser Minderheiten nicht durch Chauvinismus und Vergangenheitsduselei aufzumöbeln, sondern die Aufgabe ist es, dieses nationale Bewußtsein durch die Zugehörigkeit zu einer multinationalen Gesellschaft zu ersetzen. In diesem langwierigen und zähen Kampf sind wir, und wir müssen uns alle daran beteiligen.

Nachtrag

Dieser Artikel wurde vor der Wahl des Christdemokraten Kohl zum Kanzler geschrieben. Was Neuffer und die Professoren des Heidelberger Manifestes zubereitet hatten und Schmidt nur zaghaft verbraten wollte, setzt nun der neue Bundeskanzler bereits zwei Tage nach seinem Amtsantritt als mittelbares Regierungsprogramm auf: Das Ausländerproblem ist ein Problem der Anzahl der Türken, die es nun angemessen zu reduzieren gilt – ganz im Sinne der Strategie, die wir im Artikel ausführlich dargestellt haben.

Carmine Chiellino Zwischen Solidarität und Klischee

– Eine literarische Zwischenbilanz

„Sich vorstellen, daß wer weiß wieviele Millionen aus diesem Land nach Kanada, den Staaten, Argentinien auswandern, wo es doch umgekehrt sein müßte. Ohne Unterlaß, als wäre es ein Ritual, wiederholt sich die Austreibung aus dem Paradies, sie müssen im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen. Davor wird alle theoretische Gesellschaftskritik überflüssig“ (T. W. Adorno, 1963).

Am Anfang standen Adorno und der Vergleich: So konnte man bis vor kurzem das Verhältnis deutscher Intellektueller zu den Gastarbeitern im Lande zusammenfassen.

1) Der Vergleich: als Mittel, das Unbekannte, das Fremde, das Neuartige zu erkennen, zu begreifen und zu erklären.

2) Adorno als Ursprung des Verzichts auf *theoretische* Gesellschaftskritik vor der Austreibung aus dem Paradies.

Heute läßt sich das Ganze nicht mehr so linear umschreiben. Die Menge der Arbeiten in allen Bereichen der theoretischen Gesellschaftskritik, der Literatur, der Kunst, der Malerei usw., sowohl von Deutschen als auch von Ausländern, um die Gastarbeiter aus ihrer Diskriminierung als Nur-Arbeitskräfte zu befreien, sie vor der jüngsten Fremdenfeindlichkeit in Schutz zu nehmen, und sie doch in der Gastgesellschaft vorurteilslos aufzunehmen, läßt dies nicht mehr zu. Dennoch setzt das Ringen zwischen Solidarität und Klischees der Diskussion über die Zukunft der Gastarbeiter heute noch eine Grenze, so daß diese Zukunft weiterhin den Schwierigkeiten des Anfangs verhaftet bleibt.

Die Anwesenheit der Gastarbeiter in der BRD hatte schon in den 60er Jahren die Neugierde einiger engagierter Autoren provoziert. Man merkte vor allem an äußerlichen Erscheinungen, wie sich ein *neuer Stoff*, langsam aber kontinuierlich, in die deutsche Gesellschaft *einführte*, über die deutschen Anwerbestellen im Ausland, z. B. in Verona, und wie sich die gewohnte Außenwelt zu verändern begann: sei es auch nur durch eine neuartige Farbmischung bzw. durch das Fehlen der vertrauten Farbausgewogenheit bei den Neuangekommenen.

Die vollzogene Umwandlung der Bundesrepublik Deutschland in eine Wohlstandsgesellschaft im Laufe der 60er Jahre und der damit verbundene tägliche Aufbau des Selbstbewußtseins waren günstige Voraussetzungen, das Fremde aufzunehmen und ihm gegenüber bewußt und angstfrei aufzutreten. Allerdings war das Fremde wohl nicht wirklich fremd, denn es war der Mehrheit der deutschen Urlauber aus ihren Ferienländern Italien, Jugoslawien, Spanien und vielleicht auch Griechenland bekannt, wenn auch oft nur als Kulisse für ihre Erholungsbedürfnisse, da allzu oft beide Seiten nicht über ausreichende Sprachkenntnisse verfügten, und sie verfügen darüber auch heute noch nicht! Von sich aus verhielten die Fremden sich in der ersten Zeit weiterhin als Kulisse, sie lebten zurückgezogen und in der Arbeitswelt versunken. Sie

träumten von der Möglichkeit einer schnellen Rückkehr. Der alte Traum aller Auswanderer lebte in ihnen weiter.

Die Tatsache, daß sie da waren, war eben der Beweis dafür, daß die BRD den Kampf um die wirtschaftliche Hegemonie innerhalb Westeuropas mit anderen Mitteln gewinnen würde. Die Bundesrepublik Deutschland hatte damit begonnen, Arbeitskräfte aus unterentwickelten europäischen Regionen zu sich zu holen und baute gleichzeitig in denselben Ländern ihren Absatzmarkt kräftig aus, so daß den Gastarbeitern nach außen hin eine doppelte Funktion zufiel: 1) als beste und zuversichtlichste Werbe- und Exportagenten deutscher Waren, da sie unter dem Zwang standen, beweisen zu müssen, daß sich ihre Konsummöglichkeiten verbessert hatten; 2) als Ausfühler jener DM, die ihren Ursprungsländern dazu verhelfen sollte, deutsche Technologie zu kaufen und Investitionskredite zurückzubezahlen.

Losgelöst von diesen wirtschaftlichen Zwängen und vom Kampf um die Neuverteilung der Arbeit innerhalb der Industrieländer, waren die Fremden für Massenmedien, Film und Literatur zu einem Problem der Erkenntnis und Erklärbarkeit geworden. Man stellte Vergleiche an, um die menschlichen, nationalen und Verhaltensunterschiede oder Gemeinsamkeiten herauszufinden und sie damit zu erklärbaren zu machen.

Im Jahr 1966 hatte F. J. Degenhardt dem ermordeten Mörder Tonio Schiavo aus dem Mezzogiorno ein Lied gewidmet und mit Betroffenheit darin festgelegt, daß auch betrunken deutsche Arbeiter morden können, nicht nur der beleidigte Messerstecher Tonio Schiavo. Das Klischee, daß alle Südländer mit einem Stilett in der Tasche herumlaufen, wird sicherlich ungewollt im Lied übernommen. Die Prägnanz eines Liedes ist offensichtlich kein geeignetes Mittel, das Problem eines vorgefallenen Doppelmordes in all seiner Komplexität darzustellen. Degenhardt selbst hat später, 1973, eine solche Konfliktlösung nicht für vertretbar angesehen und eine letzte Strophe dazugedacht, in der er sich wünscht, daß die „Klassengenossen sich verständigen (. . .) und ihre Waffen gegen ihren wahren Feind richten“.

In dem Film „Jagdszenen aus Niederbayern“, 1969, setzt der Filmemacher P. Fleischmann den Vergleich als Kontrast ein, um dem Zuschauer quasi eine Alternative, eine positive Lösung des vorhandenen Konflikts mitzuteilen. In der Szene, wo die Dorfbewohner den mutmaßlichen Schwulen als Fremdkörper aus dem Dorf verjagen, begrüßen sich an derselben Haltestelle zwei Ausländer mit übertriebener und deswegen komischer Herzlichkeit. Die Ungenauigkeit der Mitteilung liegt darin, daß die dort als idyllisch dargestellte private Sphäre im Leben der Gastarbeiter nicht vorhanden ist. Es mag sein, daß eine aufgezwungene Solidarität unter isolierten Ausländern, wie sie in den Ausländerzentren oder beim Auftreten von Ausländern in der deutschen Öffentlichkeit zu bemerken ist, gegen die kollektive Isolation hilft, sie hebt aber nicht per se die alltäglichen Schwierigkeiten unter den Gastarbeitern auf, und gar nicht die gegenseitigen Vorurteile. Die Ghettosolidarität kann zusätzliche Schwierigkeiten auffangen, die durch die aufgezwungene Isolation entstehen, dennoch wird der Alltag von ihr kaum berührt.

Und selbst, wenn es nicht Absicht des Filmemachers war, die Szene so verstanden haben zu wollen, muß trotzdem die Frage nach der Begründung der

Anwesenheit der Fremden im Film gestellt werden. Es sei denn, man will sie weiterhin als Kulisse abtun, was jedoch Ende der 60er Jahre aufgrund ihrer Anzahl kaum möglich war.

Verständlich, dennoch verfehlt erscheint mir das Plakat eines deutschen Grafikers, auf dem ein Müllmann zu sehen ist, der einen Judenstern mit der Farbe der italienischen Fahne an seinem Arbeitskittel trägt. Es geht nicht um die historische Kategorie. Der Vergleich ist unzulässig, auch wenn er nur auf die Diskriminierung hinweisen will, denn damit wird Betroffenheit nicht neu artikuliert, sondern auf Kosten von fremden Leiden wachgerufen. Die Tatsache, daß in Berlin türkische Jugendliche aus Protest gegen den Lummer-Erlaß den Judenstern getragen haben, weist auf eine Strategie der moralischen Erpressung hin, die zu keiner Entspannung der Lage führen kann, und zugleich auf die Unfähigkeit, der eigenen Betroffenheit mit eigenen Symbolen Ausdruck zu verleihen.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung zu Anfang der 70er Jahre und mit dem Beginn der Krise werden die Fremden seßhaft. Die Bundesrepublik Deutschland wird weiterhin als Nicht-Einwanderungsland erklärt, was aber nicht daran hindert, daß die „Deutschen“ (so nennt man sie inzwischen in ihren Ursprungsländern) ihre Familien nach Deutschland mitnehmen. Ihre Gegenwart in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, in Schulen, Krankenhäusern, bei Behörden, in Kinos, Diskos usw. ist nicht mehr zu übersehen, ihre Sprachen sind nicht mehr zu überhören. Der Knoblauchgeruch wird gesellschaftsfähig.

Die Annäherung an die Fremden läßt sich durch Anwendung vorgefaßter Meinungen nicht mehr vertreten. Sie gestaltet sich für die deutsche Öffentlichkeit schwieriger als vermutet. Selbst für diejenigen, die Solidarität ausüben möchten, handelt es sich hier um eine Anwesenheit, die kaum Platz für die eigene Phantasie läßt. Die Fremden sind selbständig, man kann an ihnen nicht manipulieren. Ihre Unmittelbarkeit fordert eine ständige Überprüfung seiner selbst, der eigenen Einstellungen zu ihnen. Nur wenige finden mit der Abfassung von Reportagen, wie Max von der Grün u. a., den richtigen Weg, an den Alltag der Gastarbeiter heranzukommen, ihre Erfahrungen im Gastland darzustellen. Die sprachliche Begrenztheit beider Seiten, die von Faßbinder in „Angst fressen Seele auf“ 1973 thematisiert worden ist, wird zwar als grundlegendes Problem erkannt, jedoch erwartet man, daß die Fremden Deutsch lernen. Dies ist eine Zeitlang als so selbstverständlich empfunden worden, daß den Gastarbeiterkindern nicht einmal die Möglichkeit gesichert wurde, die Sprache der Eltern zu lernen, denn sie sollten deutsche Schulen besuchen. Integration war das magische Wort.

Wenn man die Gestaltung der Öffentlichkeit und des kulturellen Lebens Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre in der BRD untersucht, gewinnt man den Eindruck, daß man in der BRD unter dem Einfluß der Auslandereignisse keine Zeit für die Gastarbeiter hat. Für die fortschrittlichen Kräfte im Land ist das Ausland ein noch unbewußtes Alibi, das ihnen über ihre Ohnmacht angesichts der einheimischen Misere hinweghilft. In der Tat erweist es sich als einfacher und leichter, sich mit politischer Unterdrückung in allen Teilen der Welt zu beschäftigen und dagegen Demonstrationzüge durchzuführen, Infostände zu organisieren, Flugblätter und politische Gedichte zu verfassen,

anstatt sich in den Berliner oder Stuttgarter Ghettos *umzuschauen*, oder in der VHS z. B. Türkisch zu lernen, oder Gastarbeiterkinder vor dem Analphabetentum zu retten. Hier liegt die Gefahr, von der Muse verlassen zu werden, und man spürt schnell die Ohnmacht der theoretischen Gesellschaftskritik, wie sie Adorno, mit den Augen in Italien und dem Verstand in der BRD, artikuliert hat. Man wird keinen Weg zum Handeln finden können, denn die Gastarbeiter zeigen einen ständigen und zähen, sprachlosen Widerstand gegen alle Vorschläge, die ihre Autonomie im privaten Bereich berühren. Außerdem streben sie oft Lösungen ihrer Probleme an, die sowohl den Behörden als auch den Helfern unverständlich bleiben müssen, denn sie passen nicht in eine deutsche Gesellschaft hinein.

Trotzdem haben einige deutsche Schriftsteller, die mit Gastarbeitern im Land groß geworden sind, sich vorgenommen, diese Ohnmacht zu durchbrechen. Zwischen Betroffenheit und dem Bedürfnis, sich gegenüber den Gastarbeitern solidarisch zu zeigen und solidarisch zu handeln, bekunden sie in ihren Schriften wohl oft diese Betroffenheit, ohne jedoch die Solidarität artikulieren zu können. Die Gastarbeiter werden thematisiert, man schreibt über sie, nicht, weil man an ihnen nicht mehr vorbeigehen kann, sondern weil man von ihrer Anwesenheit, von ihrem Alltag unmittelbar betroffen wird.

Dies geschieht z. B. U. Krechel in der Frankfurter U-Bahn:

„Jeder kommt dran, schreit der Türke
der unter die Steine der Stadt geraten ist
. . . Jeder kommt dran. Sterben ist schön
schreit der Türke und bricht zusammen.
dennoch: ich will nicht gemeint sein.“
(Im Untergrund aus: Nach Mainz, 1977).

Aus derselben Betroffenheit heraus läßt R. Thenior in den Ausländern ein beispielhaftes revolutionäres Potential vermuten. In seinem Gedicht „Änderungsschneiderei“ wird der Mann einer jungen Ausländerin als ein Gefangener, der Solidarität braucht, folgendermaßen dargestellt:

„Ihre Hand streicht über den Kragen
als nähte sie die Jacke ihres Mannes
der in der Heimat gefangen ist“
(aus: Traurige Hurras, 1977).

Mit „Deutsch für Ausländer“ artikuliert U. Erb ihre Sehnsucht nach Sonne und ihre Betroffenheit über die Wohnungen, in denen Ausländer zu wohnen gezwungen sind:

„Die Menschen gehen hin und her,
die Sonne scheint nur manchmal
In dunklen Räumen brennt das Licht auch jetzt.
Der Mond nimmt zu, der Mond nimmt ab,
und du wirst blaß und blasser“
(aus: Mit gemischten Gefühlen, 1978).

Nicht einzulösen ist die Frage, wo es demütigender und schädlicher für die physische Gesundheit ist, blaß und blasser zu werden: zu Hause wegen des Hungers oder in der Fremde wegen des Fehlens der Sonne? Weder Lyrik noch

Ernährungswissenschaft sind hier gefragt – politisches Handeln müßte darauf antworten.

Unter dem Einfluß der *Sonne Italiens*, wie W. Biermann die Hoffnung auf der italienischen Linken definiert hat, befindet sich P. O. Chotjewitz mit seinem Buch *Der dreißigjährige Frieden*, 1977. Dem Autor gelingt es sowohl durch die Darstellung des Lebens einiger Gastarbeiter aus Sardinien in einer kleinen Stadt der BRD als auch aufgrund seiner Information über die soziale und wirtschaftliche Lage Italiens den Beweis zu erbringen, wie komplex und schwierig es ist, die Tragweite der Auswandererbewegung zu erfassen. In der Tat hat sich die Auswandererbewegung aufgrund des europäischen Wirtschaftswunders in ihrer Zusammensetzung so geändert, daß es sich nicht mehr um eine Verschiebung von Arbeitskräften zwischen Ländern handelt, sondern um den Kampf, um die Verteilung der Arbeit unter den Industrieländern für die Erhaltung des eigenen Wohlstandsniveaus. Der Beweis dafür liegt in der Tatsache, daß der Abzug oder die „Repatriierung“ der Gastarbeiter aus der Bundesrepublik Deutschland nicht zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit führen würde, sondern zum Verzicht der deutschen Industrie auf ausländische Aufträge, d. h. auf Arbeit. Mit dem Abzug der Gastarbeiter würden die deutschen Städte nicht im Müll ersticken und die Kranken nicht unversorgt sein. Jedoch entstünde eine Verschiebung deutscher Arbeitskräfte von der Industrie zum Dienstleistungssektor und vor allem ein Verlust an ausländischen Fach- oder angelernten Arbeitskräften, dem kein Arbeitgeber zustimmen würde. Als erste Konsequenz dieser Verschiebung und Neubesetzung der freigewordenen Arbeitsplätze würde die Konkurrenzfähigkeit deutscher Industrieproduktion auf internationaler Ebene eine Einbuße erleiden, mit allen Folgen, die man sich weigert, laut zu denken.

Trotz der Evidenz dieser These lassen sich falsche Informationen und Vorurteile über die Anwesenheit der Ausländer und ihre Funktion innerhalb der BRD nicht ausräumen – oft deshalb, weil diese nicht als solche erkannt werden.

Ein harmloses Beispiel dafür ist in dem Buch „Die Vernichtung der Sorgen“ von W. Genazino, 1972, zu finden.

Genazino, dem sicherlich nicht zu unterstellen ist, daß er kein fortschrittlicher Autor sei, läßt in seiner Geschichte eine unklare Vermutung stehen, daß eine ausländische Putzfrau einen Geschenkkorb hat „mitgehen“ lassen. Angesichts der Tatsache, daß weder für den Verlauf der Geschichte noch für den Leser das Verbleiben des Korbes eine Rolle spielt, entsteht die Frage, wozu diese Vermutung geäußert wird. Anders geht Max von der Grün, und nicht nur er, mit klischeehaften Vorstellungen um. In der Kindergeschichte „Vorstadtkrokodile“, 1978, läßt er die Krokodile-Bande entdecken, daß Kinderklauerei an keine Nationalität gebunden ist.

Ein wichtiges Buch aus der Zeit, wo der erste Bundesbeauftragte für Ausländerfragen folgende Warnung artikuliert hat: „Das Geld, das wir heute bei Ausländerkindern an Lehrern sparen, werden wir morgen für Polizisten ausgeben müssen“, ohne zu bedenken, daß eine solche Mahnung an die Politiker zwangsläufig in der Öffentlichkeit als Beweis vorhandener Vorurteile verstanden werden kann.

*„Ihm sei klargeworden“, meinte Mohammed pessimistisch, „daß eine derartige Segregation wie in ‚La Goutte‘, gerade weil sie sympathisch wirkt, langfristig gesehen nur negative Folgen mit sich bringt, wie Jugendkriminalität, verstärkten Rassismus, eine immer brutaler werdende Ausbeutung. Und: Angst. Auch die Gefahr der sozialen Explosion, ähnlich wie sie etwa die Vereinigten Staaten in ihren Gettos Anfang der sechziger Jahre erlebten.“
(Aus: „Paris-Harlem“ 1979.)*

Aber Klischees und Vorurteile können auch dann und dort entstehen, wenn und wo man, befangen in der Solidarität mit sich selbst oder mit den Gastarbeitern, nicht mehr bereit ist, dort, wo es notwendig ist, Kritik zu üben oder üben zu lassen, ohne überall Rassismus zu vermuten. Im Kursbuch Nr. 62, *Vielvölkerstaat Bundesrepublik*, 1980, einer Sammlung von Beiträgen über die Gastarbeiter mit der guten Arbeit „Die Bombe lieben lernen“ von R. Haubl und G. P. Marck, vermutet H. G. Kleff die Entstehung eines neuartigen Rassismus innerhalb der Alternative nur deshalb, weil einige Leser einer Berliner Stadtzeitung den Mut aufbringen, die vollkommene Entfremdung von Kreuzberg oder die Herrschaft der ausländischen Männer über die Frauen zur Diskussion zu stellen.

Damit tut der Verfasser des Aufsatzes den Gastarbeitern sicherlich keinen Gefallen, auch weil es ihnen darum geht, alle bürgerlichen Rechte eines Deutschen zu erhalten und sich gleichzeitig der Kritik der deutschen Öffentlichkeit zu stellen.

An den Beginn dieser Überlegungen hatte ich Adorno und den Vergleich gestellt. Der Vergleich als Moment der Erkenntnis hat an Wert verloren, nicht nur weil in den letzten Jahren die sozio-politischen Untersuchungen in diesem Bereich differenzierter geworden sind, sondern auch, weil sich die Gastarbeiter zu Wort gemeldet haben. Es geht nicht mehr, sich Gedanken über die Zukunft der Gastarbeiter in ihrer Abwesenheit zu machen. Verleger wie der Con-Verlag und Atelier im Bauernhaus, beide aus Bremen, haben diese neue Phase in der Ausländerexistenz begriffen. Sie bemühen sich durch die Veröffentlichung von Büchern im Gastarbeiterdeutsch, die Vorstellungen, die Vorschläge und die Kritik der Betroffenen der deutschen Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Adorno steht heute noch hoch im Kurs. Einige fortschrittliche Intellektuelle, darunter Liedermacher, Psychologen, Schriftsteller, haben ihn beim Wort genommen und sich ins Paradies zurückgezogen, ohne sich zu fragen, ob dem Verzicht auf eine theoretische Gesellschaftskritik nicht eine aktive Teilnahme an der Lösung der Gastarbeiterprobleme im Land folgen soll. Dennoch, es ist eine Fülle von Initiativen zur Bewältigung der alltäglichen Probleme im Leben der Ausländer von beiden Seiten, von Deutschen und Ausländern zusammen, geschaffen worden, die für eine korrekte Anwendung der Metapher sorgt.

Freitagabends im größten Gastarbeiter-Getto von Paris, in „La Goutte d'Or“. In der engen „Rue de la Goutte d'Or“ warten die Kunden der Fleischerei schon wieder auf dem Gehsteig. Frauen sind keine unter ihnen. Auch verhüllt nicht. Mit Eifer hackt der junge Geselle die Rückenpartie eines Kalbes in blutende Stücke und reicht diese weiter an den Patron. Einige Männer reißen diesem beinahe das Fleisch aus den Fingern.

Ein in einem dunkelblauen, gestreiften Kaftan gekleideter Tunesier, das Haupt eingewickelt in einem nicht mehr ganz so weißen Tuch, kommt in den Laden wegen ganz frischen Hammelfleisches. Der Tunesier läßt sich betont Zeit. „Salem aleikum,“ beginnt er das ewige Ritual einer traditionellen Bestellung in den Geschäften dieses Gettos und fährt fort: „Wie geht es der verehrten Mutter, wie geht es den Söhnen – ist alles in Ordnung?“

„Es geht uns allen gut“, versichert der bärtige Fleischer, sichtlich verlegen, „bei Allah, ich wünsche mir nur, daß es euch genauso gut geht wie uns!“

„Und wie geht es dem Vater? Ist der Bruder schon zurück aus Sfax? Was erzählt er von den anderen Verwandten, von den Kousins und Kousinen, von den Onkeln und Tanten, den Großvätern und Großmüttern, von den Enkeln, Nichten, Neffen, Verschwägerten und Angeheirateten, einschließlich allen Lebenden und Verstorbenen? Ja, was erzählt er denn?“

Schließlich sprechen sie doch noch über das gewünschte Hammelfleisch. Die Umstehenden werden schon unruhig. „Ich möchte es ganz frisch haben,“ betont der Mann im Kaftan.

Der Metzger, offenbar verärgert, greift nach einem Fleischstück gleich links neben ihm und hält es dem Käufer unter die Nase. Der Tunesier rückt drei Schritte zurück und verzieht wutentbrannt das Gesicht. Er bekommt gleich einen tödlichen Blick und verflucht den Fleischer mitsamt seiner gesamten Sippschaft.

„Dieses Fleisch stinkt!“ schreit er. „Warum kaufe ich Idiot noch immer bei dir, du bist noch immer der kleine Metzger vom Land, dein Fleisch ist noch immer alt! Ich hole in Zukunft meinen Hammel nur noch bei Alain, dem Franzosen!“ Er macht aufgeregt auf dem Absatz seiner flachen Sandalen kehrt und verläßt verächtlich ausspuckend den Laden.

Der Metzger bleibt gelassen zurück. Für ihn sind solche Auftritte der reine Alltag. Morgen wird alles wieder vergessen sein in „La Goutte d'Or“ und auch

der Mann im Kaftan wird morgen wieder das Fleisch bei ihm kaufen, als wäre überhaupt nichts passiert. Er wird eben morgen das Hammelfleisch holen, das er heute verschmäht hat.

In der „Rue de la Goutte d'Or“ macht sich der Feiertag der Moslems auffallend stark bemerkbar. Überall palavern die arabischen und afrikanischen Bewohner des Viertels in kleinen und großen Gruppen. Fahrzeuge kommen nur im Schrittempo und nur mit langen Fahrtunterbrechungen vorwärts. Und die prallgefüllten Einkaufstaschen versperren das Trottoir. Auch hier sieht man kaum Frauen.

Auch ältere Franzosen sind kaum zu sehen in diesem Viertel. Die hektographierten Handzettel an den Häuserwänden werden immer kleiner und zahlreicher. Es häufen sich auch die arabischen Schriftzeichen an den Geschäften. Ahmed geht mitten in der Gasse. Im Vorbeigehen hat er gerade die Szene in der Metzgerei miterlebt, auf seinem Weg zu einem „Kulturabend“. Der Dreiundzwanzigjährige wohnt seit über sechs Jahren in „La Goutte d'Or“, er kam mit seinen Eltern aus Tunesien hierher. Ahmed ist unersetzlich, seine olivschwarzen Augen wirken ziemlich unruhig. Seine Gesichtszüge sind gespannt.

Ahmed passiert gerade das „Hôtel Sélect“, das gleich am Anfang der überaus pittoresken „Rue de la Goutte d'Or“ liegt, vor den vielen Läden mit den Kästen voller getrockneter Aprikosen und überreifer Orangen. Noch vor einigen Wochen war das Hotel ein ziemlich heruntergekommener Schuppen, wo in den Fenstern der traditionelle Karton bereits durch Papier ersetzt worden war und wo in jedem Zimmer mindestens ein Dutzend Gastarbeiter hauste. Obwohl diese sich hier alle illegal eingeschlichen hatten, zahlten sie für das baufällige Gebäude dennoch hohe Mieten. Alle vier Wochen tauchte ein „Besitzer“ auf und kassierte; und niemand wußte, ob das nicht nur jemand von der Polizei war, der sein monatliches Einkommen erhöhte.

Ahmed steht vor dem „Hôtel Sélect“. Was er sieht, ist bezeichnend für die Entwicklung in diesem Gastarbeiter-Viertel in der letzten Zeit. Das „Hôtel Sélect“ sieht noch immer wie kurz nach einem Bombenangriff aus. Die Mauerreste sind geschwärzt von Rauch, die Dachbalken eingebrochen und verkohlt, die Fenster herausgesprengt. Eine Bombe explodierte vor einigen Wochen in diesem Hotel, versteckt in einem Schrank. Zwei Menschen starben in den Flammen. Noch immer baumelt vom vierten Stock ein trostlos aussehender Strang aus zusammengeknüpften Bettüchern aus einem Fenster. Er hängt da wie eine makabre Fahne der „Goutte d'Or“.

„Es hausen schon wieder welche darin“, erklärt gerade ein Algerier neben ihm, höhnisch grinsend. „Und es kostet sie noch mehr als vorher!“

Ahmed betritt in einer Seitenstraße der „Rue de la Goutte d'Or“ ein Haus mit einem dunklen Eingang. Ein typisches Haus des „Goutte d'Or“-Viertels. Dreistöckig. Mit einem türkischen Kolonialwarenhändler im Erdgeschoß, mit Bohnensäcken und Kisten voller Sonnenblumenkerne und kleiner, schwarzer Oliven vor der Tür. Der schmale Eingang zu den Wohnungen darüber liegt gleich rechts daneben. Die Tür steht die ganze Nacht über offen. Im Gang

riecht es schon wieder nach Urin.

Ahmed steigt die Holztreppe hinauf zum zweiten Stock. Er betritt die linksliegende Wohnung. Ein Raum mit einer Küche. Der Raum ist spärlich eingerichtet. Drei lange Holzbänke befinden sich an den weißgekalkten Seitenwänden, die von oben bis unten mit Graffiti verschmiert sind. In der Mitte ein Tisch, aus rohen Brettern gezimmert, an der Wand eine Schiefertafel. Einige Genossen sitzen schon da. Ahmed kennt sie von anderen Abenden. Er grüßt und setzt sich auf einen freien Platz auf einer Bank. Hier werden seit einiger Zeit ziemlich regelmäßig Sprachkurse und Vorträge abgehalten. Es werden Kurse in französischer Sprache für diejenigen durchgeführt, die gerade aus dem weißen oder schwarzen Afrika gekommen sind; aber auch arabische Sprachkurse für alle, die in Paris geboren wurden und nirgendwo anders ihre Muttersprache zu lernen vermögen. Das Ganze fungiert als „Kulturverein“. Heute abend findet hier ein „loses Zusammentreffen“ statt.

Hier werden von den Mitgliedern die persönlichen Erfahrungen im Gastland ausgetauscht, hier wird seelischer Schutt abgeladen. Es kommt alles zur Sprache, was die Gemüter beunruhigt. Manchmal sind diese kulturellen Aktivitäten auch ein Deckmantel für politische Diskussionen.

Ein großer Hagerer mit Vollbart, der Ahmed mit dem Namen Mohand vorgestellt worden war, führt das Wort. „Man wird hier bald das ganze Viertel anzünden, wenn wir nichts dagegen unternehmen“, ruft er mit engagierter Stimme aus. „Weil sie auf legale Art nichts erreichen können, greifen die Bosse und Spekulanten jetzt zu diesen Mitteln, um uns aus unserem Viertel zu vertreiben. Sie wollen jetzt eben auch hier schon Millionengewinne machen!“ Der junge Mohand gerät in Erregung. Man sieht es ihm an, daß es sicher kein angenehmes Gefühl ist, in einer Gegend zu leben, in der manche Hausherren heute schon selbst ihre Häuser anzünden, damit sie die Anwesen renovieren können. „Wir dürfen auf keinen Fall länger zusehen, wie diese rücksichtslosen Kapitalisten-Bonzen uns den letzten Fleck unter den Beinen wegziehen!“ ruft Mohand erregt aus. Und von den Pariser Schiebern ist der Sprung offenbar nicht allzu groß zur allgemeinen internationalen Lage. Mohand redet sich in Rage. Es ist ein heißer Abend und alle Gemüter hier werden sehr schnell erhitzt, in dieser „Kulturwerkstatt“ im Norden von Paris.

Mohand spricht dann auch noch ausführlich von den politischen Aktionen, die einige seiner Bekannten in den letzten Wochen unternommen haben. Er spricht vom Kampf der arabischen Brüder gegen die nordamerikanisch-israelischen Imperialisten im Vorderen Orient, von diesem blutigen Kampf um die Vorherrschaft in diesen Gebieten, der seiner Meinung nach auch hier und jetzt in diesem Pariser Viertel stattzufinden hat. Er erzählt von den Druckereien, die in diesem Viertel die illegalen Druckschriften und Flugblätter herstellen; von den Räumen, in denen die Bomben hergestellt wurden, mit denen israelische und amerikanische Botschafter auf offener Straße angegriffen wurden; von der guten Basis, die sich die Untergrund-Organisation hier in „La Goutte d'Or“ geschaffen hat. Und er mustert jeden sehr genau, der hier eintritt.

Am 17. September 1982 explodierte eine Bombe im Auto eines israelischen Diplomaten, unmittelbar vor einem Pariser Gymnasium. Es gab fünf Schwer-

verletzte, 43 Leichtverletzte, einen Toten. Am 21. August des gleichen Jahres ging vor dem Haus eines Beraters der amerikanischen Botschaft eine Bombe hoch und tötete zwei Sprengstoff-Entschärfer, die gerade an der Arbeit waren. Bomben wurden im März dieses Jahres vor das israelische Handelszentrum geworfen; andere vor Banken und Geschäftshäuser, die eng mit Israel zusammenarbeiten.

Mohand erzählt davon, daß mittlerweile eine enge Zusammenarbeit zwischen Extremisten in „La Goutte d'Or“ und einigen der vielen moslemischen Befreiungsgruppierungen besteht. Eine libanesische Befreiungsorganisation ist sogar direkt in diesem Viertel gegründet worden. Und die Gruppe „Action Directe“, eine radikale Untergrundorganisation in Paris, besetzte einige zum Abbruch und zur Spekulation vorgesehene Häuser vornehmlich in „La Goutte d'Or“. Die „Brigaden der bewaffneten Propaganda“, die sich „marxistisch-leninistisch“ nennen, haben sich in die von der „Action Directe“ besetzten Häuser der „Goutte d'Or“ miteingenistet. Bei einem Türken sollen vor kurzem in einem dieser besetzten Häuser jene Pistolen gefunden worden sein, mit denen Mitglieder der israelischen und amerikanischen Botschaft erschossen worden waren. Die Pistolen stammten aus der Tchechoslowakei, erzählt man sich.

Ahmed selbst hat schon häufig Flugblätter und Zettel in die Hand gedrückt bekommen, die ebenfalls diese Atmosphäre der Unsicherheit, des Haßes und der Gewalt deutlich machen, die derzeit in „La Goutte“ herrscht. In der letzten Zeit immer öfter. Sie stammten von der „Action Directe“. Meist waren sie in arabisch verfaßt. Er hat sie weggeworfen, für ihn ist diese Art der Gewalt keine Lösung.

„Action Directe“ signiert mit roten Spraylettern an den Hauswänden, „A. D.“ Und es gibt auch schon Verräter unter ihnen, die geheime Pläne an die Polizei weitergeben – und einige Verräter wurden auch schon von der Gruppe eigenhändig zur Strecke gebracht.

Mohand erklärt entschieden, daß man sich unbedingt zu solidarisieren habe mit denjenigen in diesem Viertel, die sich gegen die imperialistische Unterdrückung engagierten. „Wir sahen doch lang genug zu, wie uns die Franzosen immer mehr ausbeuteten. Uns immer mehr in Abhängigkeit und Unsicherheit führten, bis wir so krank wurden, daß wir uns überhaupt nicht mehr zu wehren vermochten! Wir warteten doch lang genug, bis hier immer häufiger Jugendkriminalität und Rassismus auftauchten, auch Schikane, Unterdrückung, Isolation. Es muß doch einmal Schluß damit sein! Wir müssen ihnen endlich zeigen, daß wir uns zu wehren verstehen, daß wir durchaus auch zurückzuschlagen vermögen! Und daß wir mit ihrer Politik überhaupt nicht einverstanden sind!“

Ahmed hört sich alles an. Er wundert sich nur, daß alle dermaßen aufgeregt sind. Ich fühle schon fast wie ein Franzose, denkt er. Marokkaner, Tunesier, einige Türken, Syrer und Ägypter – alle Anwesenden verdammen jetzt einheitlich die Intervention der israelischen Truppen im Libanon. Die Anwesenden werden in den nächsten Minuten immer fanatischer, vergessen völlig ihren Aufenthaltsort, Paris am Ende des zweiten Jahrtausends, schwören Rache und Vergeltung; und versprechen sich lautstark und engagiert die Unterstützung im Kampf der lokalen Untergrund-Organisationen gegen Israel und den US-

Imperialismus. „Diese verfluchten Hurensöhne, diese imperialistischen Schweine, diese blutrünstigen Israeli; sie seien tausendmal verflucht!“ schreit Mohand.

Seine Augen werden immer unruhiger und drohender; unkontrollierte Zuckungen im Gesicht zeigen seine Unbeherrschtheit an, auch seine Lippen beginnen verdächtig zu zucken. Ahmed beobachtet den Bruder direkt neben ihm. Er scheint sich bereits als Mitglied der Befreiungs-Organisation zu fühlen, als Mitglied einer Partisanengruppe. Zum Bluttausch scheint es bei ihm nicht mehr allzuweit zu sein, denkt Ahmed. Er verläßt bald die Gruppe.

Nach dieser Diskussion, die schnell in ein absolutes Chaos führte, was Ahmed sogar noch auf dem Trottoir mitbekam, sitzt Ahmed einige Zeit im „Café Eden“. Auch hier sind nur Männer versammelt. Mit seltsam hageren, oft verstört aussehenden Gesichtern. Die Männer wechseln alle paar Minuten ihren Stand- oder ihren Sitzplatz. Die Tische und Stühle sind lindgrün gestrichen, dunkelblauer Plastiküberzug klebt auf den Tischplatten. In der verchromten TV-Jukebox flimmert ein Film, der eine weiße Wüstenlandschaft zeigt, dazu tönt Musik aus dem Maghreb. Die Gäste nehmen überhaupt keine Notiz von dem Film.

Das Innere des Cafés sieht heruntergekommen aus als noch vor einigen Jahren, dafür aber auch gemütlicher und lässiger und wesentlich offener. An einem der Tische essen drei französische Jugendliche einen Shish-Kebab. Es hat sich offenbar herumgesprochen in Prais, daß einige der preiswertesten Lokale hier in „La Goutte d'Or“ zu finden sind. Aber die Fensterscheiben sind mittlerweile auf allen Seiten noch blinder geworden.

Auch hier wird lautstark debattiert, richtig gemütlich geht es zu, findet Ahmed. Seit Wochen wird in der französischen Automobilindustrie gestreikt. Die Arbeiter fordern eine Anhebung der Löhne und höhere Zulagen. Zu 80 % sind die Arbeiter in den Autofabriken Immigranten. Auch in diesem Café hört Ahmed deshalb erneut die ihm schon bekannten Parolen. „Wir können uns die Ausbeutung nicht länger bieten lassen!“ – „Hat uns Mitterrand eine bessere Behandlung versprochen oder nicht?“ – „Wir werden den Bossen das Fürchten lernen!“ An allen Tischen erklingen solche und ähnliche Reden. Es ist nach Mitternacht.

An einem Tisch wird gerade erzählt, daß eine Ohrfeige, die ein Büroangestellter einem Arbeiter gab, bei einem Streik von Ctroëen den Faustschlag eines Arbeiters zur Folge hatte. Der Angestellte ging daraufhin auch tatsächlich zu Boden. Zuerst soll der Arbeiter den Angestellten im weißen Kittel angeblich kräftig angespuckt haben, erzählt man sich grinsend am Tisch.

Der aggressive Ton der Arbeiter gegenüber den Direktoren soll in Zukunft noch härter und unfreundlicher werden in den Betrieben. Die Arbeiter sollen sich überall unzufriedener und aufsässiger zeigen. Diese Unzufriedenheit soll dann überall zum Kampf führen, zum Angriff auf die bestehenden Verhältnisse, zu einer echten Veränderung des gesellschaftlichen Systems. Das bekommt Ahmed von einer anderen Seite mit.

Die Direktoren kämpfen dagegen mit allen legalen und auch illegalen Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen. Auch mit Hilfe von Falsch-Aussagen. Oder mit getürkten Protokollen, sagt ein Arbeiter, der auch nach Mitternacht noch

im Monteurskittel steckt.

Seit Ferienschluß wird bei Citroën nur 60 % der geplanten Leistung produziert, erzählt man sich. Es soll dabei ein Verlust von 500 Fahrzeugen pro Tag entstehen. Die Citroën-Fabrik von Levallois war mit ihrem 3 000 Beschäftigten zeitweise völlig stillgelegt. „Ich bin ein Streikender, weil das heute schon jeder ist,“ sagt ein Schwarz-Afrikaner neben Ahmed.

Morgen sollen auch die bisherigen Streikbrecher dazu gebracht werden, daß sie ebenfalls die Maschinen anhalten. Es wurde beschlossen, dies notfalls mit Gewalt zu erreichen. Manche wollen sogar mit Schlagstöcken anrücken.

Ahmed ist schon froh, daß er nicht in der Groß-Industrie arbeiten muß. Er war eine Zeitlang als ungelernter Arbeiter in einer Autofabrik tätig, mußte aber bald einen neuen Job suchen, weil seine Gesundheit diese anstrengende Tätigkeit nicht aushielt. Ahmed hört noch etwas zu bei den Diskussionen der Industriearbeiter, dann zahlt er seinen Kaffee und geht heimwärts.

Ahmed kommt wieder die „Rue de la Goutte d'Or“ entlang. Die Straße dient auch nachts als wichtigste Zentralachse in diesem Viertel. Ein Besoffener torkelt auf dem Trottoir, hält sich mühselig an einem Fensterladen fest. Ein Clochard pennt im Rinnstein. Nur aus den Cafés dringt jetzt noch etwas Licht aus kleinen Ritzen. Die arabischen Cafés haben zwar schon geschlossen, aber eben auf ihre Art. Die Besucher sitzen hier hinter zugezogenen Vorhängen und heruntergelassenen Jalousien und spielen um Geld, im Kerzenlicht. Bis in die frühen Morgenstunden werden sie jetzt dort sitzen und spielen, wenn sie nicht doch noch von einer Polizeistreife gestört werden.

Ahmed kommt an dem ehemaligen Bordell in der „Rue de la Goutte d'Or“ vorbei. Früher standen um diese Zeit noch riesige Trauben von geilen Männern vor der Tür, heute herrscht hier gähnende Leere. Keine schwarze Lulu mit Tigerfellwäsche gibt es hier, keinen Stoß für 100 Francs. Alle Fensterläden sind verschlossen, die Eingänge vernagelt. Nach dem Antritt der sozialistisch-kommunistischen Regierung in Frankreich wurden als erstes die Bordelle der „Goutte d'Or“, diese wahren Fick-Fabriken, völlig ausgeräumt. Man wollte offensichtlich niemanden mehr an diesem „Gold-Esel“ verdienen lassen. Und der Boß der „Action Directe“ hatte sich natürlich als erster den Spaß erlaubt, eines dieser ausgeräumten Bordelle in „La Goutte d'Or“ zu besetzen. Nach kurzer Zeit war das Bordell dann voll von Türken, Libanesen, Marokkanern. Jetzt arbeiten die Nutten in diesem Viertel eben auch nur noch im Geheimen. Noch immer sind hier in manchen Appartements bis zu zehn Mädchen im Schichtdienst am Werk, um die Lust der Arbeiter zu befriedigen. Nur kassieren eben jetzt andere.

Ahmed selbst ging auch lange Zeit regelmäßig zu diesen „filles de joie“. Er ließ sich dort für einen halben Hunderter eine Handmassage verabreichen. Auch dort herrschte jedesmal Streit. Man beschwerte sich, daß die Preise zu hoch seien, und daß die geleistete Arbeit in keinem Verhältnis zur bezahlten Summe stehen würde – und wurde gleich von irgendwelchen Ganoven vor die Tür gesetzt. Ahmed ist das selbst passiert.

Ahmed kommt vorbei an den Couscous-Restaurants, den türkischen Badestuben und den Bars mit den Bauchtänzerinnen. Früher standen hier um diese

Zeit auch noch jene hüfthohen Kartonschachteln mitten auf der Straße, auf denen die illegalen Geldspiele mit hohen Einsätzen betrieben wurden; auch sie verzogen sich mittlerweile in die Heimlichkeit. Dann passiert Ahmed auch die neuen Schuppen aus Blech, Plastik, Holz und Tüchern, die jetzt nicht nur in manchen Hinterhöfen entstehen, sondern auch auf manchen Bauplätzen, weil doch immer mehr Immigranten in dieses Viertel ziehen.

Ahmed steigt die schmale Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Er wohnt im fünften Stock, unter dem Dach. In einem Haus aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Noch ohne Bad und Dusche. Und fließendes Wasser gibt es nur auf dem Gang. Zwei Dutzend Blech-Briefkästen hängen im Flur an der rechten Wand, verrostet, verbeult. Einige quellen über von Drucksachen, andere sind aufgebrochen. Auf einem stehen mindestens zwanzig Namen, arabische. Die Treppe ist so schmal, daß hier gerade eine Person Platz findet. Jemand hat schon wieder die Tür des Hockklosetts offengelassen, das sich hier noch immer im Treppenhaus befindet. An den Wänden sind überall Wasserflecken zu erkennen. Vor einigen Tagen hat es geregnet und hier sind viele undichte Stellen. „Was werde ich machen, wenn sie auch dieses Haus anzünden?“ denkt Ahmed beim Hinaufsteigen. Dann verdrängt er diesen Gedanken sofort wieder. „Sie können doch nicht alle Häuser abbrennen,“ sagt er sich, „irgendeinen Unterschlupf werde ich sicher finden!“

In seinem Zimmer schlummern einige seiner jüngeren Brüder schon friedlich. Einer hat sich in sein Bett geschlichen. Ahmed hebt ihn vorsichtig heraus und legt den Schlafenden auf eine Matratze. Die Glocke von „Sacr  -Coeur“ droben auf dem nahen Montmartre-Berg schlägt die zweite Stunde. Zwei Stunden ist der neue Tag schon alt, denkt Ahmed. Er kann nicht gleich einschlafen. Er läßt die vergangenen Stunden noch einmal vorüberlaufen. Es war ein Abend wie jeder andere in diesem Viertel, ohne irgendwelche besonderen Vorkommnisse. Ahmed ist das alles jetzt schon gewöhnt, er kennt ja nichts anderes. Ihm sind auch hektische Diskussionen und erregte Debatten lieber als das stundenlange Zuhause sitzen, wie er es früher getan hat. Er hört gern zu. Er verfolgt gern diese Aufrufe zum Streik und zum Kampf gegen die Ausbeutung, zu diesem Kampf, der heute auch schon ein bewaffneter, organisierter Widerstand werden soll in diesem Viertel von „La Goutte d'Or“. Für ihn ist das wesentlich interessanter als Fernsehen. Er hat seinen Arbeitsplatz und seine Freundinnen und seine Familie. Es wird doch alles beim alten bleiben, denkt er sich. Aber manchmal fragt er sich auch, ob „La Goutte“ vielleicht sogar wirklich einmal brennen wird? Der Morgen wird die Antwort sein.

*„Denn man muß sich doch ernsthaft überlegen: Welche Lösungen aus den herrschenden Spannungen in einem Getto sind hier zu erwarten, wenn nicht Gewalttaten? Je mehr Immigranten merken, was hier gespielt wird, desto größer wird ihre Radikalisierung, desto schneller entwickelt sich auch in Paris ein Unruheherd mit beträchtlicher Sprengkraft; ein Zündstoff sozusagen mit Zeitzünder.“
(Aus: „Paris-Harlem“ 1979).*

Wigand Lange Leben im Schwarzenviertel

Ein Bericht über den alltäglichen Rassismus in den USA

Das Städtchen Madison mit seinen 170 000 Einwohnern liegt im Staate Wisconsin, der im Norden an Kanada grenzt. Im Winter kann es hier fürchterlich kalt werden. Madison ist die Hauptstadt von Wisconsin, das flächenmäßig etwa mit England vergleichbar ist.

Als ich im Januar 1970 auf dem winzigen Flugplatz von Madison landete, hatte ich von all dem keine Ahnung. Ich wußte nur, daß ich ein Jahr an der University of Wisconsin, die mir aus akademischen Gründen empfohlen worden war, studieren würde. In diesem malerischen, von zwei Seen umgebenen Städtchen fühlte ich mich das ganze erste Jahr über – insgesamt wurden es acht Jahre – wie im Urlaub. Europa war weit weg, aber auch mit der tausende von Kilometern entfernten Ost- und Westküste hatte man hier im ruhigen Mittleren Westen gewöhnlich wenig Kontakt. Im Gegenteil, wer es sich leisten kann, kommt von New York oder Los Angeles nach Madison, um hier einen Sommer lang zu studieren und dem Rummel der Metropolen zu entfliehen.

Viel Industrie hat Madison nicht; da wäre höchstens der Wurst- und Fleischfabrikant Oskar Mayer zu nennen. Aber auch der hat vor zwei Jahren sein Schlachthaus zugemacht und in den Staat Iowa verlegt, wodurch er die in Wisconsin neu auferlegten Umweltbestimmungen umging. Für Madison bedeutete das hunderte von zusätzlichen Arbeitslosen. Die Haupt-„Arbeitgeber“ in Madison sind die Regierung und die Universität, an der immerhin 40 000 Studenten studieren. Ringsum ist Madison von agrarischem Hinterland umgeben, das dünnbesiedelt und dessen Bevölkerung meist konservativ eingestellt ist.

In den sechziger Jahren entwickelte sich die Universität in Madison – neben Berkeley – zu einem der radikalen Zentren der Studentenbewegung. Als im Sommer 1970 das Forschungszentrum der Army auf dem Campus von vier Studenten in die Luft gesprengt wurde, gab dies Schlagzeilen weit über die USA hinaus. Die Aktivitäten der Studenten richteten sich vorwiegend gegen den Vietnam-Krieg und gegen die Verflechtung der Hochschule mit dem Big Business und dem Pentagon. Für eine umfassende Gesellschaftskritik fehlte in Madison jedoch eine wichtige Voraussetzung: es gibt dort weder eine Arbeiterklasse größeren Ausmaßes noch jene Gruppe, die für ein Verständnis der amerikanischen Gesellschaft von nicht zu überschätzender Bedeutung ist, nämlich die ethnischen Minderheiten, allen voran die Schwarzen. Die schwarze Bevölkerung dürfte sich auf ein bis zwei Prozent belaufen, ein Getto gibt es in Madison nicht. Zwar wurden an der Universität die Geschichte und Kultur der Schwarzen, die Sklaverei und der Rassismus in Vorlesungen und Seminaren erforscht und diskutiert (allerdings meist von Weißen).

Das letzte Jahr meines zehnjährigen USA-Aufenthalts hatte für mich eine besondere Bedeutung. Ich wohnte nicht mehr in Madison, sondern in dem nur 90 Meilen entfernten Milwaukee am Michigansee. Die Erfahrungen, die ich dort sammelte, gehören zu jenen, die man so schnell nicht wieder vergißt.

Interessanterweise passierte gerade, als ich – noch in Milwaukee – diese Zeilen niederschrieb, folgendes: Es klopft, eine Nachbarin ist da, eine Schwarze, sie bittet mich um zwei Dollar, sie habe die letzte Nacht im Gefängnis verbracht, sie müsse zum Gericht und zum Fürsorgeamt, habe kein Geld für den Bus, das Ganze sei wegen ihres Autos, das Nummernschild und die Registrierungsnummer, es sei alles nur ein Mißverständnis . . .

Ich verstehe den Zusammenhang nicht so genau, gebe ihr das Geld. Ein anderes Mal ließ sie sich fünf Dollar von mir, es war Monatsende; am Abend bat sie mich, sie in die Stadt zu fahren, wie sich herausstellt, in eine Diskothek. Sie hat sich fein herausgemacht. Ich wundere mich darüber, sage mir aber, daß die Diskothek eine der wenigen Möglichkeiten für Gail ist, ihrem alltäglichen Schlamassel zu entfliehen. Sie ist jung, aber schon Großmutter. Einmal sah ich Kerzenlicht bei ihr im Haus. Wie mir jemand erzählte war das nicht etwa modischer Gag, sondern das Elektrizitätswerk hatte wegen unbezahlter Rechnungen den Strom abgestellt. Gails Mann wurde in einem Graben bei San Francisco zerstückelt aufgefunden. Er war von der Armee beurlaubt, auf dem Weg nach Hause, hatte sein ganzes Urlaubsgeld bei sich.

Anders als in dem fast sorgenfreien Madison wurde ich in Milwaukee fast tagtäglich mit derartigen Ereignissen, Zuständen und Geschichten konfrontiert. Natürlich kann man auch in einer amerikanischen Großstadt so leben, daß man von Rassenproblemen höchstens etwas in der Zeitung liest oder im Fernsehen sieht. Wer es sich leisten kann, zieht einfach von der Innenstadt in einen der Vororte, wo man noch relativ sicher lebt und wo die Farbigen herausgehalten werden. In Milwaukee leben die Haute Volée und die Intelligenzler der beiden Universitäten an der Ostseite, mit weitem Blick über den Michigansee.

Es ist chic, dort zu wohnen, man zahlt hohe Mieten, gibt sich snobistisch, liberal und jogt in den Parks. Mein erstes Apartment in Milwaukee lag auch dort. Ziemlich bald hatte ich diese elitäre Atmosphäre satt. Bald war eine tolle Wohnung gefunden, 150 Dollar im Monat, 4 Zimmer, Küche, Bad, zwei Balkons, und – wie der Hausherr erklärte – schöne alte deutsche Holzarbeiten. Die Miete war so niedrig, weil das Haus am Rande des Schwarzenviertels lag. Erst dachte ich, das Viertel sei gemischt, aber es stellte sich heraus, daß dort nur ganz wenige Weiße wohnten.

Daß es in dem Land, das sich brüstet, das reichste Land der Erde zu sein, auch Armut, Gettos, Wirtschaftsflauten, Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Rassenkonflikte gibt, das war mich auch vorher bekannt, aber alles war immer von den Medien gefiltert und gefärbt. Durch meine persönlichen unmittelbaren Erfahrungen aber nahmen die gleichen Mißstände neue Dimensionen für mich an. Statistiken und offizielle Berichte sind eine Sache: man liest, daß nach offiziellen Angaben der Regierung und der katholischen Kirche etwa dreißig Millionen Amerikaner unter der Armutsgrenze leben. Man liest über die Unruhen in den Gettos, zuletzt in Miami City. Man liest, daß es acht bis neun Prozent Arbeitslose gibt und daß die Schwarzen am härtesten von der ökonomischen Krise betroffen sind, daß schwarze Jugendliche kaum eine Aussicht auf Jobs haben. Was man aber in den Zeitungen schon nicht mehr lesen kann, ist die Tatsache, daß ganze Gruppen von Arbeitslosen in den

offiziellen Statistiken gar nicht erfaßt werden, nämlich die, die keine Arbeitslosenunterstützung mehr beziehen oder ihre vergebliche Suche nach Arbeit aufgegeben haben. Jugendliche, die frisch aus der Highschool kommen, haben ja noch nie „gearbeitet“ und werden auch nicht erfaßt, Kurzarbeiter ebenfalls nicht. Die tatsächliche Arbeitslosenrate liegt also wesentlich höher als allgemein zugegeben wird. In Miami City liegt sie, nach Angaben der *Urban-League*, für schwarze Jugendliche bei über 90 Prozent.

Von den zahllosen Tragödien, die sich hinter den scheinbar so neutralen Arbeitslosenzahlen abspielen, ist in der Presse auch nur selten die Rede. Die „freie“ Marktwirtschaft in den USA funktioniert nach dem Prinzip „Wer zuletzt geheuert, der zuerst gefeuert“. Die Schwarzen und andere Minderheiten sind von der gegenwärtigen Entlassungswelle am härtesten betroffen, weil sie als letzte eingestellt wurden. Wer noch einen Job hat, lebt in ständiger Angst, daß er ihn verlieren könnte. Auch von dieser Angst steht nichts in den Zeitungen. Mein Nachbar im Untergeschoß in Milwaukee befürchtete dauernd, er könne morgens zu spät in die Fabrik kommen, wo er Maschinen reinigte. Eines Morgens – es war halb fünf – konnte er seine Autoschlüssel nicht finden. In seiner Panik beschuldigte er seine Frau, sie verlegt zu haben. Ich hörte Schimpfen, Schläge, Schreien, Poltern. Er schlug seine Frau, weil er Angst hatte, zu spät zu kommen. „Dreimal zu spät“, sagte er mir, „und du bist raus“. Es passiert häufig, daß die gesellschaftlichen Konflikte in der Familie ausgetragen werden. So scheint es sich nach außen hin um reine Familienangelegenheiten zu handeln. Ganz in der Nähe von meiner Wohnung hat ein Junge auf seine Mutter geschossen, eine Frau erschoss ihren Mann. Ich las davon erst in der Zeitung. Über den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontext solcher Verbrechen stand da nichts.

Als 1980 in Milwaukee ein neues Super-Hotel eröffnet wurde, gab es 500 Stellen zu vergeben. Von den fünf- bis sechstausend Bewerbern waren die meisten Schwarze. Sie standen stundenlang, tagelang Schlange für Jobs, die wirklich nichts Besonderes darstellen: Putzfrauen, Pförtner, Gepäckträger und anderes Personal. Die Masse ging leer aus.

Worüber sich die Medien auch recht wenig Gedanken machen, ist die Frage, was die Arbeitslosen, besonders die Jugendlichen, eigentlich den ganzen Tag lang machen, wie sie auf die Krise, die sie am wenigsten verschuldet haben, reagieren. Ich konnte das sehr leicht von meiner Wohnung aus beobachten. Auf der Straße war tagsüber und im Sommer bis tief in die Nacht hinein reges Treiben. Da wurde gespielt, geredet, diskutiert, Radio gehört, getanzt, geraucht (natürlich auch Marihuana), getrunken, Autos repariert, da wurde gestritten, gerauft, heiße Waren gehandelt, oder einfach gewartet. Gerade die Jungen sind enttäuscht von einer Gesellschaft, die ihnen nicht einmal Arbeit bietet, die fünf Prozent Arbeitslosigkeit – das sind immerhin fünf Millionen arbeitslose Menschen – als „strukturell“ und „normal“ bezeichnet. Die junge Generation hat noch Erwartungen, Hoffnungen, Sehnsüchte, Wünsche, das weiß ich aus vielen Gesprächen. Wenn nichts davon in Erfüllung geht, rebellieren sie, um ihrer Frustration Luft zu machen. Das kann sich auf verschiedene Weise manifestieren. Alkohol und Drogen bieten sich als schnellste Ausfluchtmittel an. Natürlich kostet das Geld, oft viel Geld, und so kommt

eines zum andern: Schulden, Einbrüche, Überfälle, Schießereien, Morde. Mich wundert das aggressive Verhalten dieser *Rejected Generation* nicht. Sofern politisches Bewußtsein vorhanden ist, äußert sich der Protest in Bürgerrechtsaktivitäten, also in Versammlungen, Diskussionen, Demonstrationen, Streiks, Protestmärschen, Notdiensten, Selbsthilfen, Reformversuchen, und wenn alles nichts mehr hilft, in Unruhen.

Es ist leicht, in den gesetzwidrigen Handlungen nichts als Verbrechen zu sehen und sie als solche zu bestrafen. Die Gefängnisse sind, weiß Gott, voll von jugendlichen Schwarzen. Ist es denn aber so schwer, die gesellschaftlichen Ursachen der Verbrechen zu nennen? Man braucht ja nur einmal über die merkwürdige Tatsache nachzudenken, daß ein schwarzer Arbeiter im Schnitt nur sechzig Prozent von dem Lohn bekommt, den ein weißer Arbeiter für die gleiche Arbeit erhält. Wie kommt es, daß die Arbeitslosenrate für Schwarze doppelt so hoch ist als die der Weißen? Daß die Army sich aus lauter Schwarzen rekrutiert, von denen viele weder lesen noch schreiben können? Wie steht es mit der verfassungsmäßig garantierten Gleichheit aller Menschen?

Dem Rassismus liegt ein simples ökonomisches Prinzip zugrunde: Sklaven sind die billigste Arbeitskraft. Nun ist die Sklaverei allerdings abgeschafft, und so zahlt man den Minoritäten so wenig wie möglich. Statistiken beweisen, daß die wenigen wirtschaftlichen Fortschritte, die in dieser Hinsicht in der Bürgerrechtsbewegung gemacht worden sind, z. T. schon wieder aufgehoben sind. Reaktionäre Weiße wie Alan Bakke und Brian Weber sowie der Ku Klux Klan, der jetzt wieder Auftrieb gewinnt, behaupten schlicht, die Minoritäten seien zu lange bevorzugt worden, dadurch würden die Weißen benachteiligt. In Wirklichkeit geht es den Weißen immer noch besser, wie eh und je. Den Herren Bakke und Weber gefällt es einfach nicht, wenn auch ein Schwarzer mal Arzt oder Ingenieur werden könnte. Wenn sie die punktuelle Bevorzugung von Minoritäten als „umgekehrte Diskriminierung“ bezeichnen, dann zeugt das ja gerade von ihrem Rassismus. *Affirmative Action Programs* gibt es seit zwanzig Jahren. Betroffen davon waren aber nur ein geringer Teil der schwarzen Bevölkerung. Wie lange – so muß man vielmehr umgekehrt fragen – existiert denn eigentlich die Versklavung, Unterdrückung, Ausbeutung, Ausnutzung und Benachteiligung der schwarzen Rasse durch die weiße?

Der Rassismus erstreckt sich weit über die ökonomische Ausbeutung hinaus. Als ich einmal mehrere Stunden im Gerichtssaal saß, fiel mir auf, daß die große Mehrheit aller Angeklagten Schwarze waren, mehr junge als alte; daß der Richter sie als Bürger zweiten Ranges behandelte, indem er sie mit Vornamen anredete, sie zuweilen ungeduldig anschrie, wenn sie nicht kooperierten, und sie generell wie Vieh abfertigte. Wer sein juristisches Rotwelsch nicht verstand – und ich verstand es meist auch nicht – wurde in primitivem Englisch angefahren: „Maybe you understand this: if you don't pay one hundred dollars in ten days you will spend five days in jail. Next one!“ Mir blieb die Spucke weg. Mit der flott angezogenen jungen Weißen, die sich wegen eines vergleichbaren Verkehrsdelikts zu verantworten hatte, verfuhr derselbe Richter dann viel höflicher und kulanter. Mit einem jungen feschen Rechtsanwalt, der auch nur seine Strafzettel nicht bezahlen wollte, verschwand der Richter gar auf eine geschlagene Stunde in seine „Gemächer“, zur „Konsultation“, wie es hieß, sein

Fall sei von exemplarischer Bedeutung.

Schwarze sind heute noch weitgehend von politischen Ämtern, von den Hochschulen, von der Geschäftswelt ausgeschlossen. Der Prozentsatz jener, die es „geschafft“ haben, ist gering. Ich kenne die in allerlei psychologische Phrasen verpackte Theorie von Jensen und Konsorten, nach der die Schwarzen dümmer seien als die Weißen. Meine Erfahrungen an zwei Universitäten in den USA haben mich eines anderen belehrt. Aber einmal angenommen, Jensen hätte recht. Was geschieht denn mit den wenigen „intelligenten“, „begabten“ Schwarzen, jenen, die es „geschafft“ haben? Adam Clayton Powell, der mächtigste Schwarze im Kongress der 50er und 60er Jahre, selbst Opfer eines Rufmords, meinte einmal: „Alle schwarzen Führer in den USA, die eine ansehnliche Anhängerschaft hatten, sind entweder bestochen, ermordet, ins Gefängnis geworfen, belästigt oder ins Exil getrieben worden.“

Auch im Erziehungssystem hatte ich Gelegenheit, genauestens zu beobachten, wie der Rassismus funktioniert. Das weiße Establishment geht immer davon aus, daß das Land und alle Früchte, die es hervorbringt, ihm gehören. Sogar die Geschichte des Landes, seine Kultur, seine Ideen, ja sogar die Sprache, alles wird durch die weiße Brille gesehen. Wenn etwas offensichtlich Schwarz ist und nicht in dieses Konzept paßt, wird es einfach ignoriert, aus Geschichtsbüchern und damit dem Bewußtsein der Nation verbannt. Die Sprache der Schwarzen – so hört man immer wieder – sei kein legitimes Englisch. Ein Schwarzer, der in der amerikanischen Gesellschaft erfolgreich vorwärtskommen will, muß sich wie ein Weißer benehmen. Die Aufgabe der Schulen, Universitäten, der Polizei, Gerichte und Regierung ist es dafür zu sorgen, daß sich an all dem nichts ändert.

In Milwaukee ist vor zwei Jahren in einem schwarzen Stadtteil eine neue supermoderne Schule gebaut worden, nachdem die schwarze Bevölkerung lange genug dafür gekämpft hatte. Die Grundschulen in den Stadtzentren, wo die meisten Schwarzen wohnen, sind schlecht ausgestattet, zerfallen und werden häufig niedergebrannt und dann ganz zugemacht. Das Schulbudget in den USA wird nämlich zu einem Teil aus den Grundsteuern eines jeden Stadtteils bestritten, mit dem Ergebnis, daß die Schulen im Stadtinnern arm und überfüllt sind. Trotzdem erhielten die Schwarzen in diesem Fall eine neue Schule, deren Bau zwanzig Millionen Dollar kostete.

Als ob man aber die eigene „Großzügigkeit“ bereute, ließ es sich die Schulverwaltung einfallen, diese Schule in eine Spezialschule zur Vorbereitung für angehende Medizinstudenten umzuwandeln. Schwarze studieren aber – das ist bekannt – nur selten und schon gar nicht Medizin! (In den letzten zehn Jahren hat nur ein Schwarzer das zahnärztliche Diplom an der Marquette University, wo ich selbst unterrichtete, erhalten.) Es sollten also weiße Schüler in die schöne neue Schule gebracht werden, das heißt: sie sollte den Schwarzen weggenommen werden. Es hat sich aber eine mächtige Protestbewegung entwickelt, die diesen Plan bis jetzt vereiteln konnte.

In einem anderen Fall wurde eine neue Schule am Rande eines Schwarzenviertels gebaut. Als sie fertig war, wurde sie mir nichts dir nichts dem Schuldistrikt des benachbarten Weißenviertels einverleibt.

Seit der berühmten Entscheidung des Obersten Gerichtshofes von 1957,

wonach die Rassentrennung in den Schulen illegal sei, hat die Integration der Schulen von sich reden gemacht. In vielen Städten wurden Schüler gezwungen, jeden Tag per Bus – oft mehrere Stunden – in eine weit von ihrem Wohnviertel entfernte Schule zu fahren. Farbige und weiße Kinder sollten gemischt werden, um sich so kennen und verstehen zu lernen. Dabei sollte sich der Lernprozeß verbessern. Endlose Gerichtsverfahren, Proteste und Unruhen haben die Integration kompliziert. In der Praxis kann die von oben verordnete Integration so aussehen: in Milwaukee werden in der Hauptsache nur schwarze Kinder umgeschult, während die weißen Schüler an ihren alten Schulen verbleiben können. So werden die Schwarzen ihrer gewohnten Umgebung entzogen und in eine fremde – oft feindselige – Umgebung versetzt. Wieder einmal sind sie in der Minderheit, wieder einmal müssen sie die Bürde tragen.

Hier im Norden sind die Schwarzen fast überall in der Minderheit. Man muß sich das einmal richtig vorstellen. Tag und Nacht, bei der Arbeit, beim Einkaufen, in der Schule, in der Freizeit, immer von einer Mehrheit von Weißen umgeben. Das erzeugt ein ungeheures Maß an Entfremdung. Es ist kein Wunder, daß manche Schwarzen gegen eine Art von Integration der Schulen und Wohnviertel sind, die für sie bedeutet, daß sie auch dort in der Minderheit sind. Sie ziehen es vor, unter diesen Umständen für sich zu bleiben. Das will nicht heißen, sie seien gegen Integration oder gegen Weiße eingestellt.

In meinen Kursen an der Marquette University waren meist zwei bis drei farbige Studenten, der Rest bestand aus Weißen. Obwohl ich mich sehr darum bemühte, war es mir nur selten gelungen, die existierenden Barrieren zwischen beiden Gruppen zu durchbrechen. Ich glaube, daß sich die meisten weißen Studenten nicht der Rassenprobleme im Klassenzimmer bewußt waren. Warum auch? Sie sind es gewohnt, in der Mehrheit zu sein, und können derartige Probleme einfach ignorieren. In der Regel zogen sie die Farbigen nicht mit in ihre Diskussionen ein.

Ein schwarzer Student kam oft zu mir ins Büro, dort sprach er frei von der Leber weg. Wir haben uns angefreundet. Die Meinungen der weißen Studenten wären für ihn meist unverständlich bzw. nicht annehmbar, erklärte er mir. Man merke, daß sie Kinder reicher Eltern seien (Marquette ist eine Privatuniversität mit relativ hohen Studiengebühren); sie sagten, was der Lehrer hören wolle, um gute Noten zu bekommen; ihre Meinungen hätten oft keinen Bezug zum Leben, zur Realität, jedenfalls nicht zu der eines Schwarzen. Joe hat sich sehr um einen Dialog im Klassenzimmer bemüht; als er aber nur wenig Bereitschaft dazu bei den anderen vorfand, zog er sich mehr und mehr in sich selbst zurück. Seine Seminararbeiten handelten von der Frustration und Entfremdung eines Schwarzen in einer weißen Gesellschaft, es waren existentielle Manifeste, geschrieben in einem poetischen Ton. Ich bin davon überzeugt, daß Joe begabt ist. Seine Familie möchte, daß er Jura studiert, er selbst würde wohl lieber Künstler werden. Ich weiß nicht, ob er das eine oder das andere in dieser Gesellschaft schaffen wird . . .

Eine weitere Begleiterscheinung des alltäglichen Rassismus ist das Mißtrauen zwischen den Rassen. Zunächst sieht es so aus, als sei es beiderseitig: keiner

traut dem anderen. Es ist wie das Verhältnis zwischen Herr und Sklave, wobei immer erwartet wird, daß der Sklave seinem (selbstverständlich wohlwollenden) Herrn vertraut, während dem Sklaven im Zweifelsfall schlechte Absichten unterstellt werden. Man findet immer wieder Weiße, die sich über das Mißtrauen von Schwarzen beklagen. Auch hier empfiehlt es sich, historisch zu denken. Ist das Verhalten der Schwarzen nicht verständlich, da doch schließlich die Weiße Rasse die Schwarze versklavte und ihr bis heute noch keine echte Gleichberechtigung zugestanden hat? Nicht etwa umgekehrt! Übrigens wollen die Schwarzen keine Almosen, wollen sich nicht mit den Brosamen, die ihnen die Gesellschaft hinwirft, begnügen, sondern sie fordern volle Gleichberechtigung und Freiheit für ihre ganze Rasse.

Kurz nach meinem Umzug in das Schwarzenviertel passierte mir etwas, was meine Einstellung den Schwarzen gegenüber auf die Probe stellte. Leicht hätten latente Vorurteile an die Oberfläche treten können. An einem warmen Sommerabend gegen zehn Uhr spazierte meine Freundin und ich zu ihrer Wohnung. Unser Weg führte uns durch ein Viertel, in dem Schwarze, Puertorikaner, Chicanos und Weiße zusammen wohnten. Später erfuhren wir, daß diese Gegend besonders „gefährlich“ sei; man tue besser daran, hier zu fahren als zu laufen. Die Wohnung meiner Freundin wurde in jenem Sommer zweimal ausgeplündert, einmal in ihren Wagen eingebrochen. Diesen Abend aber dachten wir uns nichts Böses, die Straßen waren ja auch noch belebt. Plötzlich trat ein Schwarzer aus dem Schatten eines Lieferwagens, hielt mir eine Pistole mit ziemlich langem Rohr entgegen und murmelte etwas von Überfall und Geld. Ich war natürlich ziemlich verdattert und nervös und gab ihm die fünfzehn Dollar, die ich bei mir hatte, mein Scheckbuch mit Ausweisen, die Schlüssel, meine Jacke wollte er auch. – Selbstverständlich ärgerte und beunruhigte mich der Vorfall sehr, nicht so sehr der materielle Verlust als vielmehr der soziale Kontext und der Rassenaspekt. Was bedeutete das für mein Verhältnis zu den Schwarzen? Mußte sich da jetzt etwas ändern? Nach langen Überlegungen beschloß ich, in Zukunft vorsichtiger zu sein; an meiner Einstellung den Schwarzen gegenüber aber änderte sich nichts. Wir hätten ja genauso gut von einem Weißen überfallen werden können.

Was mir allerdings auch zu denken gab, war das Verhalten der Polizei, die erst spät am Tatort erschien, sich dann ziemlich herablassend einer Zeugin gegenüber verhielt – nur weil sie aus Lateinamerika stammte und kein „klares“ Englisch sprach – und auch mir nicht wohl gewogen war, da ich mich weigerte, den Täter auf verschiedenen mir vorgehaltenen Fotos zu identifizieren. Ich hatte ihn nämlich in der Dunkelheit nicht genau gesehen, meine ganze Aufmerksamkeit war auf die Pistole mit dem langen Rohr gerichtet, und ohnehin ging das Ganze blitzschnell. Die Detektive meinten, das mache nichts, ich solle mir die Bilder mal richtig anschauen (als ob es nicht so genau drauf ankäme, ich sollte nur einen aussuchen) . . . und richtig, auch ohne meine Identifizierung hieß es schon am nächsten Tag, sie hätten einen verhaftet, der sei's gewesen.

Der Rassismus der Polizei hier ist ungeheuerlich. Die Polizisten können sich viel leisten, da sie unter dem Schutz eines reaktionären Polizeipräsidenten stehen. Dieser ist auf Lebenszeit ernannt und ein guter Freund des Bürgermei-

sters. Das Heulen der Sirenen im Schwarzenviertel geht einem auf die Nerven, Tag und Nacht, besonders im Sommer. Immer scheint etwas los zu sein. Wenn ein Schwarzer verhaftet wird, kommen sie immer gleich in drei oder vier Polizeiautos, fünf bis zehn Polizisten, nachts oft, ich konnte das von meinem Fenster aus beobachten.

Im Jahre 1980 wurde in Milwaukee ein Fall, zwanzig Jahre nach der Tat, aufgedeckt, der den Rassismus der Polizei besonders krass offenbarte. Damals stoppte ein weißer Polizist das Auto eines jungen Schwarzen, angeblich funktionierte ein Rücklicht nicht (seinem Kollegen hatte er gesagt, er wolle sich mal einen Neger vorknöpfen). Der Schwarze lief aus Angst davon, der Polizist stellte ihm nach, erschoss ihn hinterrücks, wobei die Pistole sogar den Körper des Schwarzen berührte, und steckte ihm dann ein Messer in die Hand, damit der Mord nach Notwehr aussah. Als gerechtfertigte Notwehr ging der Fall auch in die Akten ein, obwohl es Zeugen für den Mord gab. Das löste die ersten Bürgerrechtsdemonstrationen in Milwaukee aus. Jetzt, zwanzig Jahre danach, hat der Kollege des Polizisten ein schlechtes Gewissen bekommen und hat geplaudert. In dem folgenden Gerichtsverfahren wurde der Polizist des Mordes schuldig befunden und zu mehreren Jahren Gefängnis mit Bewährung verurteilt. Daniell Bell aber ist und bleibt tot.

Die Palmerstraße in Milwaukee sieht aus wie ein Schlachtfeld, sie ist aufgerissen, in jedem Block steht ein ausgebranntes Haus. Die Besitzer kassieren lieber die Versicherungssumme, als daß sie die Häuser reparieren. Andere Häuser sind mit Brettern vernagelt, nachdem die Bewohner an die Luft gesetzt worden sind, weil sie die Miete nicht mehr zahlen konnten. Die Gegend ist mit Ratten verseucht. Wenn man hier ein Taxi bestellt, kommt es meist gar nicht . . . Ich habe dort ein Jahr lang gewohnt, habe eine neue Welt kennengelernt, eine neue Kultur, neue Gewohnheiten und Denkweisen. Mein Staunen über die Armut, das Ausmaß des Rassismus, über die Kluft zwischen Schwarz und Weiß, die Kriminalität, Drogen und Haß war maßlos. Es war nicht immer einfach, hier zu leben, oft deprimierend, häufig abenteuerlich und gefährlich. Es waren schwere und gute Zeiten. Ich habe gelernt, daß der Rassismus eines der wichtigsten Probleme in den Vereinigten Staaten von Amerika darstellt. Präsident Reagan richtet seinen Zeigefinger drohend gegen die „bösen Kommunisten im Kreml“, gibt grünes Licht für riesige Rüstungsaufträge und läßt mehr und mehr Raketen stationieren. Er müßte eigentlich wissen, daß in seinem Land eine Zeitbombe tickt. Er täte gut daran, etwas für seine Bevölkerung zu tun, anstatt ihr die ohnehin schon mageren Sozialleistungen zu streichen. Es ist dafür höchste Zeit.

Randy Perry Gesundbeter in Gottes eigenem Land

1966 sah ich zum ersten Mal im Fernsehen einen echten Gesundbeter. Damals lebte ich in Oklahoma, einem dünn bevölkerten Gebiet der Vereinigten Staaten, das wegen der Frömmigkeit seiner Bürger „die Schnalle des Bibelgürtels“ genannt wird. Der Gesundbeter war ein freundlicher, sympathischer „all-American“-Mann im dunkelblauen Geschäftsanzug. Mit weit gespannten Armen und einem gewinnenden Lächeln auf den Lippen betrat er die Bühne und begrüßte uns, sowohl die Zuschauer im Studio, als auch die zu Hause, mit einer klaren, tiefen Stimme voller Aufrichtigkeit. Hinter ihm auf der Bühne stand ein Chor vor einem großen weißen, von der Decke hängenden Kreuz. Die Sängerinnen trugen lange weiße Kleider und hatten etwas von der kosmetischen Perfektion von Schaufensterpuppen an sich. Die Sänger waren heiter, gesund aussehend und ebenso elegant gekleidet wie die Frauen. Am Anfang glich das Programm dem, wie man es jeden Sonntagmorgen in Tausenden von amerikanischen Kirchen erleben kann: es gab die üblichen langen Gebete, eine leidenschaftliche Predigt und liebliche Chorrhythmen. Der rhetorische Stil des Gesundbeters war allerdings etwas Ungewöhnliches. In langen, rollenden, sich wiederholenden Wellen sprach er von der endlosen Macht und Ehre Gottes, von unserer wunderbaren Heimat in Jesus, Seiner unbegrenzten Liebe und der Wohltätigkeit Seiner rettenden Gnade. Die Gebete . . . für ein Licht, um den Weg mitten in der Finsternis der Sünde wieder zu finden, für die Glückseligkeit, die zu denen kommt, die ihre Herzen zu Gott öffnen, und für die Gelegenheit, beim Jüngsten Gericht vor dem Thron des Himmels zu stehen, wenn die Toten auferstehen, und am heiligen Chor der Engel beim Singen „Gloria, Gloria, Halleluia“ teilzunehmen, gewannen eine Art von lyrischer Intensität. Als der Gesundbeter das Schicksal derer beschrieb, die ihrer Gottlosigkeit nicht abschwören wollten und die vom „Teufel geschmückte Krone“ nicht abzuwerfen vermochten und deswegen zur Hölle verdammt sind, war seine Stimme tief, dunkel und bedrohend. Das war aber erst das Vorspiel. Der wirkliche Höhepunkt kam am Schluß. Der Gesundbeter zog seine Jacke aus, rollte seine Ärmel auf und ging zu den Zuschauern ins Studio hinunter. Er trat auf zwei ältere Frauen zu, die in der ersten Reihe saßen. Auf seine ruhigen Fragen beschrieben sie ihre Leiden, den Mißerfolg aller vorhergehenden Behandlungen und ihre gegenwärtige Hoffnungslosigkeit. Ja, sagten sie, sie bekennen ihre Sünden und nehmen Jesus Christus in ihre Herzen auf. Der Gesundbeter legte die Hand auf ihren Kopf. Er schloß seine Augen und warf seinen Kopf zurück, wie in Meditation vertieft. Seine Gesichtszüge spannten sich. Einen Augenblick schwieg das Publikum. „Beten wir“, sagte der Gesundbeter endlich. Diesmal betete er aber anders als vorher. Statt Gott anzusprechen, rief er den Teufel beim Namen an, verlangte unter anderem seine Unterwerfung unter die Macht des Heiligen Geistes und verdamnte ihn auf mehrere Weisen in die dunkelsten Tiefen der Hölle. Wie ein biblischer Prophet von Gott besessen und gegen die elementaren Mächte des Bösen kämpfend, schwitzte er und schüttelte er sich, während fürchterliche Worte aus seinem Mund kamen. Die Kamera richtete sich auf die Gesichter der

zwei Frauen. Tränen rollten ihnen über die Wangen. Endlich zufrieden, daß seine Anstrengungen erfolgreich gewesen waren, erhob sich der Gesundbeter auf die Zehen und schrie in einem letzten Krampf: „Allmächtiger Gott, Dir sei Dank. Amen.“ „Amen“, antworteten die Zuschauer im Studio. Offensichtlich erschöpft, ließ der Gesundbeter seinen Kopf wieder hängen. Die zwei Frauen – sie fühlten sich schon besser – standen auf und umarmten ihn jubelnd. Die Kamera zog sich zurück, um das ganze Studio zu zeigen. Die Orgel begann zu spielen und der Chor zu singen. Ein unsichtbarer Ansager teilte uns mit, daß die heilenden Werke Christi unsere finanzielle Unterstützung benötigten. Alle Spenden sollten an die Adresse, die jetzt auf dem Bildschirm erschien, geschickt werden. Selbstverständlich könnten diese Spenden, fügte er hinzu, von der Steuer abgesetzt werden.

Das war 1966. Die Zeiten haben sich geändert und die amerikanischen Fernsehgesundbeter sind ehrgeiziger geworden. Offenbar von ihren vorhergehenden Erfolgen ermutigt, haben sie sich jetzt die schwierige Aufgabe gestellt, die Teufel auszutreiben, die ständig die ganze amerikanische Nation ins Verderben zu führen drohen – Teufel wie soziale Gleichberechtigung für Frauen, Bürgerrechte für Homosexuelle, legale Abtreibung, rassische Integration und das Lehren von moderner Biologie in den öffentlichen Schulen; alles in der Tat, was die neumodischen Gesundbeter pauschal als „säkularen Humanismus“ bezeichnen. Säkularer Humanismus ist eigentlich nur ein neuer Name für Atheismus oder, in der amerikanischen Volkssprache, „Gottlosigkeit“. Vorausgesetzt, daß die Amerikaner, wie es auf ihrem Geld steht, auf Gott vertrauen und Gott sie wiederum, mit den Worten des alten Liedes, „mit dem Licht von oben“ führt, kann Gottlosigkeit in einem amerikanischen Staatsbürger eine ziemlich beunruhigende Angelegenheit sein. Ein selbsternannter Fachmann in solchen Dingen, Herr Tim Lahaye von „Moral Majority“ (Moralische Mehrheit), hat tatsächlich eine klug organisierte Verschwörung entdeckt, und sie in Worte gefaßt, die vorher dem Kampf gegen die Kommunisten vorbehalten waren:

Wir sind (laut Lahaye) von einem Kern eingefleischter Humanisten, die sich vor mehr als einhundert Jahren die Massen zu kontrollieren vornahmen, nach Sodom und Gomorrah geführt worden. Sie halten uns in einem Würgegriff. Es gibt nur 275 000 von ihnen, sie kontrollieren aber alles – die Massenmedien, die Regierung und sogar den Obersten Bundesgerichtshof . . .

Unter ihrer charismatischen Führung haben die neuen Gesundbeter ein Heer von christlichen Soldaten zusammengetrommelt, um dieser teuflischen Bedrohung im Fernsehen, in den Schulen, in den Gerichtshöfen, in den Länderparlamenten, im Congress der Vereinigten Staaten zu begegnen – und dies sogar vom Weißen Haus aus. Das „Institute for Creation Research“ (Institut zur Schöpfungsforschung) zum Beispiel organisiert jetzt einen nationalen Kreuzzug, um amerikanische Schulkinder vor jenen wissenschaftlichen Werken zu schützen, die biblischen Doktrinen widersprechen. Das „National Right to Life Committee“ (Nationales Lebensrechtskomitee) fordert einen Abänderungsantrag zur amerikanischen Verfassung, der legale Abtreibung in den USA verbieten will. „Moral Majority“ und ihr Anführer, Reverend Jerry Falwell – nun, da sie zur Niederlage mehrerer liberaler Senatoren und Kongressabgeord-

zenten 1980 erheblich beigetragen haben, richten sie sich jetzt gegen Bürgerrechte für Homosexuelle. Phyllis Schafle und ihre Organisation STOP-ERA scheinen vorerst ihren Kampf im Namen Gottes, der Familie und des Landes gegen die Annahme eines Abänderungsantrages, der Frauen soziale Gleichberechtigung gewähren würde, gewonnen zu haben. Norma und Mel Gabler arbeiten fleißig in Waco, Texas, an ihrem Küchentisch, um alles, was säkularen Humanismus widerspiegelt, aus amerikanischen Schullehrbüchern auszuschneiden. Um nicht ausgelassen zu werden, hat auch Ronald Reagan, der ehemalige Sportreporter aus Illinois, neulich einen Abänderungsantrag vorgelegt, der das Beten in den öffentlichen Schulen wieder einführen soll. Dies alles, um das amerikanische Volk nochmals auf den Weg der Rechtschaffenheit zu bringen, seinen Abstieg in moralische Entartung anzuhalten und den Staat von teuflischen Einflüssen ein für allemal zu reinigen.

Das ist eine merkwürdige Sachlage, die von den wenigsten Beobachtern der amerikanischen Politik vorausgesehen wurde. Weit verbreitete Begeisterung über die Glaubensanschauungen und die Gewohnheiten des fundamentalistischen Christentums, die in Unwissenheit, Aberglaube und oft Bigotterie wurzelt, ist in der Tat eine Tradition in Amerika. Wanderprediger, Gesundbrüter und religiöse Wundervollbringer der einen oder anderen Art haben sich jahrhundertlang wie ein niedriges, aber unzerstörbares Lebewesen durch das Land, in den Hintergassen und unter der Oberfläche der amerikanischen Gesellschaft bewegt. Manche von ihnen wie Billy Sunday um die Jahrhundertwende, Father Charles Coughlin in den 30er Jahren und Billy Graham, Nixons ehemaliger Golfpartner, haben sich sogar einen nationalen Ruf und in einigen Fällen wichtige öffentliche Posten verdient. Die Massen von Gläubigen jedoch, an die sie appellieren und von denen sie zum Teil erhebliche Einkommen beziehen, zählen zu den traditionellen Feinden der amerikanischen Rechten im allgemeinen und zu denen der Republikanischen Partei im besonderen. Die Allianz 1980 zwischen den Religiösen der alten Schule und den Verfechtern von wirtschaftlicher Reaktion war deswegen eine Entwicklung, die niemand hätte vorhersehen können – außer vielleicht die Männer, die sie durchsetzten. Seit dem 19. Jahrhundert zumindest ist das fundamentalistische Christentum in Amerika mit dem Populismus verknüpft, d. h. mit der Politik des „kleinen Mannes“. Die Unterstützung der populistischen Programme und populistischen Kandidaten hatte seinen historischen Ursprung in den landwirtschaftlichen Gebieten der mittelwestlichen und südlichen Bundesstaaten, wo die Leute sonntags zur Kirche gehen, wo von Frauen, Kindern und Schwarzen erwartet wird „ihren Platz zu kennen“, und wo fast alle, zumindest bis nach dem Zweiten Weltkrieg, arm und schwer verschuldet waren. Es war das angebliche Ziel der Populisten, das dem kleinen Mann zurückzugeben, was ihm rechtmäßig gehört, und zwar den Teil des nationalen Reichtums, der von den Unternehmern, Bankiers und den Konzernen des Nordens und des Ostens angeeignet worden war. Die Populisten schlugen politisches Kapital aus wirtschaftlichen Ungleichheiten, regionalen Interessen und schließlich religiösen Verschiedenheiten, denn die Städte des Ostens wurden den Leuten vom Land als Brutstätten der Sünde dargestellt und die verdorbenen Stadteinwohner wurden als moderne Babylonier bezeichnet. Populistische Wahlkämpfe,

angefangen mit William Jennings Bryan im Jahr 1896, bis zu dem von George Wallace 1972 hatten oft den Ton eines Kreuzzuges gegen die Heiden, deren Heimat die Republikanische Partei, die Bastion der reichen städtischen Elite, sein sollte. In einigen Gebieten wie Minnesota und Iowa wählten die Populisten gelegentlich sozialistische Abgeordnete. Die meisten unterstützten jedoch regelmäßig die Demokratische Partei, wo sie sich mit der Zeit in einer Allianz zusammenfanden mit der Arbeiterklasse des industriellen Nordens, liberalen Intellektuellen, den ethnischen Minderheiten der Städte (etwa Juden, Italiener, Osteuropäer und Iren) und dem Landadel des Südens, der immer noch die Republikaner haßte, weil diese 1895 die Sklaven befreit hatten. Sie war eine seltsame Koalition von verschiedenen, sogar divergierenden Interessen, aber sie brachte Roosevelt 1932 zur Macht und kontrollierte den Congress fast 50 Jahre lang. Sie blieb zusammen, solange all ihre Mitglieder an der Freigebigkeit der Regierung teilnehmen konnten: staatssubventionierte Arbeit für die Arbeitslosen und Lebensmittel für die Armen, Pensionen für die Alten, Staatszuschüsse für die Universitäten, Staatsverträge für die Konzerne, Unterstützung für die Gewerkschaften, politische Anerkennung für die Minderheiten und nicht zuletzt massive wirtschaftliche Hilfe für die Bauern. Dies alles setzte jedoch voraus, daß die amerikanische Wirtschaft noch immer wuchs und es ausreichende Staatseinkünfte zum Verteilen gab. Als die Wirtschaft schrumpfte und das Geld knapp wurde, zeigten sich die ersten Risse in der Demokratischen Koalition.

Der erste Politiker der amerikanischen Rechten, der diese Risse in der alten Demokratischen Koalition auszunützen versuchte, war Richard Nixon. Eine Spaltung, auf die er sich konzentrierte, war das Rassenproblem. Die Demokraten, als die Partei der Liberalen und Minderheiten, hatten sich seit den frühen 60er Jahren um die Bürgerrechte für die Schwarzen bemüht. Das hatte zu einigen bemerkenswerten Resultaten geführt, unter ihnen das „Wählerschutzgesetz von 1965“, von denen keines jedoch der weißen Bevölkerung des Südens – einem der treuesten Bestandteile der Demokratischen Koalition – gefallen hatte. Nixon verstand, diese Resentiments auszunützen und den Süden durch eine Politik, die er „die südliche Strategie“ nannte, von der Demokratischen Partei abzukoppeln. Die südliche Strategie war im wesentlichen ein Versuch, die Weißen im Süden zu überzeugen, daß eine republikanische Regierung alles in ihrer Kraft stehende tun würde, um die Integration der Rassen zu hindern. Dies war vermutlich eine überflüssige Bemühung, denn Nixon hätte 1972 im Süden sowieso gewonnen, aber sie deutete den folgenden republikanischen Parteistrategen eine neue Richtung an.

Hier ernten sie einfach die Früchte von fünf Jahrzehnten Demokratischer Politik. Die Bauern waren insbesondere durch die Programme der 30er Jahre, das sogenannte „New Deal“ und eine nachträgliche Kette von sozialer Gesetzgebung, erstarkt. Sie waren die Nutznießer von staatssubventionierter landwirtschaftlicher Forschung, Erd- und Wasserschutzprogrammen, staatlicher Ernteversicherung, Anleihengarantien, Preisstützungsprogrammen und in einigen Fällen direkter staatlicher Subvention. Viele Bauern und ihre Familien zogen vom Land in die Vororte um, die nach dem Zweiten Weltkrieg über ganz Amerika hinweg plötzlich entstanden. So erhielten sie staatssubventionierte

Wohnungen, fuhren zur Arbeit auf staatssubventionierten Landstraßen, benutzten staatssubventionierte Sport- und Spielplätze, schickten ihre Kinder auf staatssubventionierte Schulen und Universitäten und bekamen im Alter staatssubventionierte Pensionen. Auch unter diesen Bedingungen blieben ihre Vorurteile und religiösen Werte unberührt. In ihren eigenen Augen waren sie immer noch die selbständigen, fleißigen, gottesfürchtigen, kleinen Männer der populistischen Reden, die sich der Kultur und der Gesellschaft des modernen Amerika, deren Produkte sie in der Tat waren, entfremdet fühlten. Wenige hatten ein Interesse daran, anderen ausgebeuteten Teilen der Bevölkerung, z. B. den jetzt in den verfallenden Städten oder auf dem Land in Arbeitslagern gesammelten Minderheiten oder jenen, die immer noch in ländlicher Armut gefangen waren, diejenigen Vorteile, deren sie sich erfreuten, zu gewähren. Die neue Generation von Populisten begann – ob sie nun in den Vororten oder immer noch auf dem Land wohnten – auf die Anwendung der liberalen Politik der Einkommensumverteilung zugunsten anderer ärmerer Gruppen ärgerlich zu werden, weil es sie Geld kostete. Ihre Gegner waren nicht länger die Bankiers und die Geschäftsmänner. Die neuen Unterdrücker des kleinen Mannes, der 1980 für die republikanischen Narrenfänger reif war, waren die Arbeitslosengeldempfänger und die staatlichen Bürokraten, die mit der Politik der Demokraten identifiziert wurden. Die republikanischen Strategen brauchten bloß zu zeigen, daß die Liberalen in der Demokratischen Partei auch gottlos waren.

Jimmy Carter, ein sogenannter „wiedergeborener“ Christ und geweihter Prediger, dachte, daß er gegen diesen Angriff immun sei und seine Wählerschaft unter den christlichen Fundamentalisten behalten würde. Darin irrte er sich völlig. Die Gläubigen der alten Schule kehrten ihm 1980 den Rücken, denn sie hatten eine neue Stimme, die mehr im Einklang mit ihrer eigenen stand, in der Wüste der amerikanischen Politik rufen hören.

Als sich der Präsidentschaftskandidat Ronald Reagan erhob, um sich dem „Religious Roundtable“ (Religiöse Tafelrunde), einer Versammlung von fundamentalistischen christlichen Führern, im August 1980 in Dallas zu stellen, standen ihm zwei Probleme gegenüber. Erstens wollte er, daß die Anwesenden ihre Unterstützung für seine Kandidatur vor den Fernsehkameras zeigten, obwohl die Führer selbst schon im voraus angekündigt hatten, daß sie keinen politischen Kandidaten öffentlich unterstützen wollten. Zweitens sollte er zwei glatten Vorrednern folgen. Die Zuschauer im Auditorium waren von James Robison, einem der populärsten Fernsehprediger, unterhalten worden und bei ihrer Begeisterung für seine feurige Redekunst hatten sie ihn fünfzehn Mal mit Beifall unterbrochen. Danach war Jerry Falwell, der Führer der sogenannten „Moral Majority“, ans Mikrophon getreten, um Spenden von den Zuschauern zu sammeln. Mit seinem Witzeln und Beschwatzen hatte er in 10 Minuten 100 000 Dollar gesammelt. Was konnte Reagan danach noch tun, um die Gefühle seiner Zuschauer aufzuwühlen?

„Vor ein paar Tagen habe ich vor einer kleinen Versammlung in Chicago geredet“, fing er an. „Nun, ich weiß schon daß dies keine Parteiversammlung ist, und ich weiß auch, daß ihr mich nicht unterstützen könnt, aber ich erwähne das nur, weil ich euch wissen lassen will, daß ich euch unterstütze – was ihr

auch immer macht.“ Wild klatschend und „Amen“ rufend, sprangen die fünfzehntausend Zuschauer sofort auf. Es war ein großer Triumph. Reagans Äußerung wurde durch alle Fernsehprogramme verbreitet und kam auf die erste Seite aller größeren amerikanischen Zeitungen. Mit einem Schlag hatte er jeden unter den christlichen Fundamentalisten verbliebenen Zweifel an seiner Einstellung zu den „moral issues“ (moralischen Sachfragen), die ihnen soviel bedeuteten, beseitigt, ihre Stimmen gewonnen und, wohl noch wichtiger, zweieinhalb Monate vor der Wahl ihr Geld bekommen.

Amerikanische Wahlpolitik ist größtenteils aus Geld gemacht. Bei dem zunehmenden Vertrauen auf teure Fernsehwerbung benötigen Wahlkämpfe in der Tat Millionen. Die Fernsehprediger und Fernsehgesundbeter sind alte Meister dieses Geschäftes, durch das man riesengroße, als religiöse Spenden deklarierte Summen sammeln kann. Keiner von ihnen, die eine nationale Anhängerschaft haben, wie Jimmy Swaggart, Oral Roberts, Jim Bakker, James Robison oder Billy Graham, fällt etwa durch Armut auf. Anstatt die Geldwechsler aus dem Tempel zu vertreiben, haben sie die Fernsehprediger eingeladen, um als Mediendirektoren, Public-Relations-Agenten und Rechtsbeistand zu dienen. Rex Humbard vom „Dom des Morgens“, Robert Schuller vom „Kristalldom“ und Jerry Falwell von der Thomas Road Baptist Kirche in Lynchburg, Virginia, zum Beispiel, predigen alle von Millionen Dollars kostenden, für Fernsehsendungen ausgerüsteten Gebäuden aus. Oral Roberts, vielleicht der größte Fernsehgesundbeter der Geschichte, bekommt jährlich mehr als 50 Millionen Dollar an Spenden, die seine Fernsehprogramme, sein Krankenzentrum und die Oral Roberts Universität, eine religiöse, für ihre ausgezeichnete Basketballmannschaft bekannte Hochschule, unterstützen sollen. Pat Robertsons „Christliches Funk- und Fernsehprogramm“ hat ein Budget von 55 Millionen jährlich, das ganz durch Spenden gedeckt wird. Rex Humbard vom „Dom des Morgens“ hat gelegentlich über vier Millionen während eines einzigen Programmes gesammelt. Er legt sein Geld unter anderm in Immobilien in Florida an.

Fernseh- und Rundfunkpredigen ist ja ein ziemlich großes Geschäft in Amerika. Fernsehprediger verkaufen während ihrer Programme Bücher, Schallplatten, Kassetten, Schmuck und sogar Stücke Erde aus dem Heiligen Land. Sie führen Marktforschung und breite Werbekampagnen durch, wie alle großen Kleinhändler, und sie behalten computergespeicherte Adressenlisten von ihren Spendern. Letzteres kann für einen Politiker, der die Herzen und Köpfe seiner Mitbürger gewinnen will und Geld dringend benötigt, interessant sein. Hier konnten die Republikaner 1980 noch einmal die Früchte der liberalen Politik der Demokraten ernten. Bis 1974 waren politische Wahlkämpfe in den Vereinigten Staaten traditionell zum meisten Teil von „fat cats“ (fetten Katern) finanziert – reiche Vertreter etablierter Geschäftsleute und Firmen, die gegen Gefälligkeiten von seiten der Gesetzgeber der einen oder anderen Partei große Spenden gaben. Nixon führte eine Neuerung in das „fat cat“-System ein: Erpressung. Seine Agenten besuchten Konzernleiter vor dem Wahlkampf 1972 und bedrohten sie mit strafenden Regierungsmaßnahmen, falls sie nicht seinem „Committee for the Re-election of the Präsident“ (Komitee für die Wiederwahl des Präsidenten) großzügig spendeten. Außerdem bot Nixon an, für große

Geldsummen reiche, auf soziales Prestige bedachte Spender zu Botschaftern im Ausland zu ernennen. Als diese Mißbräuche bei den Watergate-Untersuchungen enthüllt wurden, verabschiedete der von den Demokraten kontrollierte Kongreß ein Gesetz, das „Bundeswahlkampfgesetz von 1974“, das private Spenden für einen Präsidentenkandidaten künftig auf 1000 Dollar begrenzte. Nach dem neuen Gesetz war es offensichtlich besser, eine Liste von 100 000 Leuten zu haben, die je 10 Dollar geben würden, um ihren Lieblingskandidaten zu unterstützen, als eine Liste von zehn Leuten mit je 100 000 Dollar. Die Fernsehgesundbeter und Fernsehprediger hatten lange Adressenlisten christlicher Fundamentalisten, die gerne soviel wie sie konnten – üblich kleine Summen, die die 1000-Dollar-Grenze nicht erreichten – einem Politiker geben würden, der gegen die Gottlosigkeit, über die sie so viel im Fernsehen gehört hatten, kämpfen wollte. Als er vor der „Religiösen Tafelrunde“ in Dallas ans Mikrophon trat, wußte Ronald Reagan, daß es immer gut ist, in einem politischen Wahlkampf Gott auf der eigenen Seite zu haben, und daß es auch keine schlechte Idee ist, ein paar Prediger mit computergespeicherten Listen von Adressen zu haben. Er war aber nicht der erste, dem dieser große Gedanke gekommen war.

Das Bundeswahlkampfgesetz von 1974 führte eine Reihe von neuen Darstellern in das Rampenlicht der amerikanischen Politik: Richard Viguerie, Terry Dolan und Paul Weyrich, die Medienzauberer der Neuen Rechten, deren selbstproklamiertes Ziel die Wiederherstellung eines gottesfürchtigen, fleißigen und freiheitsliebenden Amerika ist. Keiner dieser Männer bekleidet einen öffentlichen Posten oder hat die Absicht dazu.

Sie sind Techniker, nicht Politiker, die seit Mitte der 70er Jahre daran gearbeitet haben, eine Koalition von rechtsgerichteten Gruppen und Anführern in den USA zu bilden. Sie sammeln die Namen und Adressen von Mitgliedern konservativer Organisationen, von Abonnenten konservativer Zeitschriften und von Spendern zu früheren konservativen Wahlkämpfen. Mit diesen Namen werden Spenderlisten für bevorstehende konservative Wahlkämpfe zusammengestellt. Nach einer jahrelangen Probezeit haben die Medienzauberer ihre Technik perfektionieren können und sind jetzt imstande, ihre Appelle für Geld auf bestimmte, ausgewählte Empfänger so zu zielen, daß sie erhebliche Summen mit minimalem Aufwand sammeln können. Dieses Geld geht dann in die Koffer von „political actions committees“ (Politische Aktionskomitees). „Political action committees“ – in Washington „PAC's“ genannt – sind gegen die Bestimmungen des Bundeswahlkampfgesetzes von 1974 fast immun. Nach dem Gesetz darf ein PAC nur 5000 Dollar für den Wahlkampf eines bestimmten Kandidaten geben. Es hat sich aber erwiesen, daß diese Bestimmung leicht zu umgehen ist.

Nichts kann verhindern, daß sich ein PAC in mehrere kleinere PAC's teilt, von denen alle 5000 Dollar spenden dürfen. Es ist auch möglich – durch eine von Terry Dolan vollendete Technik – einen Kandidaten im Fernsehen, durch die Post und in den Zeitungen als „einen unmoralischen Liberalen“ anzugreifen, ohne einen konservativen Gegner je ausdrücklich zu unterstützen und ohne ihm überhaupt eine Spende zukommen zu lassen. Es ist tatsächlich eine Art Kinderspiel geworden, auf dem aber viel steht: Richard Viguerie, der Compu-

terspezialist, sammelt das Geld. Er verteilt es unter seinen verschiedenen „Kunden“, wie Dolan und Weyrich, die seine Freunde sind, und sie verteilen es wiederum auf verschiedene konservative Kandidaten über das Land – soviel wie sie wollen, ohne einen Buchstaben des Bundeswahlkampfgesetzes zu mißachten und ohne die Kontrolle irgendeiner politischen Partei.

Irgendwann im Jahre 1977 merkten Viguerie und seine Freunde, daß sie etwas Gemeinsames mit den Fernsehpredigern hatten: eine moralistische Vision von Amerika und übereinandergreifende Adressenlisten. Sie entschlossen sich also, ihre politischen Bemühungen künftig zu koordinieren. Die nächsten Jahre zusammenarbeitend, konnte Viguerie für Terry Dolans „National Conservative Political Action Committee“ 7,6 Millionen Dollar, für Paul Weyrichs „Committee for the Survival of a Free Congress“ (Komitee für das Überleben eines freien Kongresses) 1,6 Millionen Dollar, für die „Gun Owners of America“ (Schußwaffenbesitzer von Amerika) 1,4 Millionen Dollar, und für den von Senator Jesse Helms geleiteten „Congressional Club“ 7,4 Millionen Dollar sammeln. Jerry Falwell, ebenso mit Viguerie zusammenarbeitend, konnte für „Moral Majority“ 3,2 Millionen Dollar sammeln. All dieses Geld wurde für die Wahlkämpfe konservativer Kandidaten zum Kongreß und für Ronald Reagans Wahlkampf ausgegeben.

Bis Juni 1982 schuldete die Demokratische Partei mehr als 500 000 Dollar für Betriebskosten. Jimmy Carter schuldete mehr als 640 000 Dollar für seinen Wahlkampf 1980. Edward Kennedy hatte die Schulden von seiner erfolglosen Wahlkampagne 1980 auch noch nicht zurückbezahlt. Die Republikaner hatten hingegen mehr als zehn Millionen Dollar übrig – Geld, mit dem sie zum großen Teil von den PAC's der Christlichen Rechten versorgt wurden.

Die Christliche Rechte hatte 1980 für ein Staatsprogramm gekämpft, das die Entartung der moralischen Werte in Amerika aufhalten sollte. Als Rückzahlung für ihre Wahlkampfspenden wollten ihre Mitglieder wesentliche Änderungen in der amerikanischen Verfassung, und zwar in den Verfassungsbestimmungen, die persönliche Rechte, Redefreiheit, politische und soziale Gleichberechtigung und die Trennung von Kirche und Staat gewährleisten. Ihr Hauptgegner in dieser Bemühung war der Oberste Bundesgerichtshof der Vereinigten Staaten, der seit 1803 den Anspruch erhebt zu bestimmen, welche Bezirks-, Landes- und Bundesbeschlüsse verfassungsmäßig sind und welche nicht. Der Oberste Bundesgerichtshof hat zum Beispiel entschieden, daß rassistisch getrennte Schulen verfassungsfeindlich sind und Schüler, wo nötig, auf Staatskosten von einem Schulgebiet zu einem anderen transportiert werden müssen, um ein rassisches Gleichgewicht zu schaffen. In den früheren 60er Jahren entschied er, daß obligatorische Gebete und Bibellektüre in öffentlichen Schulen den Verfassungsbestimmungen zuwiderlaufen, die Kirche und Staat trennen sollen. 1973 fällte er im Falle Roe gegen Wade das Urteil, daß Frauen ein verfassungsmäßiges Recht auf Abtreibung haben. Alle und jede dieser Entscheidungen haben die „christlichen Soldaten“ der amerikanischen Rechten empört. Zu ihrem Bedauern gibt es für sie nach gegenwärtigem Recht nichts, was sie dagegen machen können. Über den Obersten Bundesgerichtshof hinaus gibt es kein Berufungsrecht. Der Kongreß kann kein Gesetz billigen, das einer Entscheidung des Bundesgerichtshofes widerspricht. Der

Präsident darf einem Gerichtsbeschuß nicht zuwiderhandeln. Unter diesen Umständen sind Grundgesetzänderungen das einzige Rechtsmittel, das der Christlichen Rechten zur Verfügung steht.

Es gibt zwei Verfahren, wonach die Verfassung der Vereinigten Staaten geändert werden kann. Nur eines ist aber jemals verwendet worden: ein Abänderungsantrag wird von einer Zweidrittelmehrheit in beiden Kongreßkammern gebilligt und dann von den Landesparlamenten in mindestens 38 Bundesstaaten innerhalb von sieben Jahren ratifiziert. Nach der Wahl eines konservativen Kongresses im Jahr 1980 glaubte die Christliche Rechte, daß ihre Ziele endlich erreichbar wären. Jetzt gibt es also Anträge im Kongreß, die Abtreibung, sogar in Vergewaltigungsfällen, verbieten, den Transport von Schulkindern zur rassischen Integration beenden und obligatorische Gebete in die öffentlichen Schulen wieder einführen wollen. Genau da, in den Kongreßhallen, wo die Christliche Rechte dachte, daß ihre größte Macht stehe, ist sie jedoch auf unerwartete Hindernisse gestoßen. Es hat sich herausgestellt, daß der durchschnittliche amerikanische Politiker die sogenannten „moral issues“ (moralischen Sachfragen) im Ganzen vermeiden will. Wenn sie sich für die eine Seite oder die andere bei der Kontroverse über legale Abtreibung oder obligatorische Gebete in den Schulen einsetzten, würde es den meisten Abgeordneten und Senatoren Wählerstimmen kosten. Die meisten Abänderungsanträge, die die Christliche Rechte vorgelegt hat, bleiben immer noch im Ausschuß, das heißt, „in Betrachtung“, wo sie wahrscheinlich bis nach der Kongreßwahl 1982 bleiben werden, ohne zur Abstimmung gebracht zu werden. Noch schlimmer. Ronald Reagan, der das Programm der Fundamentalisten während des Wahlkampfes unterstützte, mit ihnen im Fernsehen erschien und ihre Wahlkampfspenden annahm, schien bis September 1982 merkwürdigerweise seine Begeisterung über die „moral issues“ verloren zu haben. Fast vom Tage seiner Nominierung an machte er deutlich, daß er der Durchführung einer konservativen Wirtschaftspolitik den Vorrang einräumen würde. Gegen die kreischenden Einwände von Jerry Falwell und einem Kontingent fundamentalistischer Anführer wählte er George Bush, einen Lieblingskandidaten der amerikanischen Geschäftswelt, zu seinem Vizepräsidenten. Dann machte er zum Schrecken der Christlichen Rechten seinen Einfluß geltend, um die Debatte über die „moral issues“ aufzuschieben, bis der Kongreß seine Budgetanträge für 1982 gebilligt hatte. Kaum war der Kongreß mit dem Etat für 1982 fertig, als ihn die wirtschaftliche Krise zwang, sich mit dem Haushalt von 1983 zu beschäftigen. Die Debatte über „moral issues“ mußte weiter aufgeschoben werden. Die Fernsehprediger, Falwell, Viguerie und ihre Freunde aus der Christlichen Rechten, fingen endlich an, sich zu beklagen. Nun, da er ihr Geld bekommen hatte, schien Reagan vergessen zu haben, wieviel er ihnen und den Kräften, die sie für ihn organisiert hatten, schuldete. Die Christliche Rechte, der ziemlich verzerrte, aber noch erkennbare Nachkomme des Populismus, begann überdies zu ahnen, daß sie von ihren alten Gegnern, den Bankiers und Geschäftsleuten der Republikanischen Partei, hereingelegt worden war. In diesem Licht betrachtet, ist Ronald Reagans Unterstützung der Schulgebete-Grundgesetzänderung und der Antiabtreibungsgesetzesanträge, die, wie er weiß, sehr geringe Chancen haben, vom Kongreß gebilligt zu werden, vor dem

Kongreßwahlkampf im Herbst 1982 nur ein billiger politischer Trick, um die Aufmerksamkeit von den katastrophalen Wirkungen seiner Wirtschaftspolitik abzulenken und den Vorwürfen der Christlichen Rechten, daß er sie verraten hätte, auszuweichen. Wenn George Bush, ein wahrscheinlicher Präsidentenkandidat 1984, darüber hinaus das Land durchreist und den Patriotismus der Christlichen Rechten lobt, ist es reine Heuchelei.

Trotz allem hat die Christliche Rechte einige kleine Siege im Kongreß gewonnen. Fast jeder Sieg ist aber auf Kosten der Armen, der schon gepeinigten Gruppen der amerikanischen Gesellschaft beziehungsweise der leicht zu treffenden Zielscheiben der Bigotterie – jener, die sich politisch nicht verteidigen können – gewonnen worden. Dafür hat die Christliche Rechte ihrem Verfechter, Senator Jesse Helms, zu danken. Senator Helms ist einer von Vigueries „Kunden“, der als ein rassistischer Rundfunkberichter in North Carolina seine politische Karriere begann. Das PAC, dessen Chef Helms ist, ist das größte in Amerika. Es hat 1980 7,6 Millionen Dollar gesammelt und funktioniert im wesentlichen wie eine unabhängige politische Partei. Weil er keine Entscheidungen des Obersten Bundesgerichtes direkt beseitigen kann, will Helms das Geld für ihre Durchführung streichen lassen. Zu diesem Zwecke hat er es im Kongreß durchgesetzt, daß keine Bundesmittel für Abtreibung ausgegeben werden dürfen. Dies bedeutet, daß sich arme Frauen nicht länger eine Abtreibung leisten können, obwohl Abtreibung selbst legal bleibt. Ein von Helms eingebrachter Antrag, der rassische Integration in Schulen verhindern will, ist vom Senat gebilligt worden. Helms fördert auch das noch nicht gebilligte sogenannte „Family Protection Bill“ (Familienschutzgesetz) mit seiner langen Liste von Bestimmungen, die unter anderem die Verfolgung von Fällen von Frauen- und Kindermißhandlung vor einem Bundesgericht verhindern würden. Offenbar steht das Erbarmen nicht sehr hoch auf der Tugendliste der Christlichen Rechten.

Die Wahrheit steht auch nicht so hoch darauf. Durch reine Betrügerei hat die Christliche Rechte einen vorübergehenden Sieg außerhalb des Kongresses gewonnen, um die Ratifikation der Grundgesetzänderung, die auf soziale Gerechtigkeit für Frauen zielt – das sogenannte „Equal Rights Amendment“ oder ERA – zu verhindern. Das ERA bestimmt einfach, daß kein amerikanischer Staatsbürger aufgrund seines Geschlechtes benachteiligt werden darf. Die Hauptwirkung wäre gewesen, die Verfolgung von frauenfeindlicher Lohn- und Gehaltsbenachteiligung in den Bundesgerichtshöfen zu ermöglichen. Die Christliche Rechte betrachtet das ERA jedoch als einen Versuch der säkularen Humanisten, noch weiter die Vollständigkeit der amerikanischen Familie zu zerstören. Der Angriff auf das ERA ist von einer der bizarrsten Figuren in der jüngsten amerikanischen Geschichte, Frau Phyllis Schlafley, angeführt worden. Bevor sie ihre Aufmerksamkeit dem ERA geschenkt hatte, beschäftigte sie sich damit, Bücher zu schreiben, die beweisen sollten, daß die USA seit dem Zweiten Weltkrieg von einer kommunistischen Verschwörung regiert worden sind. Eisenhower, Kennedy, Johnson, McNamara und Kissinger unter anderem waren alle, Schlafley zufolge, Mitglieder dieser Verschwörung. Heutzutage hat sie eine neue Theorie, daß Sex der Hauptgrund ist, aus dem Männer heiraten und Familien versorgen. Das ERA würde laut Schlafley eine neue

Klasse von Frauen schaffen, die außerhalb der Familie arbeiten, kein Interesse an Ehe haben und verheiratete Männer verführen würden. Als Ergebnis bedrohe das ERA die Familie und die Frauen, die schon verheiratet sind. Infolge einer langen Geschichte von Benachteiligung können die meisten amerikanischen Frauen mit Männern um die selben Stellen mit dem selben Lohn nicht konkurrieren. Weil sie sich oft auch um Kinder kümmern müssen, ist die Ehe die Basis ihrer wirtschaftlichen Sicherheit. Unter diesen Umständen haben sich Schlafleys Behauptungen als überzeugend für viele Frauen erwiesen. Indem sie den echten Inhalt und Zweck des ERA ganz verzerrt, hat sie Frauengruppen, die gegen das ERA sind, überall im Land organisieren können. Diese Gruppen haben unter anderem die Landesparlamente in verschiedenen Bundesstaaten unter Druck gesetzt, gegen den Abänderungsantrag zu stimmen. Der Zeitraum von sieben Jahren, worin die Landesparlamente in 38 Bundesstaaten das ERA ratifizieren mußten, endete am 30. Juni 1982. Nur 35 Bundesstaaten hatten es ratifiziert. Den Sieg schrieb Schlafley ihren Bemühungen zu und fügte in einem Interview hinzu, nun würde keine Frau je militärischen Dienst leisten müssen – etwas, das in der Tat nichts mit dem ERA zu tun hat. Die Unterstützer des ERA schworen, alles von Neuem beginnen, das ERA im Kongreß einzubringen und es den Versammlungen der Bundesstaaten wieder vorzulegen. Sie haben wahrscheinlich recht, wenn sie behaupten, daß die Ratifikation des ERA nur eine Zeitfrage sei.

Um die amerikanische Familie zu schützen, genügt es jedoch offenbar nicht, nur die Bürgerrechte von Frauen zu begrenzen. Man muß auch Kinder gegen schädliche Einflüsse verteidigen. Die Christliche Rechte hat zwei solcher Einflüsse identifiziert: die Evolution der natürlichen Gattungen und Sex. Da es schwierig ist, durch Gesetzgebung die Naturvorgänge zu kontrollieren, muß der Angriff darauf indirekt sein. Die Christliche Rechte hat sich daher entschlossen, die Bücher, die diese Dinge behandeln, zu verbieten. Dies ist allerdings nicht so einfach, zum Teil weil ihre Gegner in diesem Falle zahlreich sind, zum Teil weil die Einrichtungen, die ihnen widerstehen – wie zum Beispiel die Presse und die Bundesgerichtshöfe – stark sind und zum Teil, weil sie selber nicht wissen, was sie tun.

Das Problem ist alt: es ist schwierig ein Buch zu kritisieren, daß man überhaupt nicht gelesen hat, oder eine Doktrin, die man nicht versteht. Von ihrer Unkenntnis unerschreckt, haben die christlichen Fundamentalisten jedoch jahrzehntelang versucht, bestimmte Bücher für Kinder unerreichbar zu machen. Die zu verbietenden Bücher scheinen ziemlich willkürlich und mehr durch Hörensagen als hinsichtlich ihres Inhaltes ausgesucht worden zu sein. Abgesehen von dem Spott, dem sich die Fundamentalisten ausgesetzt haben, ist die größte Wirkung ihrer Bemühungen gewesen, die Popularität bestimmter literarischer Werke zu erhöhen. Den Fundamentalisten ist es nie in der Vergangenheit gelungen, amerikanische Schulkinder daran zu hindern, das, was sie wollen, zu lesen. Es ist auch jetzt unwahrscheinlich, daß sie sich durchsetzen, obwohl sie seit der Wahl Reagans fleißiger sind als je zuvor.

Das „American Library Association“ (Amerikanischer Bibliotheksverband) berichtet, daß es 1981 in den Vereinigten Staaten mehr als eintausend Versuche gab, Bibliotheken bestimmte Bücher zu entziehen. In den 70er Jahren gab es

durchschnittlich „nur“ einhundert solcher Versuche pro Jahr. Das „American Library Association“ schreibt der Wahl Ronald Reagans diese Zunahme zu. Weil es verfassungswidrig ist, ein Buch in den Vereinigten Staaten aus politischen Gründen zu verbieten, hat es sich bei fast all diesen Fällen um die literarische Darstellung von Sex gehandelt. Bei fast allen hat es sich außerdem um religiöse Eltern, Prediger beziehungsweise fundamentalistische Organisationen gehandelt, die sich Sorgen darum machten, daß die Schulkinder in ihren Gemeinden „unmoralischen Einflüssen“ ausgesetzt werden. Am 25. Juni 1982 entschied der Oberste Bundesgerichtshof jedoch, daß der Versuch, bestimmte Bücher aus Schulbibliotheken zu entfernen, die Verfassungsbestimmungen für Redefreiheit verletzt und Schulbeamte, die dies versuchen, verfolgt werden können.

Die Versuche der Fundamentalisten, die biblische Geschichte der Schöpfung in Schullehrbücher einzusetzen, sind auch zum größten Teil mißlungen. Bei einem Prozeß im Bundesstaat Arkansas hat ein Bundesrichter neulich entschieden, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen wissenschaftlicher Theorie und religiöser Doktrin gebe. Das erste dürfe in den öffentlichen Schulen gelehrt werden und das zweite nicht. Der Bundesstaat New York hat es ebenso abgelehnt, Biologielehrbücher zu kaufen, die die Schöpfung der Welt von Gott als eine wissenschaftliche Theorie erwähnen. Andere Bundesstaaten folgten dem Beispiel.

1981 wurde Alexander Haig, der damalige Außenminister, aufgefordert, vor dem Senat zu erscheinen und die Regierungsanträge, die argentinische Junta mit Waffen zu versorgen, zu rechtfertigen. Als ihm Beweise weitverbreiteter Verletzungen der Bürgerrechte in Argentinien entgegengehalten wurden, behauptete Haig, daß die Waffenlieferungen aufgrund der gemeinsamen Werte der amerikanischen und argentinischen Regierungen zu rechtfertigen wären. Als er von einem Senator gefragt wurde, was diese gemeinsamen Werte seien, antwortete Haig: „Antikommunismus und Glauben an Gott“. Die meisten Beobachter waren verblüfft. Jenen, die alt genug waren, sich an die Parole „Töte einen Kommi für Christus“ aus den 50er Jahren zu erinnern, war es aber klar, daß Haig nur den alten Refrain rezitierte: „Lobet den Herrn und schaff mir die Munition her.“

Christliche Fundamentalisten in Amerika haben seit dem 18. Jahrhundert dazu geneigt, die Vereinigten Staaten für das Gelobte Land und ihre Einwohner für die Auserwählten Gottes zu halten. Um die Vereinigten Staaten zu verteidigen, behaupten sie, daß Extremismus kein Laster sei. Sie sind zur Zeit nicht imstande, die meisten von ihren Inlandszielen zu erreichen, aber die Ereignisse des Sommers 1982 haben ihnen eine einzigartige Gelegenheit verschafft, ihren Einfluß auf die amerikanische Außenpolitik geltend zu machen. Denn sie sind jetzt in der Lage, die Nachrüstungsverhandlungen in Genf zu sabotieren.

Durch seine Abneigung, sich in die „moral issues“ zu verwickeln, verärgerte Ronald Reagan die Christliche Rechte früh in seiner Amtszeit. Er entschloß sich stattdessen, sein wirtschaftliches Programm zu realisieren. Dieses Programm war eine Katastrophe. Um seine Unterstützer unter den Geschäftsmännern, Finanziers, Bankiers und Privatunternehmern zu beruhigen – die traditionellen Republikaner – unterstützte er eine Steuererhöhung, die das

Vorbemerkung

Während die rauchenden Köpfe und die wortreichen Dispute der (materialistischen) Kulturtheoretiker noch immer von den immensen Schwierigkeiten in der Bestimmung der spezifisch kulturellen Momente im Prozeß der menschlichen Tätigkeit zeugen, haben die großen vorwärts drängenden Bewegungen unserer Zeit – allen voran die Friedensbewegung – eine ungeahnte kulturelle Kraft entfaltet, eine Kraft, die aus sich selber spricht und die der kulturtheoretischen Legitimation und Einordnung anscheinend gar nicht mehr bedarf. So haben wir 1981 in Dortmund und machtvoller noch 1982 in Bochum erlebt, wie Künstlerinnen und Künstler, deren von Produzenten gelenktes Leben auf eine künstliche Welt in Technicolor reduziert zu sein scheint, plötzlich die Barrieren dieser Welt durchbrachen, um Schülern und Studenten, Arbeitern und Soldaten, Christen und Kommunisten die Hand zu reichen zum gemeinsamen Kampf gegen die atomare Vernichtung allen menschlichen Lebens und aller Kultur in unserem Lande, in Europa und auf dem ganzen Erdball. Sie sangen mit uns die Lieder der Menschlichkeit, der Liebe, der Brüderlichkeit und des Friedens. Sie entdeckten ihre Verantwortung als Beschützer der Geschichte, als Hüter der Wahrheit: „Man muß Menschen die Wahrheit sagen“, forderte Harry Belafonte am 11. 9. 1982 in Bochum, „und hierin liegt nicht nur die Macht des Künstlers, sondern auch die Schönheit der Kunst.“ Auf diese Weise erhält das Dagegenstehen eine ästhetische Dimension: es ist nötig und es ist auch schön. Trotz intensiver Bemühungen ihrer Gegner ist es bisher nicht gelungen, die Friedensbewegung gesellschaftlich zu isolieren, sie als eine „Randgruppe“ auszugrenzen; im Gegenteil: sie befindet sich in einem intensiven Austauschprozeß mit Gewerkschaften, Parteien, Kirchen, Bürgerinitiativen, sie wirkt in diese Systeme hinein und nimmt die Rückwirkungen auf. Auch der Bildungssektor blieb hiervon nicht unberührt; dies zeigt sich an der erneut entbrannten Diskussion um die Friedenserziehung. Natürlich wird man versuchen, diese Diskussion abzublocken. Man wird lernzieltaxonomische Netzwerke auslegen, um die Friedenserziehung einzufangen, man wird sie durch die üblichen instruktionstechnologischen Mühlen drehen, um sie zu neutralisieren, notfalls wird man jenen Lehrern und Schülern mit Sanktionen zu Leibe rücken, die in den Zielen, Inhalten und Formen des schulischen Lernens Anschluß suchen an die derzeit größte kulturelle Bewegung im Lande. All diese Abwehrmechanismen werden jedoch nicht verhindern können, daß Schüler und Lehrer, die in den Massenbewegungen die Wirkung neuer, schöpferischer, künstlerischer, kooperativer und kollektiver Lernformen erfahren haben, nicht auch versuchen werden, in der Schule etwas zu bewegen.

Im folgenden wird ein kulturpädagogisches Projekt vorgestellt, in dem diese neuen Formen des Lernens im schulischen Raum ansatzweise probiert wurden, wodurch dann auch fast eine ganze Schule in kulturelle Bewegung geriet. Es

riesengroße Bundeshaushaltsdefizit erniedrigen sollte. Dieser Schritt verärgerte die Christliche Rechte noch mehr, die im Einklang mit den Grundsätzen der Populisten Steuern für eine Sünde halten. Um die christlichen Fundamentalisten wiederum zu beruhigen, begann Reagan mehr Interesse an ihren gesetzgebenden Projekten zu äußern. Vor der Kongreßwahl im Herbst 1982 wollten sie aber etwas Größeres als fromme Äußerungen. Sie wollten die Auswahl amerikanischer Unterhändler in Genf kontrollieren. Der gegenwärtige Chef der amerikanischen Verhandlungsgruppe, Eugene Rostow, ist für ihren Geschmack zu liberal, obwohl er zu den unnachgiebigsten Falken des militärischen Establishments zählt. Rostow hat zwei Assistenten gewählt, Robert Grey und Norman Terrell, die vom Senat gebilligt werden müssen. Senator Jesse Helms hat vor, ihre Ernennung zu verhindern. Wenn es ihm gelingt, ist es möglich, daß Rostow zurücktreten wird. Auf alle Fälle wird die Bildung einer amerikanischen Verhandlungsgruppe weiter verzögert werden, die Aufsichten auf einen neuen Vertrag werden sich weiter verringern. Das will Helms in der Tat: die Verhandlungen ganz blockieren. Reagan, der weiterhin zu den Verhandlungen skeptisch eingestellt ist und fürchtet, seine christlichen Unterstützer noch weiter zu verärgern, scheint bereit, Helms' Verlangen nachzukommen und, wenn nötig, für den eigenen politischen Vorteil die ganzen Verhandlungen aufzugeben.

Am Anfang sah es so aus, daß Ronald Reagan und seine Anhänger von der amerikanischen Rechten – ob sie Christen waren oder nicht – eine neue ideologische Macht in der amerikanischen Politik vertraten. Als Männer mit neuen Ideen, mit Visionen einer amerikanischen Überlegenheit und mit hohen moralischen Zielsetzungen, stellten sie sich dar. Es war aber alles eine Show – von Medienexperten inszeniert, von Computern programmiert und für das Fernsehen produziert. Die Show war wirklich ergreifend und hatte zum Ergebnis, daß sogar mehrere von den Akteuren selber so beflügelt waren, an ihre eigenen Rollen zu glauben. Die Tragödie liegt darin, daß diese Männer zu einer Zeit, in der Gedanken, Visionen und Wahrheiten benötigt werden, sich hinter ihren elektronischen Apparaten verschanzen und nichts außer bankrotten Ideen, Intrigen, Betrugereien und letztlich die vollkommene Unfähigkeit, die Wirkungen ihrer eigenen Aktionen zu verstehen, anzubieten haben. Daß sie im Namen Gottes zu handeln behaupten, ist ein Stück Heuchelei, das ein Kind durchschauen müßte. Das Symbol der Regierung Reagan ist das, was sie für sich selbst gewählt hat: Die Gestalt des Gesundheitsbeters, der breit lächelnd im Geld wühlt, wie ein Sontagnachmittagsbetrüger, der alles im Griff hat – außer der richtigen Behandlung einer Krankheit.

Die Zeiten sind vorbei, daß Norman Mailer 1968 schreiben konnte: „Zeigt mir das Siegeszeichen und blinzelt mir zu. Vielleicht gewinnen wir noch – die anderen sind so dumm.“ Die anderen sind aber nicht mehr so dumm, wenn sie es überhaupt gewesen sind. Sie haben Geld organisiert, ihre Strategien verfeinert und ihre Gegner ruiniert. Es besteht keine Chance, daß sie am Ende gewinnen werden. Dafür sind sie sich in ihren Zielsetzungen, die einander widersprechen und nicht verwirklicht werden können, nicht einig genug. Dadurch daß sie verlieren, besteht die Gefahr, daß sie uns alle mit sich ins Unglück stürzen.

handelt sich um die Erarbeitung und Aufführung von Brechts „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“. Das Projekt wurde im Sommer 1979 an einer Sonderschule für „Lernbehinderte“ in Heidelberg durchgeführt. In der Wahl der „Lernbehinderten“ als Adressaten liegt sicherlich eine Besonderheit dieses Projektes. Der überwiegende Teil der Familien sogenannter Lernbehinderter entstammt den unteren Schichten der Arbeiterklasse. Besonders in Krisenzeiten sind sie bevorzugt sozialen Verelendungs- und Deklassierungsprozessen ausgesetzt, oft erleiden sie nur passiv die Zugehörigkeit zur industriellen Reservearmee. Häufig landen sie auf den „Mülldeponien der Gesellschaft“: in Heimen, in Obdachlosenasylen, im Knast. Mehr als 300 000 sogenannte Lernbehinderte sitzen zur Zeit in den Sonderschulen der Bundesrepublik Deutschland und wissen ihre Sonderschul-„Bedürftigkeit“, die ihnen von dilettierenden Diagnostikern in einem pseudo-wissenschaftlichen Ritual zugeschrieben wurde, nicht anders zu deuten als das Durchlaufen einer sinnvollen Etappe auf einem negativ vorgezeichneten Lebensweg. Der durch die Sonderschule institutionell untermauerte soziale Ausschluß der „Lernbehinderten“ setzt sich beinahe zwangsläufig fort in Abspaltung und Ausgrenzung von den aktiven Teilen der Arbeiterklasse. Zur Legitimation der sozialen Aussonderung sogenannter Lernbehinderter trägt eine reaktionäre Behindertenanthropologie das Ihrige bei, indem sie existentiell begründete Minderwertigkeiten entdeckt und „den Behinderten“ als eine Art „Minusvariante Mensch“ definiert. Kein Wunder also, daß auch die Kulturarbeit und Kulturpädagogik mit „Lernbehinderten“ unter den negativen Vorzeichen dieses Defizitdenkens leidet. Kleinbürgerlich-elitäre Voreingenommenheiten führen nicht selten dazu, daß Pädagogen die „lernbehinderten“ Schüler für nur begrenzt kulturfähig halten. Auch Sonderpädagogen verwenden großen Eifer auf die Vermittlung sogenannter Kulturtechniken im Sinne rein formeller Qualifikationen (vom Lautieren und dem kleinen Einmaleins bis hin zu den für die Ausübung minderqualifizierter Lohnarbeit erforderlichen Tugenden), aber die Befähigung ihrer Schüler zur Teilnahme an den Kämpfen ihrer Zeit, die Vermittlung eines bewußten Verhältnisses zu ihrer eigenen Geschichte, zur Geschichte der eigenen Klasse, zu den eigenen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Lebensbedingungen kommt ihnen dabei nicht in den Sinn. Auch manche Wohlmeinende überwinden nicht die Stufe kindischer Kreativitätsduselei, wenn sie sich an den musischen Produkten „Lern- und Geistigbehinderter“ snobistisch delectieren. Das kulturpädagogische Unternehmen „Mahagonny“ beschritt ungewöhnliche, von allerlei Zufälligkeiten beeinflusste Wege, von denen noch nicht behauptet werden kann, daß sie Bestand haben werden. In der Darstellung des Projektes soll eine vorläufige Verallgemeinerung der Erfahrungen auf zweifache Weise versucht werden: Zum einen fließen in die Berichterstattung selbst an vielen Stellen Hinweise auf die Anwendung bestimmter pädagogischer Prinzipien und Interpretationen mit ein, zum zweiten werden am Schluß noch einmal einige von dem Projekt losgelöste Thesen zur „kulturellen Erziehung“ formuliert. Bei aller gebotenen Zurückhaltung in der Bewertung dieses Praxisbeispiels gilt jedoch eines als gesichert: Wenn es gelingt, die wohlklingende abstrakte Formel von der „Aneignung des Kulturerbes“ auf die Ebene

des Konkreten zu überführen, dann beginnen auch „lernbehinderte“ Schülerinnen und Schüler selbständig zu handeln und zu denken, dann erfahren Lehrerinnen und Lehrer, was eine parteiiche Pädagogik praktisch bedeutet, dann entdecken Eltern die Notwendigkeit des solidarischen Handelns mit den eigenen Kindern. Bertolt Brecht konnte den Teilnehmern dieser kleinen kulturellen Bewegung des „Mahagonny-Projektes“ die Hand zum gemeinsamen Kampf nur indirekt über literarische Vergegenständlichung reichen, aber sie wurde ergriffen. Ein „lernbehinderter“ Schüler drückte dies auf seine Weise aus: „Dieser BRECHT, der ist so herrlich ordinär, der könnte einer von uns sein.“

Kulturelle Erziehung bei sogenannten Lernbehinderten

Das „Mahagonny-Projekt“ ist nicht aus sich selbst heraus erklärbar; die notwendigen Voraussetzungen wurden relativ langfristig auf zwei Ebenen angebahnt:

Erstens: in der Sonderschule über die Konzeption des *politisch-sozialen Lernens* (im Rahmen der schulpraktischen Ausbildung von Sonderpädagogik-Studenten und über eine kontinuierliche Kooperation zwischen Lehrern, Schülern und der Hochschule).

Zweitens: in der außerschulischen Jugendarbeit über den Ansatz des Kinder- und Jugendtheaters (im Rahmen einer gewerkschaftsorientierten Jugendbildungsarbeit mit Schülern und gewerkschaftlich organisierten Jugendlichen). Die Konzeption des politisch-sozialen Lernens stellt in einer entwickelten Variante eine Verbindung von politischer Bildung / politischer Erziehung mit bestimmten rollenspiel- und theaterpädagogischen Ansätzen dar (s. a. Wilms 1978; Wilms u. a. 1979; Wilms u. a. 1979). Während aber selbst fortgeschrittene Rollenspielkonzepte über das Einüben interaktionistischer Tugenden (Kompetenzen) nicht hinauskommen und – was die Inhalte anbetrifft – im wesentlichen eine soziale Befriedungsfunktion ausüben, also eine Technik des Konfliktmanagements unter Ausblendung der gesellschaftlichen Wurzeln der Konflikte darstellen, bemühten wir uns im politisch-sozialen Lernen darum, den Schülern Aspekte ihrer Lebenssituation *begreifbar* werden zu lassen. Die zwar wissenschaftsorientierte, aber rein rationale Analyse der sozialen Wirklichkeit bleibt dabei nicht der einzige Weg im Erkenntnisprozeß; in der Einbeziehung theaterpädagogischer Mittel konnte – gemäß der Brechtschen These vom „Theater als ein Mittel lustbetonter Realitätserkenntnis“ – die emotionale Dimension stärker eingebracht und für Prozesse der politischen Bewußtseins- und Standpunktbildung wirksam werden.

Dabei wurden die verschiedensten sozialen Tatbestände (z. B. familiäre und schulische Lebensbezüge, Spielen, Lernen und Arbeiten, Konsumgewohnheiten, Trivalliteratur, Sexualität, Religion u. v. a.) zum Gegenstand von Dutzenden von Spielszenen, die in der Regel unter Berücksichtigung von Prinzipien der Theatertheorie Brechts erstellt wurden. In den Spielszenen wurden die sozialen Beziehungen der Schüler, Bewertungen von sozialen Tatbeständen durch die Schüler sichtbar, deformierte und verkümmerte, aber auch in Ansätzen entfaltete Bedürfnisse wurden artikuliert.

Durch die vergleichsweise gute Kooperation von Schule und außerschulischer Jugendarbeit wurde eine sinnvolle Arbeitsteilung möglich. Theoretische Analysen wurden nicht ausschließlich, aber vorwiegend in der Schule abgewickelt, das Theaterspielen war ein bevorzugtes Tätigkeitsfeld der Jugendgruppenarbeit.

Mit der Produktion von Spielszenen wuchs das Interesse am Besuch von Theateraufführungen, auch von professionellen Theateraufführungen. Daran wird deutlich, daß Kulturkonsum und Kulturproduktion eine Einheit darstellen. Das Selberspielen eröffnet völlig neue Wahrnehmungskategorien und Verarbeitungsmöglichkeiten für professionelle Theateraufführungen. Keine Rede von Minderwertigkeitskomplexen oder Frustrationen angesichts gewaltiger Qualitätsunterschiede! Die erste Reaktion nach Theaterbesuchen (auch Brecht: „Mann ist Mann“, „Kleinbürgerhochzeit“) war der Drang zum Nachspielen einzelner Szenen, zum Nachgestalten einzelner Figuren.

Bei dieser Art von Theaterpädagogik erwarben die Schüler zwar auch etliche Qualifikationen im Bereich der sprachlichen Artikulation, der Mimik und Gestik, der Herstellung von Kostümen, Requisiten, Kulissen usw., aber diese formalen Qualifikationen waren den Inhalten nachgeordnet. Die formale Schulung war niemals Selbstzweck, sie wurde immer als notwendiges Mittel zum Erreichen naheliegender Ziele verstanden. Entgegen der üblichen Trennung von Üben und Aufführen (dreiviertel Jahr langweiliges Üben, am Ende eine frigide Aufführung, bei der die Schüler wie Marionetten an der für alle sichtbaren Leine des Lehrers agieren) hielten wir die Grenzen zwischen Spielen und Zuschauen fließend. In jeder Übungsstunde übernahmen einige Schüler die Rolle des Publikums und reagierten entsprechend auf Darstellungsversuche der Spieler. Dieser Rückkoppelungseffekt durch die Publikumsreaktionen hat eine wichtige Funktion für die Entwicklung der Bedürfnisse nach vertiefter Erkenntnis, nach erweiterten Formen tätiger Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit. In diesem Moment liegt die eigentlich pädagogische, manchmal sogar therapeutische Qualität einer derartigen Form des Theaterspiels.

So ist es verständlich, daß Schüler und Lehrer der Heidelberger Sonderschule auf die Aufführung der Brecht-Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ aufmerksam wurden, die zu Beginn des Jahres 1979 von einer Laiengruppe im Werkstudio des Nationaltheaters Mannheim dargeboten wurde.

Die Vorbereitung des Theaterbesuches

Eine 9. Klasse der Lernbehindertenschule entschloß sich kurzfristig zum Besuch dieser Aufführung. Zur Vorbereitung des Theaterbesuches stand wenig Zeit (zwei Unterrichtsstunden) zur Verfügung.

Brecht bezeichnet seine Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ im Untertitel als eine Sittenschilderung (die Musik komponierte Kurt Weill). Das Hauptanliegen des Stückes besteht darin, die Anarchie der kapitalistischen Gesellschaft und die Verdinglichung aller menschlichen Beziehungen zum Ausdruck zu bringen (Schumacher 1977, S. 263).

Das Stück beginnt mit der Gründung der Stadt Mahagonny durch Witwe

Begbick, Dreieinigkeitsmoses und Willy, den Prokuristen, drei Repräsentanten der von der Arbeitskraft der anderen lebenden Klasse. Es gelingt ihnen, viele Leute, vorwiegend Arbeiter, die ihr Geld loswerden wollen, und Prostituierte, die welches verdienen müssen, nach Mahagonny zu locken. Unter ihnen befinden sich auch Paul Ackermann und seine drei Freunde; die vier haben ihr Leben lang als Holzfäller geschuftet und wollen nun das Leben genießen. Doch Mahagonny kann Paul nicht glücklich machen; denn auch hier sind der Freiheit Grenzen gesetzt. Deshalb will er Mahagonny wieder verlassen. In dieser Lage entdeckt Paul unter dem Eindruck einer Naturkatastrophe (Taifun) die Maxime der kapitalistischen Gesellschaft: Für Geld darf man alles.

In der Folgezeit wird diese Maxime zum alles bestimmenden Prinzip in Mahagonny. Pauls Freunde scheitern an diesem Prinzip; sie kommen um oder verkommen, da sie sich der Herrschaft des Geldgottes beugen. Paul selbst wird vor einem Gericht, das aus der Witwe Begbick (Richter), Dreieinigkeitsmoses (Staatsanwalt) und Willy (Verteidiger) besteht, zum Tode verurteilt wegen des schlimmsten Verbrechens, das man in Mahagonny begehen kann: kein Geld zu haben. In diesem Fall können ihm auch Jenny, seine Geliebte, und sein Freund Heinrich nicht helfen, denn bei Geld hört die Freundschaft auf.

Nach der Hinrichtung Paul Ackermanns nimmt das Geschehen in Mahagonny immer chaotischere Züge an. „Alle gegen alle und jeder gegen jeden“, das sind die Prinzipien, nach denen in Mahagonny auch weiterhin gelebt und gehandelt wird. So lautet auch die Überschrift des letzten Bildes: „Und in zunehmender Verwirrung, Teuerung und Feindschaft aller gegen alle demonstrierten in den letzten Wochen der Netzstadt die noch nicht Erledigten für ihre Ideale – unbelehrt.“

Die Mahagonny-Oper stellt die letzte Etappe des sich noch bürgerlicher Denkschemata bedienenden Brecht dar. In ihr kommen der Pessimismus und Fatalismus der Weltauffassung Brechts noch voll zum Ausdruck. Die resignative Haltung, die sich z. B. in der Chaotisierung der gesellschaftlichen Ereignisse zum Ende des Stückes zeigt, resultiert einerseits aus Brechts noch unvollkommener Kenntnis des Marxismus und der materialistischen Dialektik, andererseits auch daraus, daß Brecht noch keine reale Beziehung zur Arbeiterklasse entwickelt hatte. Vor diesem Hintergrund lassen sich auch die von Schumacher festgestellten „Mängel“ der Brechtschen Darstellung erklären:

– In Mahagonny werden keine wirklichen Individuen gezeigt, sondern nur soziologische Abstrakta.

– Da Brecht nur eine Sittenschilderung liefert, d. h. an der Oberfläche der gesellschaftlichen Ereignisse verbleibt, gelingt es ihm nicht, diese konkret, in ihren Widersprüchen und auf ihre Triebkräfte zurückgeführt, zu fassen.

So muß auch die Maxime der Gesellschaft in Mahagonny quasi naturgesetzlich eingeführt werden.

Trotz dieser Schwächen erzielte „Mahagonny“ sehr große Erfolge; in manchen Fällen griff die Zensur ein, es gab Skandale, Aufführungsverbote. Brecht hatte seine Absicht, „mit jedem Wort ein Stück bürgerlichen Himmels herunterzureißen, mit jedem Schritt sozusagen der bürgerlichen Gesellschaft in die Fassade zu treten“, erreicht. Es war ihm gelungen, einen Teil der bürgerlichen Ideologie zu entlarven. Diese Funktion des Stückes gewinnt vor allem dann an

Bedeutung, wenn man bedenkt, daß Ende der 20er Jahre, Anfang der 30er Jahre die herrschende Klasse stärker denn je, aufgrund der sich verschärfenden Klassengegensätze, eine ideologische Legitimation ihrer Herrschaft benötigte. Die Funktion der Entschleierung der herrschenden Ideologie (als einer Form kultureller Herrschaft) rechtfertigt die Behandlung und Aufführung des Stückes mit Arbeiterkindern und -jugendlichen auch in heutiger Zeit. Viele Situationen, die das Stück aufgreift, spiegeln einen Teil der Lebenswelt und des Lebenszusammenhangs von sogenannten Lernbehinderten wider und regen auf diese Weise ein Denken an, das – wenn auch unter widersprüchlichen Bedingungen – zum Eingreifen, zum Handeln motiviert und befähigt.

Die Orientierungsgrundlage für den Theaterbesuch

Ein günstiger Weg zur Herstellung einer angemessenen Orientierungsgrundlage für den Theaterbesuch schien uns in der Materialisierung der Kernaussage („für Geld darfst du alles“) in Form einer Spielszene zu bestehen. Den Schülern wurden die verschiedenen in Mahagonny lebenden Gruppierungen (1. Begbick, Dreieinigkeitsmoses, Willy, 2. Jenny und ihre Mädchen, 3. Paul und seine Freunde) vorgestellt. Daran anschließend wurde ihnen die Geschichte der Stadt Mahagonny und ihrer Bewohner bis zur Gerichtsszene erzählt. Hier wird Paul Ackermann wegen Zechprellerei zum Tode verurteilt, während ein Mörder von dem korrupten Gericht freigesprochen wird.

Die Aufgabe der Schüler bestand nun darin, in zwei Gruppen aus den ihnen über das Stück vorliegenden Informationen den Verlauf der Gerichtsszene selbst szenisch zu erarbeiten. Sie sollten versuchen, die Logik der Gesellschaft in Mahagonny in einer improvisierten Gerichtsszene auf die Spitze zu treiben. Am Ende der Gruppenarbeit wurden beide Szenen, in denen Bestechlichkeit, Korruption, Rechtsbeugung des Gerichtes deutlich herausgearbeitet waren, vorgespielt, wobei auch die Einheit von Produktion und Konsumtion/Rezeption zum Tragen kam. Am Ende des Unterrichtes wurden drei Leitfragen formuliert, die eine gerichtete und produktive Rezeption der Mannheimer Aufführung ermöglichen sollten:

1. Wird klar, warum sich die verschiedenen Gruppierungen in Mahagonny eingefunden haben?
2. Gibt es Unterschiede zu unserer Gerichtsszene?
3. Haben die Schauspieler das Stück so gespielt, daß die Absichten Brechts klar werden?

Der Theaterbesuch selbst wurde ein totales Desaster, nicht so sehr von den schauspielerischen Leistungen als vom Inhalt her gesehen. Alle kritischen Stellen waren aus dem Text herausgestrichen, jede Anzüglichkeit beseitigt, die Gerichtsszene auf ein nichtssagendes Torso reduziert. Die Spielgruppe hatte keinen Wert auf den politischen Aussagegehalt des Stückes gelegt, ihr kam es mehr auf das Herbeizaubern einer „reinen kulturellen Erbauung“ an. Innerhalb dieser Inszenierung war von Brechts Absicht nicht die leiseste Spur zu erkennen. Das Stück blieb ein bißchen Klamauk auf der Bühne, der sehr platt wirkte, weil er seines Inhalts beraubt war. Die Songs wirkten sehr aufgesetzt, die Laienspieler unternahmen krampfhaft Versuche, einen Kunstsängerstil

nachzuahmen.

Die Sonderschüler waren maßlos enttäuscht, erkannten aber, daß nicht Brecht, sondern die Spielgruppe die Mängel zu verantworten hatte. Daher ihre Reaktion: „Das können wir selber besser!“ So entstand der Plan, „Mahagonny“ anlässlich der Schulentlassung 1979 selbst aufzuführen.

Zur Konzeption und Vorbereitung der Schüleraufführung

Die Vorbereitung der Schüleraufführung gliederte sich in zwei Phasen: In einem ersten Schritt ging es um die Erarbeitung einer Regiekonzeption (Durchsicht von Text und Musik, Kostüme, Bühnenbild, Festlegung des Adressatenkreises für Spieler und Zuschauer, Abstimmung über den äußeren Rahmen für die Aufführung – kurz: alles, was man sich überlegen muß, bevor die eigentliche Probenarbeit beginnen kann). Die zweite Phase galt dem direkten Einstudieren sowie der technischen und organisatorischen Vorbereitung; hierfür standen vier Wochen zur Verfügung. Die wichtigsten methodischen Schritte und Prinzipien sowie einige Erfahrungen bei deren Realisierung sollen nun stichwortartig aufgeführt werden.

Aufbereitung des Textes: Bei Veränderungen am Text sollte der *Materialwert* des Stückes auf jeden Fall erhalten, wenn nicht sogar verdeutlicht werden, d. h. der schwerwiegende Fehler der Mannheimer Aufführung sollte nicht wiederholt werden. Die von uns vorgenommenen Änderungen bestanden

– in wenigen Auslassungen schwer verständlicher, für den Gesamtzusammenhang unwesentlicher Textpassagen (z. B. die 3. Strophe des Songs „Auf nach Mahagonny“)

– in geringfügigen sprachlichen Vereinfachungen (Umstellungen im Satzbau, Austausch von Wörtern z. B. Konstabler durch Polizist / Sheriff; Straffung von Monologen); in einem Fall – Bild 14: Witwe Begbick bringt den Männern die Kunst des Liebens bei – wurden Teile eines komplizierten Textes durch pantomimisches Spiel ersetzt.

Nach dieser Umarbeitung des Textes durch die „Regie“ nahmen die Spieler selbst während der Einstudierungsphase noch einmal Veränderungen vor. Sie versuchten die Textvorlage in etwa an ihre Sprachgewohnheiten anzupassen. Wir erlaubten ihnen dies ausdrücklich, sagten ihnen, es käme hauptsächlich auf den Inhalt an, stellten aber fest, daß die Schüler bei andauernder Beschäftigung mit der Originalvorlage die Diktion Brechts mehr und mehr in den Griff bekamen. Insgesamt waren die sprachlichen Veränderungen so gering, daß man nicht von einer Verfälschung Brechts in Inhalt oder sprachlicher Form sprechen kann.

Aufarbeitung der Musik: Als wesentlich komplizierter und als nicht realisierbar erwies sich die Beibehaltung des musikalischen Originaltones. Die Tatsache, daß „Mahagonny“ nicht als Oper von Weill, sondern als ein Werk von Brecht bekannt wurde, besagt schon, daß der traditionelle Begriff von „Oper“ mit der Musik eines bedeutenden Komponisten zu irgendeinem bedeutungslosen Libretto hier nicht zutreffend ist. Für die Erhaltung des Materialwertes schien es uns hinreichend, die Einheit von Text und Musik lediglich in einer Anzahl von (auch textlich entsprechend aufgemachten) Songs zu gewährleisten. Aber

auch hier war es nicht möglich, die Musik von Weill nachzugestalten. Deshalb wurde eine Neuvertonung in Anlehnung an den „Sound“ der neueren (und den Schülern vertrauten) Rock- und Popmusik vorgenommen. Dazu wurde eine Band (Tasten, E-Gitarren, E-Baß, Schlagzeug) mit einer Songgruppe eingerichtet. Diese Arbeit wurde von einer gewerkschaftlichen Kulturgruppe aus dem Heidelberger Raum sowie vom Musiklehrer der Schule unterstützt und betreut. Einige Schüler wurden auf diese Weise angeregt, das Spiel auf einem Musikinstrument systematisch zu erlernen.

Die Veränderungen in diesem Punkte wurden von Brecht- und Theaterfachleuten gelegentlich als zu weitgehend kritisiert. Ich möchte dem entgegenhalten, daß manch einer erst über diesen adaptiven Zwischenschritt einen Zugang zur Originalfassung gefunden hat oder finden wird (es konnte z. B. Interesse an den Brecht/Weill-Interpretationen Gisela Mays geweckt werden).

Der Kreis der aktiv Beteiligten:

Zu Beginn der intensiven Vorbereitungsphase erging ein Aufruf zum Mitmachen an alle Schüler des Entlaßjahrganges dieser Schule (ca. 45 Schüler). Der Inhalt des Stückes, Anlaß der Aufführung usw. wurden noch einmal vorgestellt (nur eine von drei Entlaßklassen hatte die Mannheimer Aufführung gesehen). Ein großes Plakat mit einer differenzierten Liste unterschiedlichster Betätigungsmöglichkeiten wurde ausgehängt (von drei Hauptrollen bis zum Kulissenbauarbeiter). Die anfallenden Tätigkeiten wurden genau erklärt. Fast alle Schüler (als einzelne, Gruppen oder Klassen) verpflichteten sich zur Übernahme bestimmter Aufgaben.

Ein besonderes Problem stellte die Besetzung der Rollen dar. Es war von Anfang an festgelegt worden, daß die Helfer sich auch bei der Übernahme von Rollen beteiligen sollten, um auf diese Weise Mitverantwortung auch auf diesem Sektor des Projektes zu dokumentieren. So entstand eine gemischte Besetzung (Schüler, studentische Helfer, Mitglieder der gewerkschaftlichen Kulturgruppe). Die Schüler hatten ein deutliches Übergewicht. Die Hauptrolle des Paul Ackermann wurde von einem Schüler eindrucksvoll gestaltet. Die meisten Rollen waren doppelt besetzt. In einigen Fällen teilten sich zwei Darsteller ein Rolle auf, während der Aufführung gab es dann einen „fliegenden Wechsel“ (wirkte sich nicht nachteilig aus). Bei der Besetzung der „Jenny“ und der Prostituierten gab es anfangs Schwierigkeiten, niemand wollte eine „Nutte“ spielen. Erst als man die Funktion dieser Mädchen im Stück begriffen hatte, konnte dieses Problem gelöst werden; später wurden die „Nutten“ äußerst realitätsgerecht gespielt, es war dies die einzige Stelle während der Aufführung, wo ein Teil der Elternschaft die Stirn in Falten legte.

Übungsformen:

Es entfaltete sich eine äußerst vielfältige Übungstätigkeit in und außerhalb der Schule. In der Regel wurden die Szenen erst frei gespielt, dann fand eine sukzessive Annäherung an den Text statt. Die Anbindung an den Text behinderte zunächst alle anderen Ausdrucksformen, zumal bei vorhandenen Leseschwierigkeiten. Ein Schüler erlernte im Verlaufe der Erarbeitung seines Textes das Lesen (in der 9. Klasse!). In der letzten Phase der Probenarbeit lösten sich die Schüler vom Textblatt. Einige Schüler sagten, sie hätten wahrscheinlich mehr Zeit in das Auswendiglernen ihrer Rolle investiert, als sie

für diese Tätigkeit zuvor während ihrer gesamten Schulzeit aufgewendet hätten.

Auf Bühnenbildarbeiten wurde großer Wert gelegt (die Stadt Mahagonny wurde mit Hilfe bemalter Leinentücher dargestellt). Das Auto, mit dem die drei Stadtgründer anreisen, wurde gleich zweifach konstruiert (die beiden Fahrzeuge wurden aneinander gekoppelt). Bühnenbild, Requisiten und Kostüme waren ein wesentlicher Faktor dafür, daß es den Darstellern während der Aufführung gelang, sich schnell „frei zu spielen“.

Es wurde darauf geachtet, daß jede Übung eine in sich geschlossene Teileinheit darstellte, d. h. in jeder Probe sollten die Schüler – möglichst auf dem Niveau schöpferischer Tätigkeit – etwas qualitativ Neues hervorbringen (ein Produkt, eine Einsicht, eine Fertigkeit). Durch den starken Bezug zum gegenständlichen Handeln gestaltete sich das Verhältnis von Exteriorisation und Interiorisation sehr günstig, d. h. durch ihre praktische Tätigkeit drangen die Schüler auch zusehends tiefer in den Aussagegehalt des Stückes ein.

Es kam vor, daß sich einzelne Vorbereitungsbereiche verselbständigten. So wurde das (außerschulische) Einüben der Massenszenen mit einer Grillaktion verbunden, aus der Instrumentalgruppe entwickelte sich ein Gitarrenkurs. Andererseits wurden vorhandene Neigungen und Fähigkeiten ausgenutzt: Eine schon bestehende Tanzgruppe wurde auf den „Tanz der Huren“ in Mahagonny verpflichtet.

Konflikte:

Zwischen den Schülern der Lernbehindertenschule, einem Teil der Lehrer sowie den Hochschulvertretern einerseits und der Schulleitung andererseits schwelte seit Jahren ein permanenter „Kleinkrieg“. Der Hauptvorwurf gegenüber der Schulleitung bestand in der rigorosen Anwendung bürokratischer Willkür gegenüber noch so unverfänglichen Initiativen auf Seiten der Schüler, Eltern oder Pädagogen. Zum Zeitpunkt, als für das Mahagonny-Projekt eine Genehmigung bei der Schulleitung eingeholt werden mußte, war diese erkrankt. Der Stellvertreter sagte weder ja noch nein, er duldete das Vorhaben mehr oder weniger stillschweigend. Als die intensive Vorbereitungsarbeit gut eine Woche angelaufen war, hatte auch der Genesungsprozeß der Schulleitung seinen Abschluß gefunden, und sie griff mit frischem Elan in die sich an „ihrer“ Schule ausbreitenden „Umtriebe“ ein. Sie ließ sich den Text des Brecht-Stückes vorlegen und befand ihn als ungeeignet für Schüler und Eltern.

Die Gründe:

- Das Stück stelle sowohl inhaltlich als auch bezüglich der kurzen Vorbereitungszeit eine Überforderung für Schüler und Eltern dar.
- Der Text animiere zur Prostitution, es fehle dem Stück die sittliche Qualität (dasselbe Argument mußte sich schon Brecht bei den ersten Aufführungsverboten von „Mahahonny“ von reaktionärer Seite entgegenhalten lassen – s. Schumacher 1977. Die Fraktion der NSDAP stellte am 27. 10. 1930 einen Antrag an den Oldenburgischen Staatsminister gegen die Aufführung von Mahagonny, weil es ein „Machwerk mit minderwertigem und unsittlichem Inhalt“ sei.)
- Der Stundenplan werde durch die Vorbereitungen durcheinander gebracht. Daraufhin untersagte die Schulleitung die Aufführung im Rahmen der Schul-

entlaßfeier in der Schule und ordnete an, daß die Vorbereitungsarbeit in der Schule zu unterbleiben habe; gegenüber dem Hochschullehrer, der als der eigentliche Inspirator dieses „Teufelswerkes“ angesehen wurde, wurde ein entsprechendes „Hausverbot“ verhängt.

Im Elternbeirat der Schule wurde das Projekt vorgestellt und gutgeheißen. Die Eltern erklärten sich bereit, selbst verschiedene Aufgaben für die Entlaßfeier zu übernehmen (Getränke, Imbiß, Raumgestaltung). Der Elternbeiratsvorsitzende – ein Feuerwehrkommandant – ließ sich am Tage darauf von der Schulleitung überzeugen (nach Abhören einiger Brecht-Zitate), daß „Mahagonny“ sittlich unter dem Strich liege und deshalb abgesetzt werden müsse.

Es entstand nun eine groteske Situation: Schüler (und mittlerweile auch Eltern), die das Stück verstanden hatten, mußten sich von einer Schulleitung, die nichts verstanden hatte oder verstehen wollte, vorwerfen lassen, daß sie nichts verstehen könnten. Dieser Zusammenhang wurde von den Schülern und den sich von ihrem Kommandanten distanzierenden Eltern erkannt, und man mobilisierte einen äußerst disziplinierten und am Ende erfolgreichen Widerstand. Das ganze Unternehmen wurde nun als „alternative Entlaßfeier“ in einen Saal verlegt, den eine Kirchengemeinde zur Verfügung stellte. SMV, die Klassenlehrer der Entlaßklassen und der Hochschullehrer richteten einen gemeinsamen Brief an die Eltern der Entlaßschüler. Dieser Brief löste eine gewaltige Solidaritätsbewegung aus. Die Schulleitung geriet stark unter Druck, und auch der Brandmeister fühlte sich plötzlich sehr einsam. Der Versuch, Schüler und Eltern doch noch auf eine „anständige“, offizielle, von der Schulleitung organisierte Entlaßfeier einzuschwören, war zum kläglichen Scheitern verurteilt.

Die Vorbereitungsarbeit war dennoch wesentlich erschwert. Proben fanden z. T. im Freien (auf der Neckarwiese) oder in Privatwohnungen statt, manches wurde heimlich in der Schule weitergearbeitet.

Die Aufführung:

Die Entlaßfeier wurde ein großer Erfolg. Die Eltern erschienen mit großem Anhang, der Saal war restlos gefüllt. Die Aufführung von „Mahagonny“ lebte von den großartigen Leistungen der Darsteller, vor allem auch der Schüler, die alle Gehemmtheit und Verkrampfung nach kurzer Zeit ablegen konnten. Ein Moderator verdeutlichte durch kurze Kommentare die Übergänge zwischen den Szenen für das Publikum. Vielleicht läßt sich der Gesamteindruck dieser Aufführung am besten so charakterisieren, daß an diesem Abend ein Stück BRECHT von jenen zurückerobert wurde, für die er in erster Linie geschrieben hat.

Unter den Zuschauern weilte auch fast das gesamte Lehrerkollegium (mit Ausnahme der ebenfalls eingeladenen Schulleitung), die Mehrzahl fand sich freimütig bereit, gewisse Vorurteile (Überforderung) zu revidieren. Im Anschluß an das Theaterstück gab es einen „gemütlichen Teil“ mit Getränken, Kuchen, Rockmusik und Tanz. Zwischendurch wurden einige Reden gehalten und Geschenke ausgetauscht; es waren kämpferische Reden, in denen Bedingungen für eine bessere Fähigkeitsentwicklung der sogenannten Lernbehinderten eingeklagt wurden. Das traditionelle Bild vom „Lernbehinderten“ als

„nem Defizit-Menschen wollte sich an diesem Abend niemand mehr verkaufen lassen.

Einige Thesen zur kulturellen Erziehung

In einem abschließenden Abstraktionsschritt soll versucht werden, die (kultur-)pädagogische Quintessenz aus den theoretischen Überlegungen der beiden ersten Abschnitte, vermittelt mit – am „Mahagonny“-Projekt exemplarisch dargestellten – praktischen Erfahrungen thesenartig anzudeuten.

1. Die Qualität eines jeden Bildungs- und Erziehungsprozesses steigt in dem Maße, wie es sich dabei um kulturelle Erziehung handelt. Kultur wird in diesem Zusammenhang nicht als ein eigenständiger Dingbereich aufgefaßt, sondern als ein Aspekt in der Gesamtheit menschlicher Tätigkeiten und Beziehungen. Kulturell aktiv werden Menschen, wenn sie ihre Tätigkeiten unter der Perspektive schöpferischen Denkens und Handelns organisieren.

Schöpferisches Denken und Handeln akzentuiert eine Qualität der menschlichen Tätigkeit, die zu produktiven Veränderungen in der natürlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit führt.

Der Mensch ist als individuelles und kollektives Subjekt Gestalter seiner Lebensbedingungen und damit Verwirklicher seiner selbst.

Dieser Zusammenhang erklärt jene Zweifel als unannehmbar, nach denen „Lernbehinderten“ und erst recht „Geistigbehinderten“ a priori die Fähigkeit schöpferischen Denkens und Handelns im Sinne einer kulturellen Tätigkeit abgesprochen wird, denn es fehle ihnen ja an an grundlegenden Voraussetzungen für das Hervorbringen objektiv gesellschaftlich neuwertiger materieller und geistiger kultureller Produkte. Hierbei wird übersehen, daß die (Selbst-) Formung des Menschen das eigentliche Zentrum und Ziel kultureller Aktivitäten darstellt. Die kulturellen Vergegenständlichungen sind lediglich Ausdruck einer sich schöpferisch mit der Umwelt auseinandersetzen und sich entwickelnden Persönlichkeit sowohl im individuellen wie im kollektiven Sinne, d. h. die schrankenlose Verwirklichung des schöpferischen Potentials der Mitglieder aller Klassen und Schichten der Gesellschaft ist das eigentliche Maß zur Beurteilung des kulturellen Niveaus einer Gesellschaft.

2. Im Gegensatz zu bestimmten Formen eines verbreiteten elitären bürgerlichen Kulturverständnisses berücksichtigt eine materialistisch orientierte kulturelle Erziehung den Klassencharakter von Kultur. Als Hauptaufgabe stellt sich hier gegenwärtig die Mobilisierung von Widerstand gegen eine massenhafte ideologische Korruption des Bewußtseins vor allem der sozio-ökonomisch benachteiligten Bevölkerungsschichten. Die Herstellung einer intellektuellen und ideologischen Unabhängigkeit der Beherrschten von den Herrschenden, der Benachteiligten von den Privilegierten müßte zu einer zentralen kulturkämpferischen Perspektive auch der Lernbehindertenpädagogik werden, allerdings nicht im Getto eines behindertenpädagogischen Reservates oder in der Isolation der Sonderschule als einer Institution des sozialen Ausschlusses. Die Befähigung und Anregung zur bewußten Gestaltung der Lebensbedingungen, die Ausweitung des sozialen Handlungs- und Erfahrungsraumes, die Vermittlung von Einsichten in gesellschaftliche Zusammenhänge von Reich-

tum und Armut, von Klugheit und Dummheit, von Partizipation und Isolation, die Durchsetzung einer wissenschaftlichen Grundeinstellung oder – um ein Programm des französischen Philosophen L. Sève aufzugreifen – die Befähigung zu einem „kämpferischen Leben“ als einzig möglichen Vorgriff auf das nichtentfremdete Leben in der Klassengesellschaft von morgen sind keine lernbehindertenspezifischen Programmpunkte, wenngleich sich die Probleme hier in verschärfter Form stellen.

3. Wie jede Erziehung hat auch die kulturelle Erziehung anzusetzen an dem aktuellen kulturellen Entwicklungsstand der jeweiligen Schülerpopulation. Dieser stellt sich dar als komplizierter Gesamtzusammenhang von materiellen Lebensbedingungen, von Lebensformen und Persönlichkeitsentwicklung, Kommunikationsformen, Konsumtionspraktiken, Erziehungsweisen, moralischen Normen, ästhetischen Maßstäben, vom Stand des Klassenbewußtseins, von der Beziehung zu Kunst, Theater, Literatur usw.

Auf empirisch-deskriptiver Ebene hat man sich in der Vergangenheit vielfach bemüht, in der Lebensweise der Angehörigen der Arbeiterklasse oder speziell der Familien sog. Lernbehinderter ein in bestimmten Bereichen einheitliches, von anderen Populationen unterscheidbares kulturelles System zu sehen und die entsprechenden Merkmale herauszuanalysieren. Dabei behalf man sich mit Begriffen wie ‚Subkultur‘, ‚Alltagskultur‘ oder ‚Arbeiterkultur‘. Ob die bisher vorliegenden Analysen ausreichen (und ob das hierzu verwendete methodische Instrumentarium den Ansprüchen genügt), um die *tatsächliche kulturelle Lage* der unteren Volksschichten als Anknüpfungspunkt für eine kulturelle Erneuerung nutzen zu können, muß bezweifelt werden (s. hierzu Rotermund 1980). In der Einschätzung des kulturellen Niveaus von Arbeiterfamilien ist in jedem Falle Vorsicht geboten. Es trägt widersprüchliche Züge, enthält Momente eines fortschrittlichen Potentials ebenso wie Kennzeichen einer desolaten kulturellen Verkümmern. Hier gilt es, das weiterzuführen, was schon an fortschrittlichen Elementen existiert. In polemischer oder irgendeiner anderen Weise muß das Vorhandene als Grundlage zur Entfaltung produktiver kultureller Bedürfnisse, ästhetischer Kategorien und kulturellen Schöpfungstums genutzt werden.

Was Gramsci für die Literatur fordert, läßt sich eigentlich auf die gesamte kulturelle Erziehung übertragen: „Es ist wichtig, daß sie ihre Wurzeln im ‚Humus‘ der Volkskultur schlägt, so, wie sie ist, mit ihrem Geschmack, ihren Tendenzen usw., mit ihrer moralischen und intellektuellen Welt, sei sie auch noch so zurückgeblieben und konventionell“ (zit. n. Kebir 1980, S. 105).

In den fortschrittlichen Teilen der Liedermacherbewegung oder in der Bewegung ‚Rock gegen rechts‘ deutet sich die Verwirklichung dieser Prinzipien an, die Kulturarbeit E. Cardenas mit nikaraguanischen Bauern in Solentiname bot in dieser Hinsicht ein Beispiel von höchster Vollendung.

In einer auf der konkreten Lebenssituation der Schüler gegründeten kulturellen Erziehung ist auch die Funktion der pädagogischen Diagnostik neu zu überdenken. Es ist die Entwicklung einer parteilichen sozialen Diagnostik zu fordern, die die Ausformung von Persönlichkeitsmerkmalen als Komponente eines permanenten Austauschprozesses des Individuums mit den determinierenden Lebensbedingungen interpretiert.

4. Das künstlerische Schaffen ist ein Bereich, in dem der kulturelle Aspekt der menschlichen Tätigkeit dominant in den Vordergrund rückt. Die verschiedenen Kunstgattungen haben eigenständige technische, handwerkliche und ästhetische Systeme entwickelt, die ihnen je unterschiedliche Möglichkeiten der Widerspiegelung von Realität bieten. Neben dem Moment der Erkenntnis tritt das Moment des Genusses besonders bei der Aneignung und Produktion von Kunstwerken hervor. Brecht brachte diesen Zusammenhang auf die kurze Formel vom „Theater als Mittel lustbetonter Realitätserkenntnis“.

Zwischen Laien- und Amateurkunst auf der einen sowie professionellem Kunstschaffen auf der anderen Seite bestehen enge Wechselbeziehungen. In der Vermittlung dieser beiden Bereiche liegt eine grundlegende Aufgabe der ästhetischen Erziehung – auch in der Schule für Lernbehinderte.

In der Einschätzung der klassischen Kunst trifft man in der gewerkschaftlichen Kulturarbeit, aber auch in der kunstpädagogischen Diskussion der Haupt- und Sonderschule ambivalente Einstellungen an. Entweder glaubt man, Arbeitern sei ein Zugang zur klassischen Kunst generell erschwert oder gar unmöglich, oder die klassische Kunst wird leichtfertig als „elitär“ abgetan. Das große Interesse breiter Bevölkerungsschichten in den sozialistischen Staaten (besonders in der DDR und der UdSSR) an klassischer Kunst spricht gegen das erste Argument, während der Vorwurf des Elitären die Tatsache negiert, daß gerade die klassische Kunst zahlreiche Komponenten des Allgemeinmenschlichen enthält und daß sie zudem häufig die Sehnsucht der Menschen nach Emanzipation, Befreiung, Fortschritt, Gerechtigkeit usw. in einer hochentwickelten Form widerspiegelt. Mit leichtfertigen Bemerkungen über „kulturmissionarische Bemühungen“ bei Arbeitern oder sog. Lernbehinderten sollte man daher nicht zu voreilig sein.

Auch im DGB hat das Bewußtsein für eine demokratische Kulturarbeit in den letzten Jahren zugenommen und es zeigen sich Tendenzen eines kulturellen Aufschwungs (Songgruppenbewegung, Kooperative Ruhrfestspiele, Werkkreis Literatur der Arbeitswelt usw.).

Neben der klassischen Kunst, aber nicht unabhängig von dieser existieren Elemente einer speziellen fortschrittlichen Kunst, die eng mit der Tradition der Arbeiterbewegung in den kapitalistischen und sozialistischen Ländern verbunden ist. Unter den Bedingungen kultureller Herrschaft zeichnet sich die Gefahr ab, daß die Arbeiter auch den Kontakt zu „ihrer“ Kunst, zu ihren kulturellen Avantgardisten verlieren. Dies ist auf eine systematische Unterdrückung von fortschrittlicher Kunst in den Medien und in der öffentlichen Kulturpolitik bis hin zur Lehrplanpolitik, des weiteren aber auch auf eine systematische Vereinnahmung von fortschrittlicher parteilicher Kunst durch bürgerliche Kreise zurückzuführen; hiermit ist nicht nur das Distributionsproblem angesprochen, sondern es ist auch gegen eine Verbürgerlichung fortschrittlicher Kunst einzutreten, wie sie sich in der Art und Weise von Theaterinszenierungen, in Konzeptionen der Literaturdidaktik und vor allem in der Praxis der kulturellen Erziehung häufig zeigt.

Welch gestörtes Verhältnis zur Tradition fortschrittlicher Kultur selbst ein sozialdemokratischer Bundesminister für Bildung und Wissenschaft zu erkennen gibt, beweist folgendes Zitat aus dem Grußwort Schmudes auf der 12.

Jugendkonferenz der IG Metall: „Wir dürfen nicht mit Argumenten – und Gedichten und Liedern – kämpfen, die vor vierzig, dreißig Jahren berechtigt waren, weil sie genau trafen, die aber heute abgestanden sind, weil sie nicht mehr zutreffen und also auch nicht mehr treffen. Reaktionäre Tendenzen haben heute ein anderes Gesicht, sie äußern sich anders, sie wirken sich anders aus als vor fast einem halben Jahrhundert. Um es an einem Beispiel anschaulich zu machen: Auch in mir werden Trauer und Zorn wach, wenn ich ‚Das Lied der Moorsoldaten‘ höre. Aber in der Bundesrepublik des Jahres 1980 gibt es keine Moorsoldaten und keine Peiniger der Moorsoldaten.“ (zit. nach Eiserne Lerche 3/1980 S. 3.)
Hier zeigt sich ein Punkt, wo bürgerliches Kulturverständnis in kulturelle Barbarei umschlägt.

Literaturhinweise:

- Altstaedt, Ingeborg*: Zur Theorie und Praxis der Lernbehindertenpädagogik aus der Sicht der kritisch-dialektischen Erziehungstheorie in: Jantzen, W. (Hrsg.): Theorie und Praxis der Behindertenpädagogik, Gießen (Focus) 1978, S. 83–200.
Benjamin, Walter: Programm eines proletarischen Kindertheaters. In: ders.: Über Kinder, Jugend und Erziehung, FaM (Suhrkamp/1979⁵) S. 49–86.
Brecht, Bertolt: Gesammelte Werke. 20 Bände, FaM (Suhrkamp) 1975.
Cremer, C.; Müller H.: Politisches Lernfeld Zeltlager. In: deutsche jugend, 27. Jg. 1980/3, S. 112–122.
Das, J. B.; Kirby, J. K.; Jareman, R.: Simultaneous and successive cognitive processes. New York (Academic press) 1979.
Engelen, B.: Die Krise des Kinder- und Jugendtheaters. Vortrag auf dem 5. Schorndorfer Theaterfestival.
Engels, F.: Brief an Minna Kautsky, 26. November 1885 in: MEW Bd. 36, Berlin (Dietz) 1975.
Haug, W.: Nützliche Lehren aus Brechts „Buch der Wendungen“ in: ders.: Bestimmte Negation FaM (Suhrkamp) 1973, S. 70–93.
Holzkamp, K.: Sinnliche Erkenntnis, Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Kronberg/Ts. (Athenäum) 1976.
Holzkamp-Osterkamp, Ute: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung. FaM/New York (Campus) 1975.
Holzkamp-Osterkamp, Ute: Die Übereinstimmung/Diskrepanz zwischen individuellen und gesellschaftlichen Zielen als Bestimmungsmoment der Vermittlung zwischen kognitiven und emotionalen Prozessen. In: Braun, K. H.; Holzkamp, K. (Hrsg.): Kritische Psychologie Band 2 Köln (prv) 1977, S. 72–88.
Jantzen, W.: Das Verhältnis von Arbeit und Therapie als Grundproblem kritisch-psychologischer Praxis. In: Braun, K. H.; Holzkamp, K. (Hrsg.): Kritische Psychologie Band 1, Köln (prv) 1977, S. 176–188.
Jantzen, W.: Materialistische Behindertenpädagogik und Therapie in: Probst, H. (Hrsg.): Kritische Behindertenpädagogik in Theorie und Praxis, Oberbiel (Jarick) 1979, S. 136–174.
Kebir, S.: Die Kulturkonzeption Antonio Gramscis. München (Damnitz) 1980.
Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin (Dietz) 1974.
Metscher, Th.: Ästhetik als Abbildtheorie. In: ders.: Kunst und sozialer Prozeß. Köln (prv) 1977, S. 150–220.
Mittenzwei, W.: Brecht und die Schicksale der Materialästhetik in: ders.: Wer war Brecht. Westberlin (Verlag DEB) 1977, S. 695–631.

- Newerowitsch, J. S.*: Elementare Formen der Arbeitstätigkeit im Vorschulalter. In: Psychologie der Persönlichkeit und Tätigkeit des Vorschulkindes. Berlin (Volk und Wissen) 1977², S. 75–96.
Richard, J.: Brechts Lehrstück-Theater und Lernen in der Schule, in: Steinweg, R. (Hrsg.): Auf Anregung Bertolt Brechts. FaM (Suhrkamp) 1978.
Rubinstein, S. L.: Grundlagen der allgemeinen Psychologie Berlin (Volk und Wissen) 1977⁹.
Schumacher, Ernst: Brecht als Subjekt und Objekt der Kritik. In: Hecht, W. (Hrsg.): Brecht 73. Berlin (Henschelverlag Kunst und Gesellschaft) 1973, S. 73–97.
Schumacher, E.: Die dramatischen Versuche Bertolt Brechts. Westberlin (DEB) 1977.
Sève, Lucien: Marxismus und Theorie der Persönlichkeit. FaM (VMB) 1977³.
Suchomlinski, Wassili: Vom Werden des jungen Staatsbürgers. Berlin (Volk und Wissen) 1977².
Ulmann, G.: Bedürfnisorientierte Erziehung zur Kreativität. In: Die Grundschule, 6. Jg. 1974/12, S. 624–632.
Weiss, Peter: Alle Zellen des Widerstands miteinander verbinden. In: Kürbiskern 2/1973, S. 314–320.
Wekwerth, Manfred: Produktive Unruhe. Ein Gespräch mit Ursula Reinhold. In: Kürbiskern 2/1973, S. 362–376.
Wilms, W. R.: Soziales Lernen in der Schule für Lernbehinderte. In: Baier, H. (Hrsg.): Unterricht in der Schule für Lernbehinderte Donauwörth (L. Auer) 1978.
Wilms, W. R., Schepers, M., Löchte, K., Weiser, M.: Kinder- und Jugendtheater als eine Möglichkeit politisch-sozialen Lernens in der Schule für Lernbehinderte. In: Probst, H. (Hrsg.): Kritische Behindertenpädagogik in Theorie und Praxis. Oberbiel (Jarick) 1979.
Wilms, W. R., Schepers, M., Löchte, K., Weiser, M., Elbs, P.: Kindertheater als eine Möglichkeit politisch-sozialen Lernens mit „Lernbehinderten“. In: Wilms, W. R. (Hrsg.): Lernen mit „Behinderten“ Ravensburg (O. Maier) 1979.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.
KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40.
Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schelleman, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor (Verlag „pläne“ GmbH, Dortmund), Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift für Verlag, verantwortlichen Redakteur und Anzeigenverantwortlichen: Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40.
Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuß.
Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr. Postcheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München. Zweigstelle Kurfürstenplatz, Kontonummer 3518008.
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.
ISSN 0023-5016.



Wolf Brannasky

Erste Hochrechnung

Politische Lieder aus fünfzehn Jahren
(brosch., 80 Seiten, DM 12,-)

Der Münchner Liedermacher Wolf Brannasky ist jetzt endlich auch Schwarz auf Weiß zu haben: mit einer Auswahl seiner Lieder aus den vergangenen fünfzehn Jahren. Neben den obligaten Noten und Gitarregriffen erhält das Bändchen seinen besonderen Gebrauchswert durch informative Begleittexte zu den einzelnen Liedern, die den jeweiligen politischen Hintergrund erläutern. Eine knappe, höchst originäre Geschichte der Bundesrepublik seit 1967 in Liedform, gedruckt für alle, die Wolf Brannaskys Lieder kennen und mögen, singen und spielen möchten oder einfach nur kennenlernen wollen.

Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstr. 146
8000 München 40

DISKURSE ÜBER THEA-
TER. BEITRÄGE ZUR
ARBEIT UND ÄSTHE-
TIK VON STADTTHEA-
TERN UND FREIEN
GRUPPEN. ZU KULTUR-
POLITIK UND MEDIEN-
WISSENSCHAFT.

Einzelheft 8 DM,
Abo 32 DM.

THEATER THEATERSCHRIFT
THEATERSZEIT
HEFTE FÜR THEATERTHEORIE UND -PRAXIS
Schwerpunkt Heft 2 Schauspieler

Studenten Abo 28 DM

MEHR ALS EIN FEUILLE-
TON. VIERMAL IM JAHR.
AUFSATZE, INTERVIEWS,
REZENSIONEN AUF ÜBER
100 SEITEN. FÜR 8 MARK

REDAKTION / VERTRIEB: GROSSBEERENSTRASSE 13A
1000 BERLIN 61

DAS ARGUMENT

Argument-Vertrieb
Tegeler Str. 6
1000 Berlin 65



ENTWÜRFE
VON FRAUEN

Entwürfe von Frauen
in der Literatur des 20. Jahrhunderts
Literatur im historischen Prozeß NF 5
Argument-Sonderband AS 92
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



ARBEITER-
ALLTAG

Arbeiteralltag — Mode oder Methode?

Bäuerliches Gesinde: Lebensweise
und Lebensperspektiven. Erziehung in
der Fabrik. Arbeiter berichten über
ihren Ehealltag.

Argument-Sonderband AS 94
160 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM



Frau und Arbeit

Zum Zusammenhang von Patriarchat
und Klassenherrschaft
Automation: Neue Arbeit für Frauen?
DM 12,-/f. Stud. 9,- (Abo: 9,80/7,50)

Neue Bücher für jeden aus dem

CARUSSELL
VERLAG

Für Durchblicker



Immo Jalass
**BEWUSSTSEINERWEITERUNG
UND SELBSTTREPANATION**
90 Seiten, DM 14.80

Ein schockierender Autorenbericht über den radikalen Weg der Bewußtseinerweiterung mit Drogen, Yoga bis zur Schädelbohrung! Auf Fragen wie "Haschisch — eine Einstiegsdroge", Egoverlust und Psychovitamine wird erschöpfend eingegangen.

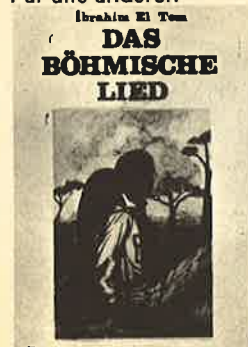
Für Lyriker



P. Gries (Hg)
LAUFMASCHEN — neue Gedichte
170 Seiten, Abb. DM 16.80

Eine pralle Lyrikanthologie mit 50 Autoren und vielen verschiedenen Gedichten, Ideen und Gedanken. Als Widmung enthält das Buch die PLUTONIUM ODE von Allen Ginsberg.

Für alle anderen



Ibrahim El Tom
DAS BÖHMISCHE LIED
Roman, ca. 180 Seiten, DM 19.80

Ein packender Liebesroman zweier ungleicher Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen. Ein junger afrikanischer Student verliebt sich in eine reife Europäerin. Der Autor berichtet spannend von der ersten Seite bis zum dramatischen Ende.

diese Bücher sind in jeder guten Buchhandlung oder direkt ab Carussell Verlag, 8411 Michelsneukirchen, erhältlich.

EINLADUNG ZUR SUBSKRIPTION

Als 1980 unsere LITERATEN erschienen, war die kleine Messe-Sonderdruck-Auflage nach kurzer Zeit vergriffen. Wir kündigten damals eine baldige Neubearbeitung an, für die wir nun zur Subskription einladen.

Wie Sie vielleicht wissen, ist das Munzinger-Archiv kein Buchverlag im eigentlichen Sinne. Unsere Informationsdienste erscheinen als Loseblattwerke im wöchentlichen Abonnement. Gebundene Teilausgaben sind sozusagen ein zusätzlicher Service für Journalisten, Redakteure, Publizisten, Schriftsteller, Buchhändler, Wissenschaftler, Schüler, Lehrer, Studenten und Dozenten.

Auch die jetzige Auflage der LITERATEN wird nicht allzugroß sein. Rechtzeitige Vorbestellung sichert Ihnen daher auf jeden Fall ein Exemplar. Der Band enthält 250 Kurzbiographien von deutschsprachigen Schriftstellern der Gegenwart. Für die Darstellung wurde ein Mittelweg zwischen literaturwissenschaftlicher Ausführlichkeit und lexikalischer Kürze gewählt. Bei der Auswahl ging es uns darum, vor allem jüngere (nicht nur altersmäßig gemeint) Autoren vorzustellen. Manche von ihnen finden sich in anderen Nachschlagewerken nur mit knappen Angaben oder aber überhaupt nicht.

Wir zitieren an dieser Stelle gern den Schweizer Schriftsteller Otto Steiger: "Die mir zugestellte Biographie ist außerordentlich genau, ich kann Sie dazu nur beglückwünschen. Der Salat in den biographischen Lexika wäre weniger groß, wenn alle nur halb so gründlich vorgehen."

Zu den bearbeiteten Biographien gehören u.a. Wolfgang Beutin, Wolfgang Bittner, Manfred Bosch, F.C. Delius, Ingeborg Drewitz, Burkhard Driest, Werner Dürrson, Gisela Elsner, Herbert Friedmann, Gerd Fuchs, Margarete Hannsmann, Franz Hohler, Josef Ippers, Yaak Karsunke, Hermann Kinder, Klaus Konjetzky, August Kühn, Otmar Leist, Richard Limpert, Kurt Marti, Mirjam Pressler, Friederike Roth, Peter Schütt, Dorothee Sölle, Arthur Troppmann, Fred Wander, Uwe Wandrey, Klaus Peter Wolf.

ISBN 3-923070-01-2, br., ca. 500 S. 48,- DM

Subskriptionspreis bis 31.12.1982: 35,- DM

Bitte bestellen Sie über den Buchhandel oder direkt bei:

MUNZINGER-ARCHIV GMBH Archiv für publizistische Arbeit
Hans-Züricher-Weg 7, D-7980 Ravensburg

ABATE CARMINE, geb. 1954 in Carfizzi (Kalabrien). Gastarbeitersohn, Eltern leben seit 1961 in Hamburg. Bis 1979 zwischen Italien und der BRD hin- und herpendelnd. Lehrer, mehrere Jahre italienische Emigranten in Abendkursen in Hamburg, Bremen und Lübeck; in Bielefeld und Bremerhaven italienische Kinder unterrichtet (1979–1982). Veröffentlichungen: „Nel labirinto della vita“ (1977, Roma, Gedichtband), Mitverfasser in: Biondi u. a. (Hsg.), „Zwischen Fabrik und Bahnhof“ (1980, Bremen); Biondi u. a. (Hsg.), „Annäherungen“ (1981, Bremen); Werkkreis Literatur der Arbeitswelt (Hsg.), „Sehnsucht im Koffer“ (1981, Frankfurt); Giambusso (Hsg.), „Le radici qui-Wurzeln hier“ (1981, Dortmund). Erzählungen und Gedichte in deutschen und italienischen Zeitungen und Zeitschriften.

d'ADAMO VITA, geb. 1927 in Torre del Greco (Italien). Nicht abgeschlossenes Jurastudium in Neapel, Handlungsreisender, Publizist, Schriftsteller, Übersetzer. 1971 in die BRD emigriert, arbeitet z. Z. als Drehler. Artikel, Gedichte und Erzählungen in Zeitschriften.

ALBRECHT RICHARD, sh. KK 2/82.

BASARGAN ÖZDEMİR, geb. 1935 in Yozgat/Türkei. Ehm. Marineunteroffizier. 1963 Metallhilfsarbeiter in Pforzheim, 1966–69 Angestellter bei den US-Streitkräften in Frankfurt/M. Seit 1969 in Westberlin. Werkdolmetscher in großen Elektrokonzernen. Ab 1971 Dolmetscher im Öffentlichen Dienst. Mitglied bei der türkischen Schriftsteller-Gewerkschaft und beim VS in der IG Druck und Papier. Veröffentlichungen: Übersetzung aus dem Französischen ins Türkische, kurze Gedichte. Aus dem Deutschen ins Türkische „Sie nannten ihn Amigo“, ein antifaschistisches Kinderbuch aus der DDR, verfilmt. Eigene Veröffentlichungen: „Geburt Sofrasi“ (Roman), frei übersetzt: „Fuße unter fremdem Tisch“, Erzählungen und Märchen in deutscher und türkischer Sprache.

BEKTAŞ HABİB, geb. 1951 in Salihli/Türkei. Lebt seit 1973 in der BRD.

BIONDI FRANCO, geb. 1947 in Italien, seit 1965 in der BRD. Elektroschweißer und Chemiarbeiter; zweiter Bildungsweg: Studium der Philosophie. Veröffentlichungen in Italienisch und Deutsch, zuletzt „Passavantis Rückkehr“ (Neue Reihe Atelier 7), „Die Tarantel“ (Neue Reihe Atelier 10, Verlag Atelier im Bauernhaus). Mitherausgeber der Reihe „Südwind gastarbeiterdeutsch“.

CALTOFEN RODOLFO, geb. 1895, Studium Volkswirtschaft, Geschichte, Sprachen. Journalist. P.E.N. Club français, ISDS Zürich, Ass. Presse Amérique Latine, Inst. Cultura Chibcha, Kolumbien. Roman. Essays, Reportage.

CHIELLINO CARMINE (GINO), geb. 1946 in Kalabrien, seit 1970 in der BRD. Schreibt Deutsch und Italienisch. Buchveröffentlichungen „Italien I, II“ und zur Futurismusdebatte. Lehrer in Augsburg für Italienisch. Zur Zeit verantwortlich für PoLiKunst; Anschrift: Radaust. 19e, 8900 Augsburg 22.

DIKMEN SINASI, schreibt über sich: Ich bin 1945 in einem kleinen anatolischen Dorf geboren. Die Volksschule habe ich in meinem Dorf besucht, dann war ich auf die Mittelschule in Ladik (einer kleinen Stadt in der Nähe der Provinzstadt Samsun an der Schwarzmeerküste). Nach der Mittelschule habe ich in Ankara ein staatliches Internat besucht. Dann war ich Gesundheitsbeamter. Im April 1972 bin ich nach dem Traumland Deutschland gekommen, mit der großen Hoffnung, in kürzester Zeit zum großen Geld zu kommen. Jetzt bin ich auf der chirurgischen Intensivstation an der Universitätsklinik in Ulm tätig.

DOUKA MARO, geb. 1947 in Chania-Kreta (Griechenland). Die Erzählung „Wie ein Fotoman“ entstammt dem Erzählband „Karree Fix“. Die Übersetzung besorgte eine Arbeitsgruppe des Instituts für Klassische Philologie der Universität Frankfurt/M. unter der Leitung von Niki Eideneier. D. M. arbeitet am 2. Roman unter dem Arbeitstitel „O kipsos ton apolaseon – Der Garten der Genüsse“. Weitere Veröffentlichungen: der Roman „Archéa Skkuria – Alte Schlacken“ (1980).

FRANK DIETER, geb. 1943. Studium Soziologie, Germanistik, Philosophie in Frankfurt/M.

FRIEDMANN HERBERT, geb. 1951 in Groß-Gerau, lebt in Pfungstadt (Hessen). Nach der Schule kaufmännische Lehre. Fast zehnjährige Tätigkeit als kaufm. Angestellter. Jetzt freier Schriftsteller. VS-Mitglied. Veröffentlichungen: Kalle Durchblick, Mitherausgeber von Stories im Blaumann. Lyrik, Kurzprosa, Satiren. Rezensionen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien; zuletzt: „Friedensfibel“, „Startbahn West: Der Weg in die falsche Richtung“.

HAUSCHILD JAN-CHRISTOPH, geb. 1955 in Leinsweiler/Pfalz, lebt in Neuss. Hochschulstudium in Düsseldorf, z. Z. Dissertation über Georg Büchner; Redakteur bei der Düsseldorfer Heine-Ausgabe. Beiträge und Mitzenen u. a. zu Büchner, Goethe und Kafka. Im Verlag der Autoren ist das Theaterstück „Büchners Aretino. Eine Fiktion“ erschienen (1982). Eine Bearbeitung von Aristophanes „Der Frieden“ ist gerade abgeschlossen.

HÖHN MICHAEL, sh. KK 4/81. Der Text wurde von Pfarrer Michael Höhn auf der Abendveranstaltung des Münchner Symposiums gegen Ausländererlaß vorgetragen.

HOFFMANN RAOUL. Mit dem Motto aus „Paris-Harlem“ bezieht er sich auf den ersten in KK 3/79 veröffentlichten Bericht.

KÜHNEL REINHARD, Professor an der Universität Marburg. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Faschismustheorie, u. a. „Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten“ (Pahl-Rugenstein-Verlag).

LANGE WIGAND, geb. 1946 in Heide. Studium der Germanistik, Amerikanistik und Geschichte in München, Regensburg und Madison, Wisconsin (USA). Assistenzprofessor an der Marquette University in Milwaukee (USA). Rundfunk- und Zeitungstätigkeiten. Seit 1981 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Tübingen. Veröffentlichungen: „Theater in Deutschland nach 1945. Zur Theaterpolitik der amerikanischen Besatzungsbehörden“ (1980). Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen.

MAISEL KIRTI MICHAEL, geb. 1951. Studium Germanistik, Geschichte, Politische Wissenschaften in Köln und München. Arbeiten über Alfred Andersch und Peter Weiss; Literatur- und Filmkritiken. Zur Zeit Referendar. „Amerika und anderswo“ ist 1982 geschrieben.

MANNHARDT BERND, geb. 1961 in Berlin. Besuch einer Gesamtschule, Mittlere Reife. Lehre als Einzelhandelskaufmann „aus Gewissensgründen mit vorgezogener Prüfung zum Kaufmannsgehilfen abgeschlossen“ (darüber das Buch „Lehrzeit-Leerzeit? Eine Lehrlingsgeschichte“). 1982 Staatsexamen zum Erzieher. Im Vorstand der „Aktion gegen Kriegsspielzeug e. V.“. Intensive Beschäftigung mit dem Machen von Liedern, Gedichten, Erzählungen und graphischen Montagen mit politischen Aussagen. Verschiedene Einzelveröffentlichungen.

MORALES JOSÉ VERA, geb. 1948 in Perú. Seit 1969 in der BRD. Lebt in Augsburg und ist als Spanischlehrer tätig.

OZKAN HÜLYA SERAP, geb. 1956 in Diyarbakir/Türkei. Kam 1966 in die BRD, wo sie 1976 das Gymnasium abschloß. Z. Z. studiert sie in München Politische Wissenschaften, Psychologie und Publizistik.

PERRY RANDY, sh. KK 3/82.

SCHAMI RAFIK, geb. 1946 in Syrien. Seit 1971 in der BRD. Verschiedene Arbeiten auf Baustellen und in Fabriken, danach naturwissenschaftliches Studium. Veröffentlichungen in Deutsch und Arabisch. Schriftsteller. Mitherausgeber der Reihe „Südwind gastarbeiterdeutsch“.

SCHIPPER-RAPPENSTEIN/UTA, geb. 1936 in Kassel. Seit 1960 in München Hausfrau, Mutter, Scheidung. Im Winter 1981 zog sie sich aufs Land zurück und lebt nun schreibend in Niederbayern.

SCHÜTT PETER, sh. Zeit-Gedichte 2–1980.

TONDERN ALF, sh. KK 1/82.

ÜNAL MEHMET, geb. 1951 in der Türkei. Seit 1976 in der BRD. Theaterstudium und Theaterarbeit. Sozialberater für türkische Arbeiter. Fotoreportagen über Ausländer in verschiedenen Zeitschriften. Veröffentlichungen in Deutsch. Vorstandsmitglied der PoLiKunst.

VALENTA REINHARD, sh. KK 3/80.

WILMS WOLF RÜDIGER, sh. KK 2/82.

Berichtigung:

Der Beitrag „Kiew 1500 Jahre alt“ von Eghor Kostetzyk in KÖRBISKERN 4/82 enthält leider einige Druckfehler. Auf Seite 136 muß es in der 5. Zeile von oben richtig „punzest“ statt „putzest“ heißen. In der 7. Zeile richtig „Leichentücher“ statt „Leichtentücher“. Auf Seite 137 unten muß der letzte Absatz richtig lauten: „Wieviel blieb dafür aber von ‚herrenlosem Gut‘! Wie herrlich, wie human! Wie pentagonisch und washingtonisch! Und der Glückspilz holt aus dem Bunker eine überlange Harke und rafft unbeschädigte Dollars unter sich zusammen und Francs und Mark, Drachmen und Pfennig. Dies alles ist sein, sein, sein! Er ist der Reichste, er ist der Mächtigste, er ist der Herrscher der Welt! Aber welcher? Es gibt doch die Welt nicht mehr! Und der ganze Reichtum ...“



Verlag
J.H.W. Dietz
Nachf.



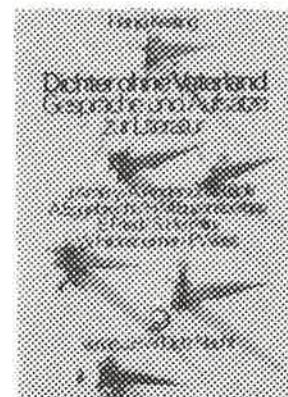
Hermann Glaser

Im Packeis des Unbehagens Eine persönliche Bilanz des Generationenkonflikts

216 Seiten. 29,80 DM

„Damit ich mein Metier ausüben kann, schreibe ich Texte, von denen ich mir einbilde, sie verhindern, daß ich eines Tages wieder eine Straßenwalze in einem KZ ziehen muß.“

Ein Satz, der in die Vergangenheit und literarische Herkunft aller in diesem Band befragten und dargestellten Autoren weist und gleichzeitig eine Konzeption der Literatur nach 1945 umreißt, die in ihrer geschlossenen Gestalt bisher kaum wahrgenommen worden ist: Literatur als Widerstand, Schreiben als Überlebensstrategie.



Hanjo Kesting

Dichter ohne Vaterland Gespräche und Aufsätze zur Literatur

220 Seiten. 24,80 DM

Die Kluft zwischen den Generationen ist in den letzten Jahren immer größer, die Verständigung immer schwieriger geworden. Doch in diesem Buch wird nicht dieser Verlust von Nähe und Gemeinsamkeit beklagt, sondern vielmehr die Frage gestellt, woher die Entfremdung zwischen den Generationen rührt und welche Schritte zur Veränderung getan werden müssen. Und so ist es auch der Versuch einer persönlichen Bilanz von einem der das Fürchten gelernt hat in der Sprachlosigkeit zwischen Jungen und Alten und der dennoch versucht, die Gesetze der Vernunft mit den Interessen der Sinne zu versöhnen.

